A96
Lc 161/15

Lorenz v. Westenrieders

sämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländischen Liter

K. B. REKTORAT D. ALTEN GYMNASIUMS IN BAMBERG

Fünfzehnter Band.

Kempten, 1833.
Druck und Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Obermaier.

Der durch ausgezeichnete Talente, Verdienste und Schicksale verewigte, Joh. Eucharius Freih. von Obermaier, wurde den 26. April 1724 in dem bayerischen Städtchen Wembding geboren; er studirte in den niedern, und den sogenannten philosophischen Schulen zu München, begab sich dann, um die Rechtsgelehrsamkeit zu studiren, nach Würzburg, und nachdem er sich daselbst zwei Jahre aufgehalten hatte, im Jahre 1747 nach Ingolstadt, wo er seine juristische Laufbahn vollendete, und die Würde eines Licentiaten beider Rechte erhielt. Nun gieng er nach München, um daselbst als Hofgerichtsadvokat seine Kräfte zu versuchen, und zeichnete sich durch seinen geschickten Fleiß, und Scharfsinn in kurzer

Zeit dergestalt aus, daß er nicht nur sogleich im Jahre 1748 zum wirklichen Hofkammerrath und Fiskal mit einem jährlichen Gehalt von achthundert Gulden angestellt, sondern schon überhaupt in schwereren Angelegenheiten zu Rathe gezogen wurde. So wurde er im Jahre 1750 zur erneuerten sogenannten speyerischen Deputation mit beigezogen, und im folgenden Jahre als kurbayerischer Abgeordneter zur Grenzberichtigungskonferenz mit den öttingisch=wallersteinischen Deputirten abgeordnet, wo er so glücklich war, eine Streitsache, welche über dreihundert Jahre gedauert hatte, sich ihrer endlichen Ausgleichung nahen zu sehen. Seine eben so gründlichen, als klugen Verhandlungen erwarben ihm bei Hofe so vieles Zutrauen, daß er noch im nämlichen Jahre 1751 und zwar, wie das Hefdekret sagte, „aus vorzüglichem gnädigsten Vertrauen in seine ausnehmende Gelehrsamkeit, und in Justizsachen bewiesene besondere Experienz, dann erprobte Integrität und unermüdeten Fleiß" zum kurfürstl. Revisionsrath, mit einem jährlichen Gehalt von 1200 fl. ernannt wurde. Im Jahre 1752 wurde er auch zu der, damals errichteten, Forstkommission gezogen, und im Jahre 1754 wurde er von Sr. Durchlaucht Herzog Clement zur Besitznehmung der herzogl. Clementinischen Herrschaften und Be=

richtigung der Geschäfte, welche dabei beizulegen waren, mit der ausgedehntesten, vertrauensvollsten Vollmacht nach Böhmen, und im Jahre 1756 von der Frau Herzoginn Maria Anna in ihren Angelegenheiten nach Mannheim, im Jahre 1759 wieder vom Herzog Clement mit ähnlichen Aufträgen nach Böhmen geschickt. Im Jahre 1773 wurde er zur Ausgleichung der mit Neuburg und Sulzbach entstandenen Grenzirrungen gezogen; und so ergab sich beinahe kein Vorfall von außerordentlicher Wichtigkeit, wo nicht seine Treue, Klugheit und erfahrne Einsicht aufgefordert wurde, seine bereits dem Hofe und Staate geleistete Dienste mit neuen zu verschönern; und was vollends bei ihm die herrlichste Erscheinung war, so traf bei ihm auch ein, (was gemäß der verschiedenen Schicksale der Menschen in Wahrheit nicht immer vereinigt zu seyn pflegt), daß, wie seine Arbeiten, so auch die ihm gegebenen Beweise von Achtung und Ermunterung, daß, wie seine Verdienste, so auch die Belohnungen stiegen. Der Kurfürst Maximilian III., so wie sämmtliche durchl. Herrschaften, beehrten ihn mit dem ehrenvollsten Zutrauen, und die größten Männer im Lande, deren Beifall für einen Mann von Ehre den entzückendsten Werth hat, zeichneten ihn allenthalben mit der einstimmigsten Ach-

tung aus. Im Jahre 1764 wurde er als Revisionsraths Senior in den huldreichsten Ausdrücken mit dem Range nach den Hof- raths- und Regierungskanzlern beehrt. Im Jahre 1767 wurde er zum geheimen Rathe ernannt, und im Jahre 1770 zum Fiskalats- direktor mit einem Gehalt von 2000 fl. an- gestellt, mit dem Auftrage, über besonders wichtige Sachen seinen Vortrag in der gehei- men Kameralconferenz zu machen. Ein Jahr zuvor, nämlich im Jahre 1769 wurde er von Kaiser Joseph II. in den Reichsadelstand, und im Jahre 1772 vom Kurfürsten Maximilian in den Reichsfreiherrnstand erhoben, „weil derselbe, wie es in dem, über die letzte Erhe- bung ausgefertigten Diplom heißt, schon be- reits 24 Jahre in unsern eigenen Diensten rühmlichst zugebracht, und fast alle Rathsklas- sen durchwandert, in Camerali sowohl, als Justiz- und wichtigen Staatsangelegenheiten zu unserm und des Landes Nutzen mit un- versehrter Integrität, und bewährter Treue sich verwendet hat.“

Ich liefere hier nur eine skizzirte Skizze von dem ruhmwürdigen Leben eines Mannes, der für sein Vaterland, wie Phocion beim Plutarch, lebte, und wie Phocion starb. Nach dem den 30. Dec. 1777 erfolgten Hintritte des Kurfürsten Maximilian, stellte sich Ober-

maier an die Spitze derjenigen, die sich, ganz unaufgerufen, hervorthaten, ihr Vaterland gegen Ansprüche zu vertheidigen, welche, da die Hauptsache so unläugbar auf klaren und befestigten Hausgrundsätzen beruhte, (Obermaier verfertigte die Aufsätze von den berühmten pfalzbayerischen Hausverträgen von den Jahren 1766, 1771 und 1774) wahrscheinlichst, ohne größere Weitläufigkeit, hätten zurückgewiesen werden können, wenn, vor allen Dingen, Männer, wie Obermaier, zu Rathe gezogen worden wären. Obermaier nahm sich, dessen ungeachtet, der vaterländischen Sache an, und wurde darüber nach Amberg (wie Lori nach Neuburg) verwiesen.

Hier war Obermaier an keine Arbeit angewiesen, und gleichwohl fand er so viel zu thun, als wenn er erst recht in das Element seiner Arbeiten gekommen wäre; er war nämlich einer der wenigen, und (wie der Augenschein zeigt) noch diese Stunde äußerst seltenen Männer, welche die jugendliche, empfängliche, und kräftige Fassung ihres Geistes, von dem Austritte aus den Schulen an, durch eigene Größe und Selbstermunterung retten, und dieselbe, wo sie hinkommen, mit sich nehmen. Die meisten andern (ich erlaube mir, im Vorbeigehen, die nachstehende Erinnerung, weil die Veranlassung dazu allenthalben so sichtbar,

und die Folge so traurig ist), sobald sie zu Geschäften angewiesen werden, leben zwar keineswegs ganz, aber bleiben ganz in dem Kreise ihrer Geschäfte, und folgen in ihren freien Stunden gedankenlos dem Strome des großen Beispiels, bei welchem die fadeste Leerheit der Seele die Fahne vorausträgt. Ewige Visiten, ewige Neuigkeitshaschereien, ewige Parthien, Spieltische und Plaudereien sind die Gegenstände, womit sie in einer gänzlichen Geschmacklosigkeit ihre freien Stunden hinbringen. Sie wissen nicht, daß isolirte Geschäfte über die Seele einen gewissen Rost ziehen, bei welchem man immer weniger, und zuletzt eingeschränkt und abgeschmackt denkt. Der größte bloße Routinmann ist darum nicht selten der erbärmlichste Schuft, dessen ganze Denkart zuletzt darauf brütet, damit ja alles, ohne Rücksicht auf Zeiten und Umstände, pünktlichst nur so, wie von jeher, geschehe. Zu bessern Fortschritten bewegt, treibt, nährt sich nichts im Innern solcher Männer, und die höchste Vollkommenheit, zu der sie gelangen, und auf welche sie, freilich auch nicht wenig, sich zu gute thun, ist die armselige Kunst, Intriquen und Kabalen anzulegen. Sie werden offenbar kleinlich und unbrauchbar für ihre Geschäfte, weil sie nicht gelernt, oder, weil sie aus Trägheit, oder einer falschen Scham, gegen die

Etiquette ihrer Zeitgenossen zu fehlen, unterlassen haben, sich in ihren freien Stunden an eine erfrischende, geistschärfende, und geistverjüngende Lektüre, und Beschäftigung zu gewöhnen. Alle großen Geschäftsmänner waren erst recht gerade in ihrer Einsamkeit groß, und so war es auch Obermaier. Er hatte sich von seinen Universitätsjahren an Philosophie, Natur-, Staaten- und Vaterlandsgeschichte zu seinem Lieblingsstudium gewählt, und hatte nie aufgehört, im Gebiete dieser Wissenschaften mit dem Geiste der Zeiten fortzurücken; er schaffte sich alle in jenen Fächern herausgekommenen neuen Schriften (wie er dann eine Bibliothek von mehr als viertausend Büchern, nebst einer Menge ungebundener hinterließ), und machte in jedem die köstlichsten Sammlungen. Die Anzeige der Münzen, welche er in Gold, Silber, Erz und Zinn, aus alten und neuen Zeiten hinterließ, füllte im gedruckten Verzeichnisse derselben eilf Blätter aus. An Naturalien befanden sich zu München und Amberg über hundert Kisten. Dazu kam noch eine Sammlung verschiedener Holzarten, verschiedener Vogeleier mit Nestern, verschiedener Conchilien nebst Seeprodukten, Seethieren, Fischen u. dgl.; Versteinerungen aller Arten; Stufen von verschiedenen Erzarten, als Gold, Silber, Kupfer, Blei, Halbmetallen, Quarz-

Schedlarten, Agat, Marmor, und Bergprodukte; ferner eine Gemäldesammlung von 2170 Stück, worunter sehr viele von den größten Meistern waren; eine Sammlung von mehr als 8000 Kupferstichen, von 1474 Zeichnungen; eine Sammlung von Kunstwerken, von Elfenbein, Holz, Wachs, Stein, Erden, gegen 50 Stücke. Die Verzeichnisse seiner Bücher und Kunstsachen machten allein drei Oktavbände aus. Ueber alle diese Sammlungen schrieb er auf zerstreuten Blättern seine Bemerkungen, welche er ganz gewiß zum Drucke befördert haben würde, wenn ihn nicht sein unvermutheter Tod daran gehindert hätte, was um so mehr zu bedauern ist, als schon seine bereits gedruckte „historische Nachricht von bayerischen Münzen ꝛc. 1763" mit dem lautesten Beifalle der Kenner aufgenommen wurde; er starb am 5. Juli 1789 Morgens um 4 Uhr an einer Lungenentzündung, und wurde auf dem Pfarrkirchhofe begraben. In der Kirche selbst aber wurde ihm ein Grabstein gesetzt, mit der Aufschrift:

P. M.
Josephi Eucharii lib. Bar. de Obermaier,
Viri suismet Meritis, quam Progen. fortuita illustr.
Quem
Wemdingae in Bavaria An. MDCCXXIV natum,
Electoribus Max. III. et Car. Theod.
A Consiliis intimis, et fiscalium directorem,
Saniori Philos. nudæ veritati, incorruptæ Fidei,
Et præprimis caræ Patriæ constanter addictum,
Scientiarum omnium, maxime Politicæ civilis
Peritissimum,
Elegantissimum artium graphicarum cultorem,
Atque
Operum Artificiosorum, rariorumque Naturalium
Conquisitorem solertissimum,
Morte, heu! intempestiva
V. Jul. A. MDCCLXXXIX
Bavariæ raptum
Lugent Artes, et celebrabit Historia patria
Monumento quovis perenniores.

Seine Gemahlinn war Maria Anna, (Tochter des Herrn Truchseß Thurnhubers, kurfürstl. Forstmeisters zu Mindelheim, und nachmaligen Stallmeisters bei Herzog Clement) mit welcher er 11 Kinder zeugte, von welchen bei seinem Hintritte noch drei am Leben waren; als a) Joseph Aloysius, kurf. Hof- und Regierungsrath zu Amberg, b) Maria Anna, vermählt an den Herrn von Frank, Landsassen-

gutsinhaber zu Gemündt in der obern Pfalz, c) Franziska, vermählt an den Herrn Baron von Niedermaier auf Altendorf und Ringenbach. Der kurfürstl. Prägschneider, Herr Jos. Ignaz Scheufele, hat des Sel. Portrait in einer Medaille gut bearbeitet, mit der Umschrift: „Jos. Euch. lib. Baro de Obermaier S. E. Bav. Cons. int. nat. 1724." Auf der Gegenseite befindet sie an einem eichenen Stock das neu vermehrte Wappenschild, mit der Umschrift: „Renovatae Memoriae obermaierianae MDCCLXXIII."

Franz Xaver Epp.

Epp, Franz Xaver, wurde 1733 den 8. Dec. zu Schongau geboren, studirte die untern Schulen als Seminarist zu München, und betrat 1753 die Gesellschaft Jesu, wo er, nachdem er die Humaniora gelehret, auch selbst die gewöhnlichen Ordensstudien vollendet hatte, als Professor der Philosophie erst zu Dillingen, dann zu München angestellt wurde, wo ihm das Verdienst eigen bleibt, daß er der erste unter den Jesuiten die Physik deutsch gelehrt hat. Er schrieb um diese Zeit „Positiones ex universa Philosophia selectae Monachii 1771" in Q. 4 Bogen, ferner: „Problemata electrica publicae Disputa-

tioni in electorali Lyceo monacensi proposita Monachii 1773" in 8. 11 Bogen, und verschiedene Dinge dieser Art, worüber nachher disputirt worden ist. Er wurde auch bald in die kurbayerische Akademie aufgenommen, und folgte dem damaligen akademischen Professor Herrn Ildephons Kenedy, als akademischer Lehrer der Experimentalphysik, mit großem Beifall. Im Jahre 1778 gab er eine systematische Beschreibung einer zu München den 24. Brachmonat sichtbar gewesenen Sonnenfinsterniß, und ein paar Abhandlungen über die Electricität heraus, wobei er die Absicht hatte, den Gebrauch der Wetterableiter in Bayern allgemeiner zu machen; wie er dann wirklich an verschiedenen Orten Bayerns auf Verlangen einige aufgerichtet hat. Im J. 1780 las er eine Rede über die Wetterbeobachtungen, und im J. 1783 erschien von ihm im dritten Bande der neuen akad. Abhandl. eine Abhandlung über das Schwermaß sammt einer neuen Art, ein Barometer zu verfertigen, welches, unter allen schon bekannten, den wenigsten Beschwernissen ausgesetzt ist. Im Jahre 1787 las er über den im J. 1783 in Bayern und in ganz Europa erschienenen Hehrrauch eine akademische Rede, und schon vorher im J. 1781 fieng er die, von der Akademie herausgegebenen, meteorolo-

gischen Ephemeriden an, die er mit besonderm Fleiße gesammelt, überall mit nützlichen und unterhaltenden Anmerkungen versehen, und bis an sein Ende fortgesetzt hat, das durch einen Steckfluß plötzlich erfolgte 1789 den 25. Dec. Epp war ein guter Tonkünstler, wie er denn verschiedene theatralische Texte in Musik gesetzt, und sich schon in früher Jugend durch seine wohlklingende Stimme sehr ausgenommen und empfohlen hat. Im J. 1783 wurde er vom hiesigen Stadtmagistrat zum Pfarrer beim heil. Geist ernannt, und, als einem Manne von ausgezeichneten Verdiensten wurde ihm von Kurfürst Karl Theodor der Charakter eines geistl. Raths ertheilt; er war ein fleißiger, nützlicher, gerader, und biederer Mann.

Franz Xaver Hueter.

Hueter, Franz Xaver, wurde im Jahre 1748 zu München geboren, wo er auch die untern Schulen, die höhern aber zu Freising und Ingolstadt studirte, und sich dann, nachdem er den Weltpriesterstand angetreten, in's Priesterhaus nach St. Johann nach München begab. Hueter war (wie Zaupser) während seiner Studierjahre unausgesetzt der sogenannte erste Beste, was zwar in den Augen der Sachkenner damals kein Beweis von erlangten besondern Kenntnissen, aber (da es denn doch keine Kleinigkeit blieb, achtzig bis hundert Schülern den Vorsprung abzugewinnen) ein Beweis von guter Anlage und be-

harrlichem Fleiße war. Hueter war überdieß ein Mann von den unbescholtensten Sitten, und, beinahe bis zu einem Anstrich von Andächtelei, fromm. So lernte ich ihn im Jahre 1773 kennen, wo er, da man nach Aufhebung der Jesuiten, zu den lateinischen Schulen Weltpriester anstellte, bloß durch seinen guten Ruf würdig befunden worden war, als Professor der Theologie angestellt zu werden. Ich kann mich hier nicht enthalten, eine Anekdote zu erzählen, welche für den sel. Hueter vielleicht nicht unwichtig, und für mich die Quelle des tausendfachsten Vergnügens geworden war. Hueter war nach Landshut bestimmt, welche Stadt ebenfalls mir angewiesen wurde. Wir hatten uns, ungeachtet wir uns während vieler Jahre täglich einander sahen, nie persönlich gesprochen, und es geschah nun zum ersten Male, da wir in Einer Kutsche nach unserm Bestimmungsorte Landshut reisten. Unterwegs sprach ich unaufhörlich von den neuen Schriften, welche damals Aufsehen machten, und unterließ nicht, zu bemerken, daß ein Literator, der sich mit den vorzüglichsten Schriften seiner Zeit nicht fleißig bekannt macht, eben darum auch mit den vorzüglichen Bemerkungen und Fortschritten des menschlichen Geistes unbekannt bleibe, und allmählig in einen tiefen Schatten zurücktrete. Die

Bemerkung, welche mir aus den Antworten, die ich erhielt, nicht entgehen konnte, daß mein Collega Hueter von neuen und bessern Schriften so viel, als nichts wisse, und mit der Literatur überhaupt nicht bekannt wäre, erfüllte mein Gemüth mit unangenehmen Empfindungen, welche mir manche ganz freimüthige Aeußerung abpreßten; und dieses, mein Benehmen bewirkte bei dem, wiewohl gelassenen und äusserst mildgesinnten, Hueter, (zumal, da er sich auch von Zeit zu Zeit erinnert haben mochte, daß er ja doch ein Professor Theologiae sey) eben nicht schmeichelhafte Gesinnungen für mich. Wir kamen ganz verstimmt, und (wie mir Hueter nachher oft mit dem freundschaftlichsten Scherze seiner Seits gestand) beide mit dem Vorsatze zu Landshut an, uns, so viel es möglich seyn würde, zu meiden. Das möchte auch vielleicht geschehen seyn; allein der Mangel an einer eigenen Wohnung in den ersten Tagen, der Mangel an aller Bekanntschaft, und die Langeweile, nöthigte den guten Hueter sowohl zu meiner Gesellschaft, als zu meinen Büchern. Er gewann diese bälder, als ich gehofft hatte, lieb; und was mich belangt, so wurde er nach wenigen Tagen mein unzertrennlichster Freund, der von nun an freudige und betrübte Begebenheiten mit mir

theilte; und der, wiewohl wir nach einem kurzen Jahre wieder, und zwar, durch die Entfernung unseres Aufenthaltes, auf immer getrennt wurden, stets mein innigster Freund blieb. Ich habe immer geglaubt, daß die humanistische Literatur das eigentliche geistige Salz sey, durch welches schlummernde Seelenkräfte geweckt, mächtige Triebe zum Ausfluge ins Gebiete anderer Wissenschaften geübt, Empfindungen des Wahrnehmens und gesunden Beurtheilens ächter Wahrheiten und Schönheiten gebildet, die Gaben des gesunden Witzes und Scharfsinnes, bei deren Besitz man jede andere Wissenschaft leichter faßt und treibt, hervorgebracht und erhalten, und, ich weiß nicht, welche Vorzüge, die den Uneingeweihten zu ihrem Nachtheile mangeln, erworben werden. Hueter las die witzigen, und kritischen, klassischen Schriften der Alten und Neuen mit einer Begierde, bei der das „vos exemplaria graeca nocturna versate manu, versate diurna!" buchstäblich eintraf, und bei der ich ihn in kurzer Zeit reif genug hielt, um ihn, ohne irgend einen Nachtheil seiner literarischen Ehre befürchten zu müssen, ermuntern zu können, daß er es wagen möchte, etwas in den Druck zu geben, was bei so ganz und gar bescheidenen Leuten, wie Hueter war, stets ein mächtiger

Antrieb zu fernern Fortschritten ist. Hueter schrieb demnach schon im Jahre 1774 „Gedanken über die Moral in Schulen,“ welche gut aufgenommen wurden, und trat nachher von Zeit zu Zeit mit irgend einer kleinen Schrift, welche von seiner gesunden Denkart zeuget, hervor. Dahin gehören seine „Gedanken über die Anleitung der Dorfjugend zur wahren Glückseligkeit, an die Eltern der Schüler und Schülerinnen in der Dorfschule zu Münster, 1777;“ seine „Predigt auf die Friedensfeier des kurfürstlichen Lyceums, gehalten in der Hofkirche zu Straubing 1779;“ seine schöne Abhandlung „Von dem Verfalle der Weltpriester,“ wozu ich zugleich einen „freundschaftlichen Nachtrag“ abdrucken ließ, 1782, München bei Strobl; seine „Rede über einige Hindernisse der öffentlichen Erziehung auf dem Lande, 1784;“ und in eben diesem Jahre „Gegenstände zur öffentlichen Prüfung in dem Kosthause der Ursulinerinnen zu Straubing;“ seine „Rede von den wohlthätigen Folgen guter Landschulen, gehalten zu Sinching, 1785;“ seine „Trauerrede auf den Todfall Sr. Excellenz des hochgebornen Herrn Joseph Franz Maria des h. R. R. Grafen von Seinsheim rc. bei der feierlichen Leichenbegängniß in der Pfarrkirche zu Sinching am 18ten Jenner 1787;“

in eben diesem Jahre seine „Rede bei der feierlichen Einpflichtung der herrschaftl. Unterthanen zu Sinching über die gegenseitigen Pflichten der Herrschaften und Unterthanen, besonders in Rücksicht auf die Erziehung;" seine „Rede von einigen Fehlern des Landvolkes in der Erziehung der Kinder zu Falkenfels und Ascha 1789;" in eben diesem Jahre seine „Rede über einige Erziehungspflichten der Eltern bei der Prämienvertheilung zu Donaustauf." Er schrieb auch einen Theil Fastenpredigten, eine Topographie von der Stadt Straubing, und eine Menge Aufsätze, wovon ich die Handschriften besitze. So gut diese sämmtlichen Schriften in Hinsicht auf ihren gutgedachten und nützlichen Inhalt, und ihren leichtfaßlichen Vortrag sind, so würden sie zuverlässig ungleich kräftiger, und sachreicher ausgefallen seyn, wenn der gute Mann in einer andern glücklichern Lage gewesen wäre. Hueter war (wie mir ahnet) nicht glücklich, und eine ewige Schwermuth nagte an dem zarten Faden seines Lebens. Schon die Entfernung von seiner Geburtsstadt München war, und blieb für ihn höchst schmerzlich, und nun kamen noch andere Begebenheiten hinzu, welche ihn innigst kränkten. Als im Jahre 1781 die lateinischen Schulen den Mönchen überlassen wurden, behielt Hueter, der bis dahin

zu Straubing Rektor der lateinischen und deutschen Schulen, dann öffentlicher Lehrer der Dogmatik, Moral und Pastoraltheologie war, nur noch das Inspektorat über die deutschen Schulen, mit welcher Stelle nie eine Besoldung verbunden war. Die ihm angewiesene Pension reichte zum Lebensunterhalt nicht hin, und die Hoffnung zu einer Versorgung (man labte ihn einstweilen mit der Ertheilung des Titels eines geistlichen Rathes) wurde zwar sehr löblich öfters wiederholt, blieb aber immer nur eine schöne Hoffnung. Hueter hatte sich durch seine Schuldienste gerechte, und in seinen Umständen dringende, Ansprüche auf eine, wenn nicht großmüthige, wenigstens verhältnißmäßige, Belohnung erworben. Schon seine vieljährigen Bemühungen um die Stadt- und Landschulen des Rentamts Straubing verdienten einen Beweis von öffentlicher Dankbarkeit; aber alles, was er erhielt, war, daß man ihm von Zeit zu Zeit einige Belobungen zuschickte, und es dabei bewenden ließ. Hueter lächelte darüber, wie die Geduld am Grabe; aber sein Schicksal (nicht selten das gewöhnliche Schicksal von Männern seiner Art) gieng ihm durch die Seele. Ein verschwiegener Gram zog bald seine schreckliche Gefährtinn, die Hypochondrie, herbei, und diese legte ihre verzehrende Hand auf Hueters Gesundheit, und lei-

tete ihn allmählig zum Grabe. Auf dem Wege nach diesem, und schon in der Nähe desselben begegnete ihm endlich das Glück, und bot ihm jetzt die längst verdiente Belohnung (eine damals erledigte Pfarrei, Steinach) an. Hueter empfieng dieß Glück mit trocknem, bereits verlöschendem Auge, und winkte ihm, sich zu entfernen; dann schlief er ein, im 42sten Jahre seines Alters den 13. April 1790 um die Stunde der Mitternacht. Die Inschrift auf seinem Grabe, auf dem gemeinen Kirchhofe zu Straubing, welche er sich selbst verfertigte, heißt: „Hier ruhet Franz Xaverius Hueter, Weltpriester, Rektor allhier durch 6 Jahre; dann durch mehr, als 8 Jahre der Real- und deutschen Schulen Inspektor. Gott sey mir Sünder gnädig!" — Eine freundschaftliche Hand setzte hinzu: „Er starb im 42sten Jahre seines Alters den 13. April 1790. Die Freundschaft spricht hier an deinem Grabe. Du wolltest dein Lob nicht von den Menschen. Sie schweigt daher, und wünscht sich, wie du, von Gott Ruhe und Friede."

Hueter war einer der bestdenkenden, geradmüthigsten, und redlichsten Menschen, die jemals lebten; war eines durchaus sanftfühlenden, stillen Herzens, und einsamen Wandels, wofür die gemeinere Welt weder Gefühl noch Achtung kennet.

Könnten Veilchen, Rosen und Lilien, und was sonst das Auge und Herz des feingearteten Wanderers rührt, einen Tempel sich wählen, hier an deinem Grabe würden sie sich sammeln, und schöner blühen, und balsamischer duften, und den Wanderer berühren mit dem heiligen Gefühle deiner sanften Empfindungen, deiner, ohne Geräusch und Prunk weitwirkenden, Bestrebungen, deiner, nach einer höhern Ruhe sich sehnenden, stillern Ahnungen!

Denkschrift

auf

Johann Nepomuk Mederer*).

Als man gegen mich den, mir überaus angenehmen, Wunsch äußerte, daß ich auf unsern Landsmann, Johann Nepomuk Mederer, eine Denkschrift schreiben, und diese Denkschrift unsern Landsleuten durch den Druck mittheilen möchte, setzte man, sollte ich mei-

*) Beiträge zur vaterländischen Historie, Geographie rc. 9r B. S. 1 — 115.

nen, voraus, daß Mederer entweder in dem Kreise seiner Berufspflichten etwas sonderbar Schönes, Edles, und Nützliches, was nicht jeder thut, gethan, oder daß er außer jenem Kreise sich freiwillig noch ein Geschäft der Ehre aufgelegt, und durch eine besonders gute Behandlung desselben etwas Gutes und Rühmliches, was uns daran liegt, kennen zu lernen, gewirkt habe. Wo einem Manne, der von uns (nach den Gesetzen der Natur), von hier auf immer sich entfernte, solche Eigenschaften, Vorzüge und Verdienste beiwohnen, da sollten die Lebenden allerdings sich es zu einer freudigen Angelegenheit machen, sein wohlgetroffenes Bildniß aufzustellen, und dadurch gute Eindrücke und Folgen, die sich, früh oder spät, mehr und weniger, einstellen, zu veranlassen; denn bei dem Anblicke dessen, was man Vorzug, Kraft, Größe und Würde nennt, glühen alle gleichgeartete Seelen, und eine mächtige Unruhe, welche der Nacheiferung vorhergeht, erfüllt den Geist und das Herz mit dem schönen Bedürfniß, sich ebenfalls unter die Männer, auf welche der Lorber wartet, zu stellen, und durch irgend eine außerordentliche Verwendung und Anstrengung einer Auszeichnung sich würdig zu machen. Und wo man wahrnimmt, daß unter den Eingebornen viele Männer von vorzüglichen An-

lagen und Fähigkeiten, und von unstreitigem großen Gehalt und Werth sich finden, da werden alle Eingeborne mit jenem Stolz, der alles Niedrige und Schlechte von sich weiset, erfüllt, und man schaut mit Wohlbehagen, und mit Lust um sich. Man schließt auch mit Recht, daß eine Nation, welche viele geistreiche Männer aufzuweisen hat, reich an Geist, und daß sie von edler Art seyn müsse.

Unser Mederer hat unter andern in dem Gebiete der vaterländischen Geschichte sich ausgezeichnet. Es fragt sich demnach: Auf welcher Stufe hat er jene Geschichte gefunden? Worin hat er sie weiter gebracht, und vervollkommnet? Welche Lagen und Umstände veranlaßten, welche Hülfsmittel unterstützten, welche Aufmunterungen, Belohnungen und Aussichten belebten und versüßten seine Arbeiten? Man kann und soll hinzusetzen: Welche weitere Tugenden zierten den Gelehrten, als Menschen, als Mitbürger, als Mann seines Standes? Welche der Aufzeichnung würdige Aeußerungen, Reden und Handlungen hörte man von ihm? Worin kann er uns zum stärkenden, oder unterrichtenden Beispiele dienen? Herr Mederer hat selbst die Geschichte seines Lebens in seiner Handschrift hinterlassen. Diese Handschrift liegt diesen Augenblick vor mir. Ich habe wenig mehr zu thun, als sie mit

solchen Bemerkungen zu begleiten, welche theils unentbehrlich sind, um Dinge, welche nicht jedem Leser unserer Tage bekannt seyn können, in das wahre Licht zu setzen, theils auch eben darum geeignet sind, das Verdienst und die Vorzüglichkeit dessen, was Mederer von sich schrieb, und dabei auch jeden entfernten Verdacht von irgend einer Wohlgefälligkeit an Lob und Ruhm vermied, richtig zu bestimmen.

Wenn das uralte Sprichwort „vexatio dat intellectum" wahr ist (die Richtigkeit läßt sich leicht erklären, und wird durch die Erfahrung bestätiget), so waren unserm Mederer zur Erhaltung jenes Vortheiles, die Umstände seiner frühen Lebensjahre eben nicht ungünstig. Kinder, reicher oder vornehmer Aeltern (um nichts davon zu sagen, daß sie, zumal in großen Städten, zumal bei unserer schallenden, wirkungslosen Modemoral, nichts weniger, als selten, geradezu als fexenartige, wilde Schößlinge sich darstellen) werden gewöhnlich verhätschelt, und durch die Beispiele des häuslichen Zeitgeistes, wohl auch schon durch den frühen Mitgenuß der zur herrschenden Lebensweise, und zu den vielen verfeinerten Bedürfnissen gehörigen Ueppigkeit zu Grunde gerichtet; oder auch im Gegentheil, wenn ihre Aeltern unter die raras aves gehören, welche

sich mit ihren Kindern hohe Plane machen, die Mittel aber dazu, aus Unverstand, da suchen, wo sie nicht zu finden sind, so werden sie (die Kinder) mit der modischen Viellernerei überladen, und gehen, nachdem sie einige Jahre hundert unzeitige Dinge durcheinander hätten lernen sollen, aber freilich nicht lernten, durch das andere Ende, nämlich durch zu frühe und zu heftige Anstrengungen verloren, indem sie entweder bei dem Eintritte reiferer Jahre kopfschwächlich, oder (wovon wir, leider in unsern Tagen, mehr als Ein trauriges Beispiel haben) wohl gar Opfer des Grabes werden. Unser Mederer befand sich wahrlich nicht in einer Gefahr dieser Art. Sein Vater, Johann Mederer*), war in dem oberpfälzischen, stiftkastlischen Dorfe Stöckelberg, ein unbemittelter Bauer, welcher in seiner Ehe mit Barbara (Widmannin von Un-

---

*) Dieser Johann war von Oberelsbach gebürtig, wo sein Großvater Erhard hauste, ein Sohn des Wolfgang Mederers von Oberelsbach; was unser Mederer aus der Ursache bemerkte, weil sein Vetter Matheus von Mederer, auf Wutschwehr, ehemaliger öffentlicher Lehrer der Arzneikunst zu Freiburg im Breisgau, dann oberster Feldarzt sämmtlicher k. k. Armeen, von dem ebengenannten Wolfgang Mederer von Oberelsbach abstammte.

terrohrenstadt) neun Kinder erhielt, wovon aber nur zwei, das erste Kind, ein Knabe, und das letzte, unser (im besagten Stöckelberg den 2. Juni 1734 geborne) Mederer, am Leben blieben. Dieser Umstand, daß ein älterer Bruder, welcher den Vater bei der Hauswirthschaft unterstützen konnte, vorhanden war, machte, daß unserm Mederer erlaubt wurde, die öffentlichen Schulen zu besuchen, welche auf dem Lande damals, wie jetzt, beschaffen waren. Wo das Glück wollte, daß ein Ortsvorstand ein Freund der Schule, und daß der Schulmeister ein Mann von Kopf und eigenem Triebe war, da war eine gute, wohl auch oft eine in einem weitläufigen Umkreise berühmte, Schule. Eine solche Schule war damals zu Gnadenberg (einem damaligen Brigitinerinnen Kloster, und nachheriger den Salesianerinnen zu München eingeräumten Hofmarkt) wohin ein Mann gekommen war, „dessen Werth ich, schrieb Mederer, erst nach der Zeit recht kennen lernte, da ich im Stande war, über die Eigenschaften eines guten Schulmeisters zu urtheilen.“ Er hatte eine ganz eigene, die Kinder gewinnende, Art, sie im Lesen, Schreiben, Rechnen, im Christenthum, in der Musik sogar, zu unterrichten, und ihnen (was die Hauptsache ist) bei jedem Unterricht vortreffliche bleibende Grundsätze und Kennt-

nisse beizubringen. Die Kinder um die ganze Gegend besuchten seine Schule, und viele, zu weit entlegene, Aeltern, gaben ihre Kinder vollends in Kost und Wohnung. Gnadenberg liegt eine halbe Stunde von Stöckelberg. Da ein zweimaliges Hin- und Herlaufen an einem und ebendemselben Tage unserm Mederer, so wie andern Kindern, welche von seinem Beispiele des Schulbesuches zur Nachahmung desselben gereizt worden waren, nicht gestattet wurde, so mußte er zu Gnadenberg vom Morgen bis Abend verbleiben. Ein Stück Brod und Wasser, war sein tägliches Mittagmahl. Diese war bis in sein eilftes Jahr seine, nur an Sonntagen unterbrochene Tagesordnung.

Nun widerfuhr unserm Mederer, was in den Zeiten, da man es den Geistlichen (aus Gründen der gesunden Vernunft, und der dankbaren Ueberlegung) von Grunde des Herzens gegönnet hat, in einem sichern häuslichen Wohlstand, so wie in einem, dem geistlichen Stande gebührenden, Ansehen zu leben, unzähligen Kindern auf dem Lande widerfahren ist, daß nämlich Pfarrer und andere Geistliche solche Knaben, an welchen sie vorzüglich gute Anlagen wahrnahmen, zum Studieren beförderten, und sie auf alle Weise unterstützten. Ein Kaplan, Johann Baptist Gerner, be-

merkte die Fähigkeiten unsers Mederers, und nachdem er seinen Vater beredet hatte, den Knaben ihm zu überlassen, unterrichtete er ihn in der lateinischen Sprache so weit, daß er im Jahre 1745 nach Amberg in die sogenannte Rudiment geschickt werden konnte. Hier nun blieb er bei einer alten frommen Wittwe, welche seit einer langen Reihe von Jahren Studenten beherbergt hatte, sieben volle Jahre, während welcher ihm seine Aeltern Mehl, auch manchmal Fleisch, und zumal reichlich die tagtägliche Hausmannskost oberpfälzischer Landleute, die lieben sogenannten Erdäpfel schickten; was aber nicht hinderte, daß sich unser Mederer vor andern Schülern, deren Nahrung und Kleidung weit anders beschaffen, und deren wissenschaftliche Pflegung außer der Schule noch von einem Hauslehrer unterstützt wurde, weniger ausgezeichnet, daß er, in Rücksicht seines Fortganges sowohl, als seiner Sittlichkeit die Achtung seiner Lehrer, und, was ihm das Theuerste war, die Aufmerksamkeit der Obern der Jesuiten sich weniger gewonnen haben sollte. Nachdem er zu Amberg die philosophischen Studien geendigt, und nach dem damaligen Ausdrucke, ex Universa eine öffentliche Prüfung (disputation) bestanden hatte, trat er im Jahre 1753 den 14. September zu Landsberg in Bayern in

die Versuchzeit (Noviziat), ohne, wie er mit dankbarer Erinnerung bemerkte, jemals die Frage, ob er einiges Vermögen besitze, oder zu hoffen habe, gehört, ja ohne das Geringste von Geld (in der Regel hätten die Novizen hundert fünfzig Gulden mitbringen sollen) oder doch wenigstens eine sogenannte Ausfertigung oder einen hinlänglichen Vorrath an Wäsche mitgebracht zu haben.

Mich däucht, daß man, wenn man den eigenthümlichen Charakter, den Werth, und eigenen Gang eines Mannes beschreiben will, vor allen Dingen seine Umgebungen in den Jahren, wo das „quo semel est imbuta recens" u. w. gilt, beschreiben soll. Das Noviziat der Jesuiten dauerte zwei Jahre, während welcher der Noviz mit nichts sonst als mit Gebet, mit Betrachtungen überirdischer Wahrheiten, mit Religions- und Andachtsübungen unterhalten, und auch gewöhnlich von den folgereichen Eindrücken derselben ganz durchdrungen wurde. Der Geist eines ächten Novizen war unendliche Zerknirschung, Hingebung und Verläugnung seiner selbst, der entschlossenste Vorsatz, jeden Hang nach Sinnlichkeit zu beherrschen, und zu unterdrücken, tiefer Abscheu und lebendige Furcht vor Fehltritten, tiefe Geringschätzung alles dessen, was vergänglich und eitel ist, blinde, unumschränkte

Ehrfurcht und Ergebenheit für seine Obern wegen Gott, und zugleich ein entflammtes triumphirendes Anstimmen der Hymne: „O Deus ego amo te, nec amo te, ut salves me" u. w. Mit einem Worte, es war eine Erhebung des Geistes, eine Reinigung, und hohe Seligkeit und Wonne des Herzens, von deren Möglichkeit, Natur und Beseligung sich Menschen unserer öden hölzernen Tage nicht einmal eine entfernte Ahnung verschaffen können, nachdem ihr Bestreben (das einzige, womit sie bekannt gemacht werden) dahin geht, sich den Genuß jedes sinnlichen Vergnügens, jedes eiteln und flüchtigen Vorzuges und Vortheils zu verschaffen, und in ewigen Wirbeln und Zerstreuungen, in einer ewigen hastigen, und anbei ängstlichen Flucht vor jeder Beschauung seiner selbst sich herum zu treiben.

Wenn die Geistesstimmung, in welche der junge Jesuit ganz versenkt wurde, dazu diente, ihn zu Verläugnung und Entbehrung unzähliger Bequemlichkeiten und Lebensfreuden abzuhärten, und ihm das, was man Ruhmbegierde und Liebe besonderer Vorzüge unter Menschen nennt, theils als höchst eitel, theils sogar als sträflich vorzustellen; so diente eine solche Stimmung gewiß nicht dazu, einem jungen Jesuiten im Gebiete der Gelehrsamkeit

jene Begierde nach einer glänzenden Auszeichnung einzuflößen, oder seinen Geist mit jener kühnen, jener zuversichtlichen und stolzen Erhebung zu beleben, von welcher der Dichter sang, quod negata tentet iter via, quod coetus vulgares et udam spernat humum, fugiente pennà. Auch war der Jesuitenorden zwar ein, in der Seelsorge unverbesserlicher, aber kein schreibender, aber (möchte ich hinzusetzen) kein gelehrter Orden, in dem Verstande nämlich, daß er, so wie er sich benahm, sich zu seinem Hauptziele durchaus nicht den Zweck setzen konnte, im Reiche der Gelehrsamkeit eine Herrschaft zu behaupten, und durch eine unwiderstehliche Ueberlegenheit gelehrter Kenntnisse über die Anschauungsweise und über die Denkungsart der Länder, in welchen er eingeführt worden war, zu regieren. Wenn nur jeder auf dem Posten, auf welchen er, durch den Befehl eines Obern, gestellt wurde, pünktlichst seine Pflicht that, dann that er wirklich schon alles, was man von ihm forderte; dann wurde er, sollte er auch auf der niedrigsten Stufe gestanden seyn, gerade so, wie ein anderer, der viele Stufen ober ihm arbeitete, geachtet, und der sogenannte Operarius oder Krankenpater wurde (und das mit vollem Recht) um kein Pünktlein weniger geehrt, oder weniger

gut besorgt, als der auf Lehrstühlen inter Tympana grau gewordene Universitäts-Professor. Niemand ermunterte einen Einzelnen, ein Buch zu schreiben, oder nach einer Erfindung, die ihm und dem Orden Ehre gemacht haben würde, zu jagen. Niemand zeichnete einen Mann darum, weil er etwas (wenn auch zu seiner besondern Ehre) geschrieben hatte, mit irgend einem besondern Vorzuge, der dem nicht schreibenden, aber in seinem Amte handelnden Nebenmann hätte mißfallen können, aus. Niemand belohnte ihn.

Noch ein anderer, in der Verfassung des Jesuitenordens gegründeter Umstand konnte dem Fortrücken, der Ausbildung und Vollendung literarischer Männer unmöglich beförderlich seyn; ich meine die lebenslängliche Unstätigkeit und Unsicherheit im Amt und Ort. Jeder Jesuit erhielt an einem gewissen Tage des Jahres (manchmal ganz unvermuthet, auch unterm Jahre) seine sogenannte Obedienz, welche, wenn er so eben angefangen hatte, das Wesen eines wissenschaftlichen Faches kennen zu lernen, und darin mit Liebe zu arbeiten, ihm befahl, ein ganz anderes Fach zu treiben, und noch nebenbei in eine andere Provinz zu wandern. Der Theolog mußte plötzlich die Physik, und der an das Lehren gewöhnte Mann die Stelle eines Predigers,

Prokurators, oder Rektors übernehmen. Wo der Obere jemanden für tauglich hielt, eine leergewordene Stelle übernehmen zu können, da winkte er dem auf seinem Posten hochgeehrtesten Manne, ohne sich die geringste Einrede, noch weniger eine unfreundliche Klage zu erlauben. Wenn diese Einrichtung, bei welcher keinem Jesuiten ein Unrecht geschehen konnte, weil eine unbedingte Hingebung seiner Person eine, ihm unzählige Male voraus angekündigte und geschilderte, eine von jedem ganz ohne allen Zwang nach einer reifen Ueberlegung gewählte, und feierlich zugesagte Verbindung blieb, eine in mancher Hinsicht trefflich berechnete Einführung, wenn sie sogar ein Meisterstück ihrer Art war, so war und blieb sie allein im Fache der Gelehrsamkeit für solche Fortschritte, bei welchen man eine klassische Vortrefflichkeit erreicht, desto weniger günstig. Unser Mederer wurde, wie wir, zu unserm Befremden, vernehmen werden, so zu sagen, alle Augenblicke zu neuen Verrichtungen nach neuen Plätzen verschickt, und (wenn nicht ein unwiderstehlicher Hang zur Geschichte überall hin ihn begleitet hätte) dahin gewöhnt, ja wohl gar berechtigt, nur das, sonst nichts, zu thun, als was man eben von ihm forderte, ja an nichts mit Vorliebe zu denken, und nichts, als die pünktlichste Erfüllung eines,

ihm gemachten Auftrages vor Augen zu haben. — So war in Bayern die Gesellschaft beschaffen, in welcher der Mann meiner Denkschrift seine Bildung erhielt.

Mederer wurde, weil er die Philosophie schon vor dem Eintritte in den Orden zwei Jahre mit öffentlicher Auszeichnung studirt hatte, unmittelbar nach dem Noviziat, ein sogenannter Magister, oder Lehrer in den humanistischen Schulen; wo ein junger Jesuit, wenn er den höhern Trieb in sich fühlte, die schönste Gelegenheit hatte, in der klassischen Literatur sich umzusehen, und seine künftige Ausbildung zu begründen. Mederer lehrte vom Jahre 1755 an zwei Jahre zu Ingolstadt, und andere zwei zu Landshut. Dort fand er an dem Lehrer der Rhetorik, Johann Baptist Seidel, einen zu seiner Zeit recht wackern Humanisten und ächtwitzigen Kopf, einen Freund, der ihn an seiner Hand in den Tempel der Musen führte, ihn die Redner, Dichter und Geschichtschreiber alter und neuer Zeiten, und was dabei das Vorzüglichste ist, ihn mit dem wahren Gebrauche derselben, und mit der besten Art, sie zu lesen, bekannt machte. Nachdem damals in Deutschland die schöne Literatur noch in der Wiege lag, so hielt sich Mederer an altrömische und französische Schriftsteller, von welchen das Jahr-

hundert K. Ludwigs XIV. eine Menge von entschiedenem Werthe geliefert hat. Unser Mederer hielt sich bei seinem Lehramte vorzüglich an des Carl Rollin Anweisung (ein Buch, das in unsern Zeiten weniger bekannt ist, als es zu seyn verdient) und zwei seiner Antrittsreden, und zwei seiner Lustspiele, welche in seiner Handschrift vor mir liegen, zeigen schon einen Mann von Sachkenntniß, und von einem nicht gemeinen Geschmacke. In der ersten jener Reden, welche er im Jahre 1756 bei der Eröffnung der Schulen zu Ingolstadt las, kündigte er eine Verordnung seiner Obern, vermöge welcher künftig auf die deutsche Sprache eben so viele Sorgfalt, als auf die lateinische und griechische verwendet werden sollte, mit einem freudigen Beifall an, und zeigte dann die Nothwendigkeit, die Muttersprache zu bilden, nebst den vielfältigen Vortheilen, welche aus einer solchen Bildung hervorgehen würden, mit einem Nachdruck, der aus Ueberzeugung kam, und Ueberzeugung einflößen mußte. In der zweiten Rede, welche er 1758 zu Landshut las, handelte er von der (damals eingerissenen) Vernachläßigung der griechischen Sprache, und von der, damals als neueste Mode aufgestellten, Behauptung, daß an der Stelle derselben allein die französische Sprache gelernt werden sollte. Der Red-

ner ließ sich, sehr geschickt, über die von allen Sachkennern stets anerkannten Vorzüge der griechischen Sprache vor der französischen aus, und, indem er nicht läugnet, daß auch diese letztere sehr schön, und daß sie, in unsern Zeiten, für Hofleute, für Reisende u. w. unentbehrlich geworden sey, setzt er hinzu, daß sie, dessen ungeachtet, niemals als ein wesentlicher Schulgegenstand einzuführen sey. „Es ist eine alberne Forderung, und es ist platterdings unmöglich, sagte er, daß ein junger Mensch vier Sprachen (die deutsche, lateinische, griechische, französische) zu gleicher Zeit gründlich lerne, und daß er noch überdieß andere Gegenstände, welche in den Schulen ebenfalls vernommen werden sollen (dahin gehöre der Religions-Unterricht, die Erdbeschreibung, die Geschichte, die Rechenkunst u. a., wenn auch diese Gegenstände [ut decet,] bloß elementarisch gelehrt werden sollten), mit der Erlernung jener Sprachen verbinden könne. Herr Mederer theilte, um die Sachen handgreiflich zu machen, die vierundzwanzig Stunden des Tages ordentlich aus, da sich dann fand, daß jene Stunden kaum recht hinreichten, die vielen Gegenstände in der Schule nur zu hören. „Es ist aber, bemerkte er hier (und dieß mit der strengsten Wahrheit) mit dem bloßen Hören in der Schule noch lange nichts ausge-

richtet, sondern das, was nach der Schule zu Hause geschehen soll, ist erst die Belebung, und Vollendung dessen, was in der Schule geschah.“ Das eigene Meditieren des Schulbuches und das sogenannte Komponiren, das unausgesetzte schriftliche Ueben, und Aufsetzen, das Errando discere, „ist das, was die ächte Kenntniß herbeiführt, und dazu gehöret viele Zeit, vieles bedächtliches (nicht übereiltes, gehudeltes) Arbeiten, und gleichsam Hinbrüten auf die Ergründung der Sachen, welche, wenn sie gründlich erlernet werden sollen, wahrlich nicht aus der Luft gegriffen werden können.“ Unser menschenfreundliche und verständige Mederer setzte weislich hinzu, daß ein junger Mensch auch täglich einige, und wenigstens an den sogenannten Vakanztagen eine ergiebige Bewegung in freier Luft, als welche gerade eben so nothwendig sey, als selbst die Arbeit, machen müsse.. Wer die französische Sprache zu lernen nöthig hat, der wird sie, wenn er einmal die deutsche und lateinische Sprache versteht, leicht lernen, und dann wird er zu seiner Zeit in Einer Stunde mehr begreifen, als er jetzt vor der Zeit in einem und mehreren Monaten, zumal in der Schule, begreifen kann, wo sich aus der Erfahrung zeigte, daß das französische Sprechen nicht Ein Student lerne u. s. w. Uebrigens, setzte er zuletzt

hinzu, habe man aus mehr, als Einer Erscheinung, eine gegründete Ursache, zu fürchten, daß die Vielwisserei, und die Mode, aus Studenten fade Encyclopädisten zu machen, mit jedem Jahre eine ausgebreitetere Aufnahme zu gewinnen, und daß der einzelne unangesteckte Mann, welcher das Unheil zwar wahrnehmen, zwar schildern, zwar dessen Folgen bedauern, aber nicht helfen kann, wieder werde veranlaßt werden, das Klaglied zu singen, das Balde sang:

Hoc Alemannus habet, multum magnumque Cerebro
Vastus inaedificat,
Plurima molitur, largoque extrudit hiatu,
Plurimaque esse cupit;
Astrologus, fullo, pictor, vespillo, choraules,
Cerdo, poeta, faber;
Et super haec augur Jovis, interpresque deorum.
Cuncta, nihilque sumus.

Herr Mederer hat seine Reden in der lateinischen Sprache geschrieben, was, wenn es gleich dem Herkommen gemäß war, wenigstens bei der ersten Rede nicht aufhörte, sonderbar zu seyn; indem man von dem Redner, der sich vornahm, die Verbesserung der deutschen Sprache zu empfehlen, berechtiget war, zu erwarten, daß er vorerst sogleich selbst mit einem meisterhaften Beispiele vorangehen, und

eine vortrefflich deutsch verfaßte Rede liefern werde; zumal da er unter die Beweggründe, welche zur Verbesserung und Verfeinerung der deutschen Sprache riethen, auch diesen Grund anführte, daß man schon darum lernen sollte, gut deutsch zu schreiben, damit man die manchmal unzulässigen Schriften der protestantischen Deutschen nicht mehr zu lesen wünschen möchte, als welche man nicht darum, weil diese Norddeutschen gründlicher, als die südlichen katholischen Deutschen dächten, oder etwas Besseres wüßten, sondern weil sie (1758) besser, anmuthiger, reizender deutsch schrieben, läse. Unter die, für die frühe Jugend unzulässigen Schriften zählte man im gedachten Jahre 1758 einen großen Theil norddeutscher Dichter; als von welchen, sagte man sich, oft sehr lockere Dinge, zärtliche Küsse, Umarmungen, Schäkereien mit Mädchen u. dgl. besungen, und solche Dinge lose Schelmereien, und unschuldige Scherze genannt würden; was aber die Folge haben dürfte, und sie bei vielen Jünglingen zuverlässig haben würde, daß allmählig Dinge herbeigeführt würden, welche (auch bei der liberalsten Humanität) nicht mehr unschuldige Tändeleien genannt werden könnten. Man wollte damals (und das war gewiß sehr großmüthig gedacht) demjenigen Alter, welches (nach unserm gemeinen

Ausdrucke) wie das Feuer fängt, jede Erröthung und jede, ganz unzeitige, dem Studiren nicht gedeihliche, Unruhe, so lange, als sich es würde thun lassen, ersparen, und in dieser Absicht mit der strengsten Sorgfalt solche Maßregeln nehmen, bei denen die Aeltern wohlgemutheter und wohlerhaltener Söhne (seiner Zeit) das Amt kräftiger Männer, und unbescholtener, braver Männer — das Vaterland sich zu erfreuen haben würden. Daher veranstaltete man in Süddeutschland für die studirende Jugend Sammlungen aus den norddeutschen Dichtern, und hielt sich sogar bei den Schulausgaben der klassischen lateinischen Dichter an die Vorsicht, sie von ihren Schweinereien zu reinigen; was von Männern, die selbst keine Erziehung hatten, und keine Erziehung verstanden, bitter getadelt, von Männern von Verstand aber mit vollem Beifalle aufgenommen, was sogar von dem berüchtigten Voltair gutgeheißen wurde. „Tarteron Jesuite, schrieb er, (im Siècle de Louis XIV.) a traduit les satyres d'Horace, de Perse, et de Juvenal; et a supprimés les obcénités grossières, dont il est étrange, que Juvenal et sur tout Horace ayent souillè leurs ouvrages. Il a ménagé en cela la jeunesse, pour laquelle il croyait travailler. Man setzte auch da-

mals jene, recht gute, Warnung „carmina quis potuit tuto legisse Tibulli etc. niemals aus den Augen *). Doch ich bemerke,

*) Ich werde über die Pflicht der Behutsamkeit, mit welcher ein Lehrer vor der Jugend über griechische und lateinische Dichter lesen soll, nächstens ein Wort sagen. Was schön gesagt seyn mag, ist darum noch nicht wahr oder gut gesagt, und was bei den Griechen (welche nach einer kurzen Pause einer flüchtigen Strebung nach Vollkommenheit in eine grundlose Niedrigkeit und Gesindelei verfielen beliebt, eingeführt, und geduldet ward, kann dieß durchaus nach ein paar tausend Jahren, und in unsern Tagen nicht seyn, wo (wie Gellert mit Recht sagt) in Hinsicht sittlicher Erkenntnisse und Ueberzeugungen „das geringste Dorf mehr weiß, als die Städte, worin Künste und Wissenschaften so vorzüglich blühten, als Athen und Rom wußten." Um zu wissen, wie der größte Theil der Gegenstände, welche von den griechischen Dichtern besungen wurden, beschaffen war, braucht man mehr nicht zu wissen, als daß Plato sie aus seinem Staate, wenn dieser wohl eingerichtet seyn sollte, verbannte, und daß Cicero dieß vollkommen billigte. „Videsne, poetæ quid mali afferant? Lamentantes inducunt fortissimos Viros. Molliunt animos nostros; ita sunt deinde dulces, ut non legantur modo, sed etiam ediscantur. Sic ad malam domesticam disciplinam, vitamque umbratilem et delicatam cum accesserunt etiam poetæ, nervos omnes virtutis elidunt. Recte igitur a Platone educuntur ex ea civitate, quam finxit ille,

daß ich auf eine längere Abweichung, als manchem Leser lieb seyn dürfte, gerathen bin.

Ungeachtet dieser Bemerkung kann ich nicht umhin, auch bei den zwei Lustspielen einige Augenblicke zu verweilen; weil sie die Anlagen unsers Mederers auf eine sehr vortheilhafte

---

dum mores optimos et optimum reipublicæ statum exquireret. At vero nos docti scilicet a græcia, hæc et a pueritia legimus et didicimus, hanc eruditionem liberalem et doctrinam putamus. Quæst. tusc. II. Die Wahrheit, daß sehr viele Dichter, ich muß hinzusetzen, auch Künstler, in Hinsicht auf die Wahl und Behandlung der Gegenstände den Zweck, warum man für die bürgerliche Gesellschaft dichten, oder ein Werk der Kunst herstellen soll, ganz hintansetzten, und daß sie keinen andern Zweck hatten, als die Einbildungskraft, und die Sinnlichkeit (auf Kosten aller Anständigkeit und Sittlichkeit) zu ergötzen, war die Ursache, daß die größten Köpfe, Newton, Malebranche, Copernikus u. a. die Dichtkunst wenig schätzten, theils geradezu verachteten. Wer, wenn er noch einen gesunden Verstand hat, und dabei die Jugend des Landes, das ihn nährt, schützt, und liebt, könnte der Jugend unbedingt die Lektüre des Wieland, des Kotzebue (und vieler anderer, deren größter Werth darin besteht, die Sinnlichkeit zu kitzeln, und alte Erschlaffungen aufzufrischen) empfehlen? Wer sollte nicht billigen, und der Wahrheit gemäß finden, was darüber (im 8ten Bande dieser Beiträge, in der Note von S. 360 bis 365) erinnert worden ist?

Art beleuchten. Es ist bekannt, daß die Humanisten und ersten Schulmänner des sechzehnten (einige flüchtige Jahre für die Literatur goldenen) Jahrhunderts sehr viel auf die öffentlichen Uebungen ihrer Schüler im Sprechen und Lesen hielten, und daß sie zu dem Ende über verschiedene nützliche Gegenstände in lateinischer Sprache Wechselgespräche schrieben, aus denen mit der Zeit, ordentliche kleine Schriften (welche man noch immer Declamationes nannte) entstanden sind. Diese kleinen theatralischen Uebungen wurden in neuern Zeiten, da man zu wähnen anfieng „anders denken, als unsere Voraltern dachten, sey schon so viel, als gut, richtig, scharf denken" als ein müßiger Zeitverderb getadelt, und, (wenn gleich Männer von Kopf das Gegentheil behaupteten) als ein Zeitverderb behandelt und ausgemerzt; da man doch wahrhaftig ganz verschobene, und brausköpfige Begriffe vom Schul- und Erziehungswesen haben muß, wenn man haben will, daß Knaben und Jünglinge unausgesetzt lernen sollen; oder wenn man vollends durch erzwungene Anstrengungen, und durch eine ewige Lernerei von acht bis zehn Gegenständen mit Köpfen muthwillig einen Versuch und die (für hundert Köpfe schon physisch schädliche) Erfahrung machen will, wie weit man es schon in Knaben-

jahren bei einem unausgesetzten Studieren mit dem Studieren bringen könne. Zu den kleinen Schauspielen, welche nebenher auch Uebungen in der (jetzt abnehmenden) Musik waren, wurden meistens Schilderungen der Zeitsitten gewählt, welche nicht selten die ächte vim comicam, und, (wenn Rügen menschlicher Albernheiten, wenn richtige Charakterzeichnungen, Verbreitung einer gesunden Denkart, Erweckung des sittlichen Gefühles, Verbesserung der Sitten, Verdienste sind) oft in einem ganz besondern Grade ihr Verdienstliches hatten. Von den zwei vorgefundenen Lustspielen unsers Mederers wurde eines „Nobilitas affectata, et punita" 1758 zu Ingolstadt, das andere „Peregrinatio" 1759 zu Landshut aufgeführt. Beide Stücke sind, wenn mich nicht alles Gefühl betrügt, so geschrieben, daß sie noch jetzt auf einem Haustheater auf (nicht schon ganz verwöhnte) Zuschauer eine gute Wirkung machen würden. Da es meinen Lesern, nachdem sie von Schulkomödien der Jesuiten niemals etwas gelesen haben mögen, nicht unangenehm seyn kann, einige Proben davon zu erhalten, so will ich eine kurze Skizze eines dieser Stücke hersetzen. Die Reise hatte zum Zwecke, das Ungereimte und Schädliche der damaligen modischen, unter dem deutschen Adel, und reichen Aeltern

allgemein herrschenden Thorheit zu schildern, der Thorheit nämlich, das Wichtigste, worauf die Häupter der Familien sehen sollten, den Unterricht und die Bildung ihrer Kinder, hergelaufenen Franzosen und Französinnen, ohne alle Gewährleistung ihrer Geschicklichkeiten und sittlichen Eigenschaften, bloß wegen ihrer (frech und durchfahrend) sich aufdringenden Kühnheit und selbstgefälligen Zuversicht, anzuvertrauen; und es wahr, recht, und schön zu finden, wenn ihren Kindern das deutsche Vaterland, und jede deutsche Umgebung in dem häßlichsten Lichte dargestellt, und verächtlich gemacht wurde; die oberflächlichsten Dinge artig und wohlgethan zu finden, und wohl gewöhnlich noch dazu ihre ganze Hausherrschaft nach den Einfällen und dem Uebermuthe solcher Leute einzurichten, und das schimpfliche Joch mit einer unbegreiflichen Blindheit so lange zu tragen, bis eines oder das andere herbe Ereigniß die, mit deutscher Langmuth zugehaltenen Augen, mit einem heilenden Erfolg, aber freilich oft zu spät geöffnet hat.

Bei der Reise also kommen folgende Personen vor: a) der Vater, Germannus; b) dessen drei Söhne, Benno, der älteste, Jacques, der reisende, Johann, der jüngste; c) Msr. Ronpierre, Hofmeister des Jacques; d) La Fleur, dessen Diener; e) Anton, ein Vetter

des Germannus; f) Theodorus, ein Kaufmannsdiener; g) ein Lehrer des Johann, jüngsten Sohnes des Germannus; h) Sebald, ein Diener des Bruders des Germann.

Erste Handlung.

1) Der von der Vortrefflichkeit seines französischen Hofmeisters und von der Nutzbarkeit einer frühen Reise nach Paris ganz durchdrungene Germann zahlt dem Ronpierre, zum Anfange einer solchen Reise, welche von ihm mit dem mittleren Sohne Jacques nach einigen Stunden angetreten werden soll, ein hundert Thaler vor, mit der Eröffnung, ihm noch überdieß zwei Wechselbriefe einhändigen zu wollen. Ronpierre läßt sichs gefallen, und erzählt dem Vater, was sein Sohn bei ihm gelernet habe, nämlich die französische und italienische Sprache, tanzen und fechten, und sich artig betragen, alles im höchsten Grade der Vollkommenheit; er bittet den Vater, die Proben davon sehen zu wollen.

2) Der Sohn Jacques wird gerufen, grüßt seinen Vater französisch und italienisch, tanzt und ficht. Der gute Germannus ist überaus zufrieden, und schickt den Sohn zu seinem Bruder, ebenfalls einem Kaufmann, um von ihm Abschied zu nehmen. Indessen daß

3) der ältere Bruder Benno mit der Nachricht hereintritt, daß er, wie ihm befohlen worden, das Fuhrwerk bestellt habe; worüber Germannus vollkommen beruhigt wird, und mit der Aeußerung, daß er sogleich die Wechsel schreiben wolle, sich entfernet;

4) worauf der Vetter Anton erscheint, den, weil er von der Bestellung eines Fuhrwerks Wissenschaft erhalten, die Neugierde hieher trieb, zu erfahren, was vorgehe; er wird sehr ungehalten und bekümmert, als er von Benno hört, daß der junge Jacques, und zwar mit dem französischen Hofmeister, nach Paris reisen soll.

5) Jacques erscheint selbst, im vollkommenen Reiseanzug, in Stiefeln und Spornen, redet seinen Vetter Anton mit einem französischen Gruße an, sagt ihm, da Anton deutsch antwortet, eine Grobheit, fällt dem Vetter, wenn er sprechen will, alle Augenblicke in die Rede, tadelt, und belehrt ihn, und da ihm Anton (von dessen Vater Jacques Abschied nehmen soll) sagt, daß es nicht schicklich seyn würde, diesen Abschied gestiefelt zu nehmen, beruft sich Jacques auf die Entscheidung des eben hereintretenden Hofmeisters Ronpierre.

6) Doch Ronpierre mißbilligt das Vorhaben, gestiefelt einen Besuch abzustatten, auf das Höchste; als ihm aber gesagt wird,

daß der Besuch nur dem Bruder seines Vaters (dem Vater des Anton) gelte, ändert Ronpierre seinen Ausspruch augenblicklich, indem er sagt, daß ein Besuch bei einem bloßen Deutschen gar nicht so viele Umstände erfordere.

7) Da zu eben dieser Zeit La Fleur eine Reitgerte, das einzige Reisebedürfniß, das dem Jacques noch fehlte, herbeibringt, so wird die Plumpheit dieser Gerte, als eines deutschen Machwerks, auf allen Seiten getadelt. „Was fehlt doch aber dieser Gerte?" fragt Benno. „Alles!" erwiedert La Fleur. „Es ist eine deutsche Reitgerte. Schon genug. Alles, was von deutschen Handwerkern kömmt, ist dumm, plump, und ungestaltet." Ronpierre entfernt sich mit dem Jacques, um von dem Vatersbruder endlich einmal Abschied zu nehmen.

8) Indem Benno seinem Vetter Anton sein inniges Bedauern zu verstehen giebt, daß sein Vater Germann über die Vollkommenheit der Franzosen nicht weniger übertrieben denke, erscheint

9) der mit dem Vater ganz gleichgestimmte kleine Bruder, Johann, der schon gleich beim Hereintreten, da ihn sein Vetter Anton mit dem Namen Johann grüßet, sich das deutsche Johann verbittet, und durchaus Msr. Jean

genannt werden will, so wie es ihm sein Bruder Jacques empfohlen, ihm auch versprochen hat, daß er nach einer kurzen Zeit ebenfalls würde nach Paris reisen dürfen. Anton. „Aber, mein liebes kleines Vetterchen Jean, warum wollen Sie denn nicht lieber bei uns in Deutschland bleiben?“ Jean. „Weil die Deutschen lauter Narren und dumme Bets sind. Sagen Sie nur nichts von ihren Deutschen. Ich schäme mich, als ein Deutscher geboren zu seyn.“ Der ankommende Hauslehrer, bei dessen Annäherung Jean sogleich verschwindet, unterbricht dieses Gespräch;

10) und da er hört, daß es mit der Reise des Jacques unter der Führung des Ronpierre Ernst werden soll, erklärt er sich, daß er darüber dem Vater Germann Vorstellungen machen werde. Auch der Vetter Anton verspricht, daß er etwas, was den Herrn Germann von dem verkehrten Wesen seines Sohnes Jacques überzeugen müßte, ausführen, und daß er sich dazu des Laden-Dieners seines Vaters, eines geschickten Burschen, bedienen wolle.

Zweite Handlung.

1) Jacques, welcher eben von dem Abschiedsbesuche bei seinem Onkel herkömmt, klagt

dem La Fleur, daß ihn sein Onkel mit den dümmsten Fragen gequält habe; indem er ihn gefragt hätte, was er dann, um bei den Franzosen zu glänzen, gelernet habe, und dann, was er zu Paris lernen wolle. La Fleur. „Nur ein Deutscher kann um so etwas Albernes fragen." Jacques. „Wenn wir nur auch schon von dem deutschen Boden wären! die dicke Luft drückt mich ordentlich."

2) (Der Ladendiener, Theodor, in einem umgekehrten Rock, die Vorigen.) Theodor: „Bon jour, Mons." Jacques: „Votre valet Monsieur. Theod. Ich habe gehört, daß Sie nach Paris reisen. Jacques. Oui Mons. Theod. Ich komme so eben von Paris. Jacques pardonnez Monsieur. Sie haben in der Eile Ihren Rock verkehrt angezogen. Theod. Keineswegs Mons. Das ist die allerneueste Pariser Mode. In Paris trägt diesen Augenblick jedermann seinen Rock so. Jacques. Das wäre! *) Theod. Das ist so, Mons. Ganz Paris lacht über Sie, wenn

*) Dieser Einfall mit dem umgekehrten Rock scheint im ersten Augenblicke übertrieben, und carikaturmäßig zu seyn; allein, wir dürfen nur umherschauen, um zu sehen, daß er es nicht ist. Wir haben den Franzosen und andern Nationen wohl andere Dinge, als das Umkehren eines Kleides ist, abgeborgt.

Sie Ihren Rock anders tragen. Jacques. Sonderbar, was doch die Franzosen alles erfinden! Sinnreiche Köpfe sind sie, das hat seine Richtigkeit. Was sie erfinden, das hat einen grundtiefen Sinn. Theod. Das ist weltbekannt. Jacques. Vermuthlich tragen jetzt die Pariser die ehemalige Außenseite ihres Rockes aus der Ursache inwendig, weil jene Außenseite schöner, und mithin nicht jeder Witterung, und nicht jeder Verderbniß Preis zu geben ist. Theod. Fürwahr, ein rarer Einfall! In meinen Kopf wäre er nicht gekommen. Jacques. Sie sind ein Deutscher. Aber ich will die nützliche Erfindung gleich nachahmen (er kehrt seinen Rock um). — Jedermann wird lachen, der meinen Aufzug zum Erstenmale sieht; aber wozu lachen die Deutschen nicht? Doch mein Hofmeister wird es flugs begreifen, und nachmachen. Theod. Aber im Vergnügen, von den Parisern sprechen zu können, plaudere ich immer so fort. Ich sehe Sie vor Ihrer Abreise ganz gewiß noch." (ab.)

3) (Jacques, dann der Hauslehrer des kleinen Johann.) Da dieser über das verkehrte Rocktragen sein Erstaunen nicht bergen kann, weiset ihn Jacques, als einen dummen Deutschen, der zu schwerfällig zum Geschmack für das Schöne wäre, zurück;

4) und will sogar den Ronpierre, der eben eintrat, bereden, daß das verkehrte Rocktragen wirklich Mode sey. Auf die Erinnerung des Hauslehrers, daß Msr. Ronpierre nun selbst sehen würde, was aus dem jungen Herrn geworden sey, erwiedert Ronpierre, daß die Spuren der deutschen Albernheit nicht mit einem Male verschwinden könnten, und da der Hauslehrer nicht umhin kann ihm das Leere und Fade des gewöhnlichen Unterrichts französischer Hofmeister anschaulich zu machen, erhebet Ronpierre ein solches Geschrei, daß

5) der Herr Germannus herbeiläuft, zu hören, was vorgehe. Da er seinen Sohn in dem närrischen Aufzuge sieht, und das Uebrige vernimmt, befiehlt er allen dreien sich zu entfernen; was der Ronpierre mit dem Jacques auch befolgt;

6) indessen der deutsche Hauslehrer zurückbleibt, und dem Germann über die Eigenschaften des französischen Hofmeisters, dann über das, was Jacques verlernet, und was er gelernet hat (nämlich die Religion, sein Vaterland und selbst seinen Vater verachten) die triftigsten Vorstellungen macht, und (nach dem Wunsche des Germann) sich entfernet;

7) welcher letztere aber dann doch anfängt, die Vorstellungen des deutschen Hauslehrers zu beherzigen, und dem Jacques ruft, um

sich auf der Stelle zu überzeugen, wie weit der deutsche Hauslehrer die reine Wahrheit gesagt haben möge.

8) Jacques erscheint, und der Vater macht zuerst eine Probe mit dem, was Jacques verlernet haben soll; er befiehlt ihm, etwas zu schreiben, und legt ihm eine Rechnung vor; und da Jacques ehemals in diesem, wie in jenem, schon vortrefflich geübt war, so erstaunt er jetzt über die unförmliche Schrift, und über die Ungeschicklichkeit, mit welcher Jacques bei der Rechnung sich benimmt. „Wenn nur wenigstens die Hauptsache (der gute deutsche Germann verstand unter der Hauptsache die Achtung und Neigung für die Religion seiner Väter) nicht gelitten hat!" seufzt er. Germann: „Aber die schönen Anweisungen, welche du ehemals, und hundertmal in meinem Beiseyn erhalten, und woran du ehemals selbst so vieles Vergnügen bezeiget hast, ich meine, die Religionssache wirst du doch nicht vergessen haben? Welche Kirche hast du dann mit deinem Hofmeister besucht? Jacques (ganz von Befremden getroffen): Wie? Herr Papa? Welche Kirche? Sie sind doch schon — Sie haben doch — Germann (ganz bestürzt): Mein Sohn! Was willst du damit? Jacques: Sie sind doch schon in die fünfzig, und mit diesen Jahren, Herr Vater! Warum soll ein

gestandener Mensch in die Kirche gehen? Die Kirche ist überall. Das Gewölbe des Himmels ist die schönste Kirche. Für Kinder und gemeine Leute, jawohl! Das mag so hingehen; aber für uns, Herr Vater, denken Sie einmal!"

9) Ein Bedienter, durch welchen dem Hrn. Germann bedeutet wird, daß ihn sein Bruder unverzüglich zu sprechen verlange, indem er höchst wichtige Briefe von Hamburg erhalten hätte, unterbricht die Unterredung. (Germann ab).

Dritte Handlung.

1) (Benno. Anton.) Jener giebt diesem auf sein Verlangen, Nachricht, daß der Einfall wegen des verkehrten Kleides dem Ladendiener Theodor bei dem Msr. Jacques geglückt, die Vorstellungen des deutschen Hauslehrers aber auf Herrn Germann desto weniger den gewünschten Fortgang gehabt hätten.

2) Die vorigen, dann Jacques und Msr. Ronpierre, im Begriffe, die Reise anzutreten, welche nur noch dadurch verzögert wird, daß Herr Germann von dem Besuche bei seinem Bruder nicht zurückgekommen ist. Schon hört man unten das Posthorn. Die Reisenden beginnen über die Langsamkeit der deutschen Dinge ungeduldig zu werden, als

3) der Bediente La Fleur eilfertig hereintritt und den Msr. Ronpierre, nachdem er ihm einige Worte ins Ohr sagt, augenblicklich mit sich fortreißt.

4) Die Vorigen. Indessen kömmt der Postknecht herein, trägt die Felleisen fort, indem er sich über die Schwere derselben beklagt, und sich ein gutes Trinkgeld verspricht.

5) Die Vorigen, dann Jean Der Schall des Posthorns zog den jüngsten Sohn des Hauses, Msr. Jean, herbei, der nicht g nug sein Verlangen ausdrücken kann, mitreisen zu dürfen. Die Ungeduld der Anwesenden wegen des langen Wegbleibens des Hrn. Germannus, als auf welchen gewartet werden soll, nimmt zu, und Msr. Jacques entfernt sich, um dem Herrn Germann wenigstens entgegen zu sehen, als

6) Sebald, ein Ladendiener des Hrn. Onkels erscheint, mit dem Auftrage an den Benno, daß er die Abreise nicht vor sich gehen lassen, und daß er den Ronpierre sorgfältig beobachten soll; er setzt hinzu, daß er die zwei Herren, Germann und dessen Bruder, gar ernstlich mit einander sprechen, und daß er oft die Namen Ronpierre und La Fleur gehört habe.

7) Die Vorigen, Msr. Jacques, welchem das Warten überall zu lange wird, kömmt

zurück, und bezeigt über das lange Ausbleiben des Ronpierre und des La Fleur die äußerste Unruhe, und hört vom Ladendiener Sebald, daß La Fleur dem Hrn. Germann, als dieser zu seinem Bruder sich verfügte, auf den Fuß gefolgt, daß er ihn (den Ladendiener) um die Ursache dieses Besuches gefragt, und daß er sich, da man ihm sagte, wie von dem Hauskorrespondenten aus Hamburg, Hrn. Condin, überaus wichtige Anzeigen angekommen seyen, recht befremdend entsetzt, und sich sogleich entfernt habe. Anton: „Das war's also, warum La Fleur beinahe athemlos hierher gekommen, und warum er seinen Herrn so eilfertig mit sich fortgerissen hat. Ich fürchte, daß sich, was mir längst ahnete, etwas sehr Sonderbares über die vortrefflichen Eigenschaften unserer Hausfranzosen herauswerfe. Msr. Jacques vertheidigte diese Herren mit heftigen Betheurungen ihrer Vortrefflichkeit, als

8) der deutsche Hauslehrer ankömmt, und indem er sich sehr wundert, daß unten an der Thüre noch der Reisewagen, und daß Msr. Jacques noch hier anwesend sey, die Nachricht bringt, gehört zu haben, daß die Mssrs. Ronpierre und La Fleur eilfertigst sich aus der Stadt geflüchtet hätten; aber Msr. Jacques widerspricht diesem Gerüchte, und fährt fort seiner vermeinten Reisegefährten eifrig sich anzunehmen; als endlich

9) Herr Germann von seinem Bruder zurückkömmt, welcher letztere von seinem Freunde aus Hamburg, Hrn. Condin, die Warnung erhielt, sich vor einem gewissen Franzosen Ronpierre, der mit seinem Diener La Fleur in Deutschland herumirrt, der schon aus verschiedenen Städten, wo er sich zum Kindererziehen einzudringen gewußt, wegen wichtigen Bübereien verjagt, welcher aus Hamburg wegen eines großen Diebstahls flüchtig gegangen, und durch Steckbriefe verfolgt worden ist, hüten, und ihn sorgfältig beobachten sollte u. s. w. Als jetzt Herr Germann bei allen Stadtthoren nach ihm fragen läßt, erhält er zur Nachricht, daß sein Hofmeister mit dem La Fleur sich eilfertig davon gemacht, und Nebenwege eingeschlagen habe. Ronpierre hat das, ihm ausgezahlte Reisegeld, nebst zwei Wechselbriefen, welche Hr. Germann zum Behufe der Reise seines Sohnes, geschrieben hatte, zu sich gesteckt, und mithin auch hier ein Andenken einer solchen Art hinterlassen, daß Hr. Germann noch von Glück zu sagen hat, seinen Sohn der Gefahr, von einem solchen Hofmeister ganz zu Grunde gerichtet zu werden, entgangen zu sehen. Hr. Germann läßt jetzt dem deutschen, verständigen und biedern Hauslehrer Gerechtigkeit wiederfahren und empfiehlt ihm seine Söhne Johann und Jacques, der

jetzt wieder Jakob genennt wird, zum Unterricht und zur strengen Erziehung für die Religion, für den deutschen Fürsten, und das deutsche Vaterland, wozu sich jener deutsche Lehrer m t Freuden versteht, indem er sagt: „daß ihm von jeher jeder Auswanderer verdächtig gewesen sey. In einem so aufgeklärten Lande, wie Frankreich wäre, fände ein wackerer Gelehrter ganz gewiß sein Fortkommen, und wer ein Vaterland lieben kann, der liebe über alles sein Vaterland. Ein Auswanderer müsse, wenn anders er seine Auswanderung beschönigen, und sich selbst als einen Mann von empfehlungswürdigem Werthe darstellen will, sowohl das Land, aus welchem er gewandert, als das, von welchem er aufgenommen worden ist, verkleinern. Von jenem muß er sagen, daß es so brave Leute, wie er ist, vernachläßige, diesem, welches ihn aufnahm, muß er unverschämt ins Angesicht sagen, daß es der Auswanderer bedürfe, um sich von denselben brauchbare Leute ziehen zu lassen." —

Auch das erste Stück „affectata nobilitas" worin ein Jurist vorkömmt, welcher auf einer entfernten Universität sich als einen Adeligen von Geburt ankündigte, Gesellschaften hielt, Schulden machte, und welchem endlich sein ankommender Vater, ein rechtschaffener,

aber gemeiner Bürger, den Kopf zurecht setzte, hat ebenfalls einige sehr artige Schilderungen guter und schlimmer Eigenschaften junger Leute, wobei diese eine recht gute Gelegenheit bekamen, ihren Bemerkungsgeist zu üben, und auf sich selbst aufmerksam zu werden. Doch genug von unserm Magister Mederer. Wir wollen nun hören, wie er zum Historiker geworden ist.

Mederer hatte während seiner Studienjahre zu Amberg von einem Soldaten die französische Sprache, oder davon so vieles gelernet, als man braucht, um Bücher zu verstehen. Er sagte dieß zu Landsberg seinem Novizenmeister, dem nachmals hochberühmt gewordenen Ignaz Romberg. Dieser Romberg, wiewohl ein Mann von entschiedener Ueberlegenheit des Geistes, konnte ihm das unbedingte Lesen französischer Bücher nicht erlauben, aber es war schon viel, es war für unsern Mederer schon genug, daß er that, was er thun konnte; er erlaubte ihm das Lesen französischer Kirchengeschichten, und anderer mit einem kirchlichen oder erbaulichen Inhalte verwandter Schriften. Diese Lektüre gründete bei unserm Mederer, und entschied, wie er selbst sagt, seine durch keine Unterbrechungen geschwächte, Vorliebe für das historische Fach; er fand auch dazu selbst in seinem Orden Ermunterungen, welche man nicht

zu den alltäglichen Erscheinungen rechnen konnte. Als er zu Ingolstadt die Theologie, deren damalige Spitzfindigkeiten ihm nicht behagten, studirte, und, um seinem Geiste eine bessere Nahrung zu suchen, öfters in der Bibliothek des Collegiums, und stets bei den Schränken der historischen Bücher sich einfand, zog er dadurch die Aufmerksamkeit seines Ordens-Bruders Heinrich Schütz, damaligen öffentlichen Lehrers der Geschichte, auf sich, der sich durch wiederholte Unterredungen zu überzeugen suchte, und überzeugte, daß man eine gegründete Hoffnung haben könnte, an dem jungen Liebhaber der Geschichte mit der Zeit etwas Besseres, als einen sogenannten historischen Dilletanten zu erhalten. Der brave Schütz verschloß in sich seine Wahrnehmungen nicht, und fand auch die erwünschteste Gelegenheit, den besten Gebrauch davon zu machen. Der eben genannte Romberg war jetzt Provinzial der oberdeutschen Provinz, und da dem scharfsehenden Manne die Bedürfnisse der Zeit nicht entgiengen, machte er sich bei seiner Abwesenheit in Ingolstadt eine eigene Angelegenheit daraus, für den Nachwuchs eines oder mehrerer Geschichtsverständigen zu sorgen. Schütz, welchen der Provinzial Romberg darüber zu Rath zog, nannte ihm unsern Mederer, der dann auch von Romberg sogleich vorgerufen, und

von ihm auf das nachdrücklichste ermuntert wurde, von nun an das Fach der Geschichte zu seinem Hauptfache zu machen. Mederer erhielt, über den bekannten Orbanssaal, dann über die Bibliothek des Collegiums, die Aufsicht; was zur Beförderung eines Zweckes, der sein ordentlicher Lebensberuf werden sollte, allerdings eine Art von Unterstützung, aber zu größern Fortschritten bei weitem nicht hinreichend war. Man sollte meinen, die Jesuiten hätten bei der, auf ihrem Orden, als einem Lehrorden ruhenden, und von ihm nicht mehr trennbaren, Nothwendigkeit, sich im Fache der Gelehrsamkeit auszuzeichnen, alles Erdenkliche gethan, um sich durch Ordensgelehrte eines klassischen Rufes in ein das vollkommenste Zutrauen erweckendes, und verewigendes Ansehen zu setzen, und eine ununterbrochene gesicherte Mitherrschaft über die Wandelbarkeiten und Launen des Geistes jeder Zeit zu behaupten; aber wiewohl das auch ihr stillschweigender Wunsch gewesen seyn möchte; so war es doch, nach dem, was wir oben gehört haben, gewiß nicht ihre Hauptabsicht, und (bei dem, an sich ganz gerechten Werthe, den sie vor allen Dingen allein auf die Seelsorge legten) nichts weniger, als ein Glied in der Kette ihres Systems. Was Romberg sah, und wünschte, war seine persönliche Sache, und keineswegs

eben dieselbe Angelegenheit anderer Ordensobe=rer, welche fast immer stets nur auf die allgemeine Erfahrung, daß sogenannte Verbesserungen und Neuerungen nicht selten weiter führten, als man sich vorgestellt hatte, hinblickten, und welche daher aus einer, oft abgeschmackten, und albernen Aengstlichkeit, sich eines Wagestücks schuldig zu machen, nicht dahin zu bringen waren, auch nur Einen Schritt zu thun, wo sie nicht recht ausgetretene Fußstapfen, daß ihre biedern Vorfahrer darin gewandert waren, fanden. Der thätige Romberg konnte auch nicht immer Provinzial bleiben, und Mederer wurde mit dem Ankauf solcher Bücher, welche in der Collegiibibliothek nicht vorhanden waren, so wenig unterstützt, daß er seine eigenen Ersparnisse darauf wenden mußte, um sich neuere historische Werke zu verschaffen; aber der Mangel an Unterstützung, Sprödigkeiten, und selbst widrige Bewegungen und Hindernisse vermögen nichts mehr wider den Eifer eines fähigen Kopfes, den die Verliebtheit für einen würdigen Gegenstand einmal mächtig ergriffen hat, und Mederer würde das Studium der Geschichte auch unter widrigen Umständen nie wieder hintangesetzt, sondern seinen Weg auch ohne alle Beispiele und Mitwanderer einsam für sich fortgesetzt haben; aber gerade damals trat in Bayern

für die Geschichte von Bayern der glücklichste Zeitraum ein.

Damals nämlich machte die, im Jahre 1758 in München gestiftete Akademie der Wissenschaften ein unbeschreibliches Aufsehen, und sogleich ihre ersten Schritte, Schriften, Ankündigungen und Anstalten versetzten alle gutartige Köpfe, welche auf den gelehrten Stand Anspruch machen konnten, in ein hell aufflammendes Feuer. Diese Akademie hatte sich feierlich erklärt, daß, neben der Philosophie, ihr Hauptgegenstand die vaterländische Geschichte seyn würde, als von welcher sie behauptete, daß sie unzähliger Berichtigungen, daß sie schon vor allen Dingen der Herstellung eines festgesetzten Gesichtspunktes, von dem sie auszugehen, nach dem sie stets zurückzusehen hätte, bedürfte. Mit aller gebührenden Ehrfurcht und Hochachtung für den Werth und die Verdienste der ältern bayerischen Geschichtschreiber, des Arenpeck, Aventin, Adlzreiter, Falkenstein, Finsterwald, kündigte sie an, daß diese, und andere hochverdiente bayerische Geschichtschreiber sehr wichtiger, und oft wesentlicher Verbesserungen bedürftig, und daß zumal schon gleich selbst die Jahrbücher des Patriarchen der ältern bayerischen Geschichte, des verewigten Aventin nicht

frei von häßlichen Irrthümern, Lücken und Mißverständnissen seyen *).

---

*) Eine von einem wahren, und uneingenommenen Prüfer, und Sachkenner auf unsern Meister Aventin verfaßte Denkrede, worin gezeigt würde, wo Aventin die Geschichte von Bayern fand, und wo er sie ließ, würde eine eben so lehrreiche, als ruhmvolle Arbeit seyn. Aventin war unstreitig ein sehr belesener Mann, und ein kühner Vordenker zu seiner Zeit. Sein lateinischer Vortrag ist rein, und kräftig; sein deutscher Ausdruck trägt das ächte Gepräg der kraftvollen deutschen Sprache, und sein Geist brauset, zumal in seinen Vorreden, wie ein feueriger Strom voll innern Ungestüms; er sammelte aus den Archiven, welche ihm geöffnet werden mußten, mit einem verschlingenden, eisernen Fleiße einen unbeschreiblichen Reichthum an Kenntnissen, von welchen er bei seinem festen und (bis auf die letzten Tage seines Lebens) von aller Menschenfurcht entfernten, Charakter gewiß alles, was er wußte, und wie er es wußte, mittheilte. Ich könnte unsern Landsmann noch von gar vielen andern Seiten, von denen er weniger, als er es zu seyn verdient, bekannt ist, als einen Mann von hoher und seltener Art aufstellen, ohne darum von der historischen Seite mehr aus ihm machen zu müssen, als er wirklich ist. Aventins Geschichte ist vorerst keine Urquelle, aus der man unbedingt schöpfen kann; sie erzählet bloß, aber sie beweiset nicht, und nennet niemals, oder höchst selten mit einer befriedigenden Bestimmtheit das bewährte Zeugniß, aus welchem sie schöpfte. Häufig schrieb der mit seiner Arbeit viele Jahre mehr beschäf-

Die Akademie errichtete demnach einen ordentlichen kritischen Richterstuhl, bei welchem

---

tigte, als vielleicht feilende Mann ohne die kritische Sichtung, welche man heut zu Tage fordert; und wiewohl man, wenn man seine Angaben mißtrauisch bei Seite setzte, nachher gar oft fand, daß er vollkommen recht, und aus den Originalien ausgezogen habe; so ist gleichwohl nicht zu läugnen, daß er eine Menge Mährchen, Vorurtheile und Irrthümer dem Geiste der Vorzeit und seiner Zeit nachgeschrieben habe, und daß eine Sammlung derjenigen Unrichtigkeiten, welche von spätern Geschichtforschern entdeckt und berichtiget worden sind (nicht einmal auf seine Copirung und Erklärung der alten Aufschriften kann man sich unbedingt verlassen), diejenigen seiner Lobredner, welche ihn vielleicht nicht einmal gelesen, noch weniger geprüft haben, in Verwunderung setzen würde; was übrigens dem Verdienste und dem unsterblichen Ruhme des Aventin keinen Abtrag thut. Aventin war ein einzelner Mensch, und sein Leben war zu kurz, um alle Urkunden, welche ihn richtiger belehrt haben würden, um alle Chroniken, Saalbücher, Münzen rc. rc. aufzufinden, um alle aufgefundene bis zur Erschöpfung auszuziehen, und dann den unermeßlichen Vorrath von Dingen seinem Blicke zu vergegenwärtigen, sie mit kritischem Auge zu durchgehen, und ein Gebäude, zu dessen Vollendung viele Menschenalter erfordert werden, in wenigen Jahren allein aufzuführen. Es war nicht seine Schuld, wenn er nicht alles sah, wenn er (bei den zu seiner Zeit noch wenig bekannten oder geläuterten Gesetzen der historischen Scheide-

alles Verdächtige und Unbewiesene geprüft werden sollte; und indem sie sogleich selbst mit

---

kunst) nicht alles prüfte, was ihn hätte unterstützen können, um ihn von vielen seiner Irrthümer z. B. von seiner irrigen Meinung, daß vor dem ottonischen Gerichtskauf 1311 alle und jede Gerichtsbarkeit allein von den Herzogen ausgeübt worden, zu bewahren.

An einigen heutigen Lobrednern des Aventin sieht man, außer den Flecken ihrer historischen Unwissenheit, noch eine häßliche Mackel, diese nämlich, daß sie an dem biedern Manne vor allen Dingen das loben, was sie an ihm entschuldigen sollten. Die heftige und bittere Beißigkeit, das Poltern und Stürmen, mit welchem Aventin (der, was seine modischen Lobpreiser nicht wissen dürften, nichts weniger als ein Philosoph unsers Zeitgeistes, sondern ein Betbruder war) gegen die (ererbten) Gebrechen der damaligen römischen Curie, und der damaligen Geistlichkeit losstürzte, war zu seiner Zeit Sitte. Luther und Hutten z. B. waren ähnliche Schelter, und brausten mit einer, nicht selten tollen, Hitze über alle Grenzen der Bescheidenheit, und des gesellschaftlichen Wohlstandes. Am allerwenigsten sollte man dem Aventin, wenn er sich einmal, nach seiner heftigen Gemüthsart, etwas ungezogen benahm, immer nur Recht, und dagegen denjenigen, welchen seine unzeitigen Ausfälle manchmal ungelegen kamen, immer nur Unrecht geben. Warum sollte denn der damalige regensburgische Bischof oder sein Consistorium geradezu, und so ganz unbedingt, des Verfolgungsgeistes wüthiger Ketzer-

dem thätigsten Beispiele vorausgieng, und unter die historischen Mitglieder eine Menge solcher Fragen, deren Auflösung ihr zum Vor-

richter sich schuldig gemacht haben, wenn er oder sein Consistorium, gemäß des Styls damaliger Ansichten und Befugnisse (man muß ja doch die Handlungen vergangener Zeiten mit dem Maßstabe gleichzeitiger Begriffe und Eigenheiten, und nicht mit dem Maßstabe unserer heutigen Vorstellungsarten beurtheilen) unsern Abensberger wegen einer, wer weiß, welcher Ungezogenheit zur Rede stellte, wenn er ihn einige Tage (vom 7. bis 18. Oct. 1528) mit dem Consistorialcarcer belegte? Da ihn der Herzog von Bayern wieder losbrachte, warum liest man nicht, daß der Herzog das Verfahren des Bischofs geahnet, und es für hart und ungerecht erklärt habe? Warum liest man nicht wenigstens, daß die vielen Freunde, bei welchen Aventin im ganzen Deutschland in Ehren stand, der Sache sich bestimmt angenommen, und den Aventin vertheidiget haben? Ich bin, wie ich weiß, weit entfernt, dem Bischofe oder seinem Consistorium wider den Aventin, für dessen Werth und Bravheit ich gewiß die ihm gebührende Hochachtung fühle, das Wort reden zu wollen; aber so lange niemand bestimmt zu sagen weiß, worin denn das bestand, was dem Aventin seinen Unfall zuzog; so lange würde es doch (gesetzt auch, daß es unserm Zeitgeiste noch so angemessen seyn sollte) sehr voreilig, ich bitte um Erlaubniß, hinzusetzen zu dürfen, ungerecht seyn, geradezu zu behaupten, daß der Bischof einer wüthigen Ketzerrichterei sich schuldig gemacht habe.

aus wichtig schien, zur Ausarbeitung vertheilte, (akadem. Geschichte, Th. 1. S. 65.) forderte sie (ebd. S. 47) nicht nur alle fähige Inländer auf, an ihrem Vorhaben auf eine oder die andere Art Theil zu nehmen, sondern sie warf noch überdieß von Jahr zu Jahr Preisfragen über solche Gegenstände auf, bei deren Beantwortung man veranlaßt wurde, der Prüfung der vornehmsten Theile der Geschichte sich zu unterziehen, und auch nebenher in dunkle Stellen Licht zu bringen. Eine solche Frage war vorzüglich diejenige, welche für das Jahr 1762 aufgeworfen wurde. Sie betraf die Untersuchung der ersten Abstammung des, im Jahre 907 unweit Preßburg in einer Schlacht wider die Ungarn gebliebenen Herzogs Luitpold, als von welchem die heutigen allerdurchlauchtigsten Regenten in Bayern in gerader Nachfolge entsprossen sind. Dieser Luitpold war, was hinlänglich erprobt, und unter den Historikern keinem Zweifel unterworfen ist, ein naher Anverwandter der carolingischen Kaiser; aber von welcher Seite, ob von der männlichen oder weiblichen Abkunft er es war, das blieb noch immer dem glücklichen Erfolge einer fleißigen Nachforschung anheim gestellt, so daß die bewährtesten Geschichtforscher, Tölner, Gewold, Adlzreiter, Ludwig, Gundling, Falkenstein, Scholliner, Du

Bûat, Lipowsky (Anton), welche sich mit der Auflösung der Sache beschäftigten, zwar eine reiche Belesenheit, und eben so vielen Scharfsinn gezeigt, aber die Auflösung (zu welcher die Urkunden der Hochstifter am nächsten führen dürften) nichts weniger, als vollendet haben. Da die Aufforderung zur weitern Untersuchung als eine Preisfrage erschien, haben sich der historische Universitätsprofessor zu Ingolstadt, der obgenannte Heinrich Schütz, und unser Mederer, mithin der Lehrer und der Schüler, beide im höchsten Geheim, und ohne sich einander zu entdecken, an die Auflösung gewagt. Der Lehrer erhielt den akademischen Preis, und der Schüler blieb, wie er in seiner Lebensbeschreibung versichert, höchst zufrieden, eben dasselbe Gebäude, welches von andern bewährten Männern aufgestellt, und vorzüglich beachtet worden war, (daß Ernest I. der Großvater, Ernest II. der Vater des im Jahre 907 umgekommenen Luitpolds gewesen sey) aufgestellt, (wiewohl freilich nicht alles Sachdienliche aufgefunden und erschöpft) zu haben.

Unter den Handschriften unsers Mederers finden sich über diesen Gegenstand zwei schriftliche Aufsätze:

a) Derjenige, welchen er 1761 an die Akademie der Wissenschaften einsandte, und

b) ein zweiter, sehr weitläufiger, so, daß er im Druck wenigstens zwölf und mehrere Bogen betragen würde.

Beiden Aufsätzen liegen in abgesonderten Blättern häufige Verbesserungen und Vermehrungen bei, so, daß sie bloß seine Entwürfe gewesen zu seyn scheinen. Der erste kleine Aufsatz, (seine Preisschrift) ist in deutscher Sprache abgefaßt, und führt den Titel: „Historisch-kritische Antwort auf die Frage: Wer die Stammväter des bayerischen Markgrafen Luitpolds gewesen?“ Der andere, längere Aufsatz ist lateinisch geschrieben, und mit der Aufschrift: „Scrutinium veritatis, sive Genealogia Luitpoldi, Bajoariae Marchionis, critice expensa.“ In dieser Abhandlung wird ein ganz anderes System, als Hr. Mederer in seiner Preisschrift aufstellte, behauptet, und unserm, in Frage stehenden, Luitpold wird ein gewisser Ratoltus Bavariae comes, († circ. 872) diesem Ratold aber Luitpold I. † circ. 837 zum Vater gegeben. Ganz gewiß würde es eine höchst verdienstliche Arbeit der Akademie der Wissenschaften seyn, wenn sie zur Zeit, da sie eine Preisschrift krönet, und solche dem vaterländischen Publikum mittheilt, (oder, nach meiner Meinung, stets gleich mittheilen sollte) auch aus den übrigen eingeschickten Abhandlungen

Auszüge liefern, und die Ursachen, wegen deren die von den Verfassern beigebrachten Gründe, nach den Gesetzen der Kritik, nicht für statthaft befunden werden konnten, öffentlich vorlegen wollte; denn um nichts davon zu sagen, daß durch eine solche Mittheilung sowohl die historische Beurtheilungskunst, als selbst die Erweiterung der historischen Kenntnisse unendlich gewinnen, und daß der Verfasser einer ungekrönten Abhandlung durch die Aufmerksamkeit, mit welcher man seine Abhandlung beachtete, sich gleichsam für entschädigt halten müßte, so ist ferner leicht zu erachten, daß auch ungekrönte Abhandlungen manche Perle, deren ewige Vergrabung doch zu bedauern ist, enthalte u. s. w. Indem ich hier diese, recht wohlgemeinte, Erinnerung (welcher die Muse günstig seyn wolle!) niederlege, kann ich nicht umhin, mein Bedauern zu äußern, daß es mir der mir gegönnte Raum unmöglich macht, Auszüge aus den mederischen Abhandlungen zu liefern. Ich kann aber gleichwohl nicht umhin, wenigstens von dem ersten mederischen Aufsatze, als der eigentlichen Preisschrift, etwas zu berühren, damit man daraus den Weg, welchen der Verfasser einschlug, und seine Weise, sich da, wo er keine Fußstapfen fand, eine eigene Bahn zu machen, ersehen möge.

Herr Mederer untersuchte in drei Aufsätzen:

1) Wer Luitpold gewesen,
2) Ob er ein unmittelbarer Abkömmling Carls des Großen, und
3) wessen Sohn oder Enkel er gewesen sey?

ad 1) „Ein sehr berühmter Feldherr war Luitpold, so, daß sein Name überall, wo bei den gleichzeitigen, oder zeitnahen Schriftstellern von einer Hauptschlacht die Rede ist, vorkömmt. Im Jahre 898, da zwischen mährischen Prinzen Unruhen entstanden, schickte Kaiser Arnulph ihn, und den Aribo ab, die Unruhen zu dämpfen. In eben diesem Jahre nahm Luitpold einen, ehemals bayerischen Fürsten, Erimbert gefangen, und führte ihn dem Kaiser zu Ranzdorf (jetzt Ranshofen) vor. Im Jahre 900 griff er die Ungarn, welche durch Bayern gestreift, und auf ihrem Rückweg begriffen waren, an, und schlug sie. Im Jahre 907 blieb er in einer Schlacht wider die erwähnten Ungarn."

Diese letztere Thatsache, für welche Hr. Mederer den Regino anführt, ausgenommen, stellte er für seine übrigen Erzählungen keine Bürgen; was er gleichwohl, wenn auch die Sachen eben nicht in Abrede gestellt werden, hätte thun sollen.

„Luitpold war einer der mächtigsten Herrn in Bayern. Seine Güter lagen in dem Nordgau, das ist, in dem nördlichen Theile des bayerischen Reiches, oder der heutigen Oberpfalz, und zwar, wie die Bulle K. Ludwigs (Hund. metr. sal. t. 1. p. 249.) erhellet, war in seiner Grafschaft auch Sentilabach begriffen, welcher Ort jetzt Sindlbach genannt wird, und etwa zwei Stunden von dem Städtchen Neumark gegen den Flecken Lauterhofen (im Testament Carls des Großen Lutrahof) gelegen ist. Wenn daher Luitpold in alten Schriften auch ein Graf von Lengenfeld genannt wird, so wird das ganz begreiflich; indem Sindlbach und Lengenfeld, als eben nicht weit entfernte Orte, gar leicht unter Einer Herrschaft gestanden seyn könnten.“

a) So wie die Worte dastehen, scheint Hr. Mederer den Nordgau und die Oberpfalz für Eine Sache gehalten zu haben; da doch die Oberpfalz nur ein kleiner Theil von dem Nordgau war; indem man damals nebst der obern Pfalz, die Fürstenthümer Bayreut und Anspach, dann die Bisthümer Bamberg und Eichstädt, ferner das Herzogthum Koburg, die großen Gauen Saalfeld und Ries, dann die Reichsstadt Nördlingen zum Inhalte des Nordgaues rechnete.

b) Eine Grafschaft gehabt haben, worin diese oder jene Güter lagen, beweiset nicht, daß man auch die Herrschaft oder das Eigenthum über diese Güter gehabt habe; denn das Wort Grafschaft zeigte damals noch nichts an, als ein Grafen= oder Richteramt, oder den Bezirk desselben.

„Luitpold war ein Vetter des Kaisers Arnulph († 899) und Ludwigs," († 911). „Das beweisen die Bullen" ꝛc. Zugestanden!

ad 2) „Aventin, Brunner u. a. gestanden, daß sie, ungeachtet aller ihrer mit größtem Fleiße unternommenen Nachforschungen, von der Abkunft des Luitpold nichts Bestimmtes haben finden können. Was Gewold, Adlzreiter, welche den Luitpold unmittelbar von Carl dem Großen abstammen lassen, und andere davon gesagt haben, das haben sie bloß gesagt, ohne es im Geringsten bewiesen zu haben." Hr. Mederer gieng die Behauptungen des Gewold durch, und zeigte, daß sie keinen Grund für sich haben, und versicherte, daß er in gleichzeitigen Scribenten nichts habe finden können. Zwar sagte Regino (ein Benediktinerabt zu Prüm im Bisthume Trier zu Ende des 12. Jahrh.) in seiner Chronik, daß im Jahre 891 ein gewisser Graf Arnulph im Kriege wider die Normänner umgekommen sey; aber wenn es Schriftsteller gab,

welche glaubten, daß dieser Arnulph von Carl dem Großen abstamme, und daß er der Vater unsers bayerischen Luitpolds sey, so sagen sie das bloß, ohne auch einen Schein von Beweis aufbringen zu können.

ad 3) a) Luitpold war in der Oberpfalz in der Gegend des Dorfes Simbach begütert, was hier auch seine Voraltern gewesen seyn werden.

b) Luitpold war Markgraf in Ostbayern, und da die Söhne ihren Vätern in ihren Würden gewöhnlich (wiewohl damals noch nicht erblich) folgten, so werden auch die Voraltern Luitpolds bayerische Markgrafen, oder sonst mit ansehnlichen Ehrenstellen begabt gewesen seyn.

c) Luitpold war, was man für unbestritten annehmen darf, ein Vetter der carolingischen Kaiser Arnulphs und Ludwigs IV.

Nun lebte um das Jahr 840 in der Oberpfalz ein wegen seiner Tapferkeit, und seinem Ansehen berühmter Graf, Ernest I. (er war auch bayerischer Markgraf gegen Böhmen), der bei dem Kaiser Ludwig II. in solchen Ehren stand, daß dieser Kaiser zur Gemahlinn seines erstgebornen Sohnes, Carlmann, die Tochter jenes Grafen, Hildegarde, wählte. Jener Ernest I. hielt es in einer Uneinigkeit, in welche Carlmann mit seinem Vater, Kai-

ser Ludwig II. gerieth, mit seinem Schwiegersohn (Carlmann); wurde darüber von jenem Kaiser seiner Würden, aber nicht seiner Güter entsetzt, und starb im Jahre 865 bei Laufen am Neckar, welches Städtchen ihm Kaiser Ludwig II., schon im Jahre 832 überlassen hatte. Ernest I. hinterließ (was bewiesen ist) einen Sohn, Ernest II., welcher mit seinem Vater bei dem Kaiser Ludwig II. in eben dieselbe Ungnade verfallen, aber bei der Aussöhnung dieses Kaisers Ludwig II. mit seinem Sohne Carlmann, ebenfalls wieder zu Gnaden gekommen seyn wird. Ernest II. hinterließ ebenfalls einen Sohn (Hr. Mederer führt dafür den Tollner zum Gewährsmann an), und dieser Sohn konnte unser bayerischer Luitpold gewesen sey; denn

a) unser Luitpold hatte seine Güter in der Oberpfalz, wo demnach sein Vater und Großvater gelebt haben müssen; denn

b) unser Luitpold fiel in der Schlacht bei Preßburg im Jahre 907. Wenn er damals 50 Jahre gezählt hat, so hat obiger Ernest I., als welcher im Jahre 865 starb, gar wohl sein Großvater seyn können; denn

c) unser Luitpold war ein reicher, vornehmer Graf; also konnte er ganz schicklich, der Abkömmling der Grafen Ernest I. und II. gewesen seyn; denn

d) Luitpold war ein Vetter der Kaiser Arnulphs II., und Ludwigs IV. (seines Sohnes).

Da nun Kaiser Carlmann, Vater des Kaisers Arnulph, die Tochter des Grafen Ernest I., die Hildegarde, geheirathet hat, so reimt sich wohl nichts besser zusammen, als daß man sage, unser Luitpold, nachdem er ein Vetter der eben genannten Kaiser war, sey dieser Vetter darum, weil er ein Abkömmling des Grafen Ernest I. war, gewesen. Also ergäbe sich folgende Stammreihe:

Kaiser Ludwig II. † 876.	Ernest I. nordgauischer Graf † 866.
|	|
Carlmann Kaiser † 880, Gemahlinn Hildegardis, Tochter des nordgau. Grafen Ernest I.	Ernest II.
|	|
Arnulph, Sohn des vorigen Kaisers †. 899.	Luitpold nordg. Graf, u. bayer. Markgraf † 907.
|	
Ludwig IV., Kaiser, † 911.	

Herr Mederer hat die Wahrscheinlichkeit seines Systems in der That als sehr wahrscheinlich dargestellt; und seine vier Schlüsse a. b. c. d. sind, zumal der letztere, sprechend; allein a) die Aufnahme Ernests II. zur Gnade ist nicht erwiesen, und man liest nirgends, daß er die Aemter seines Vaters fortgesetzt habe. Noch weniger b) hat man bisher auch

nur Eine Spur, daß dieser Ernest II. einen Sohn gehabt habe, entdecket; wenigstens hat unser Zirngibl in seiner vortrefflichen Abhandlung von der Mark, und den Grafschaften des caroling. Bayerns, dann von den Besitzern derselben nichts davon zum Vorschein bringen können. (N. histor. Abh. B. II.)

Was Hr Mederer bei der Anführung verschiedener über die Herkunft Luitpolds aufgestellter Meinungen bemerkt, daß die deutschen Ausgaben des Aventin mit verschiedenen willkührlichen Zusätzen der Abschreiber, verändert, so zu sagen, veruntreuet worden seyen, verdient hier wieder in jene Erinnerung zu kommen, welche schon Schardius bei seiner Ausgabe des Aventin deutscher Chronik, Frankfurt am Main, 1566, machen zu müssen glaubte, indem er sagt, Bl. 2: „Sunst weiß ich auch weiter zu berichten, daß in den geschriebenen Exemplaren dieser Chronicken, so bei etlichen vorhanden, eine Ungleichheit gespürt wird, dann bisweilen in einem mehr, in andern weniger gefunden, aus was Ursachen nun solches geschehen, laß ich dießmal fahren." In der ersten, oder lateinischen Ausgabe Ingolstadii MDLIV. sagt Aventin l. 4. p. 481. „nec quicquam ultra de paternis Luitpoldi majoribus, quo gradu contingat familiam, reperi, licet accurate ve-

stigarim." In Bibliothecis Nariscorum, Boethorum, Bambergensium, ubi ortus fuit, amplius querendum censeo. — Nam qui id hucusque conati sunt, splendidis duntaxat promissis animos lactaverant. Aber Aventin erzählt auch ad an. 891, daß der König Arnulph wider die Normänner seinen besten Hauptmann, Grafen Arnolph ab dem Norkaw geschickt habe. Dieß brachte einige Leser des Aventin auf die Meinung, daß jener Arnolph ab dem Norkaw der Vater unsers Luitpold gewesen seyn könnte; wogegen nichts einzuwenden seyn dürfte, wenn man mit einigen Gründen eine Wahrscheinlichkeit der Vermuthung aufgestellt hätte; aber die Abschreiber und Herausgeber des deutschen Aventin begnügten sich damit nicht, sondern schon gleich in der 1566 erschienenen Ausgabe des Schardius steht, Bl. 361 ad an. 891: „König Arnolph — wider die Nortmannen schickt er seinen besten Hauptmann, Graf Arnolph ab dem Norkaw, mit dem Erzbischof von Meynz — wurden, wie das Vieh von den unglaubigen Nortmannen darnieder geschlagen, mit samt ihren Hauptleuten, obgenannten Erzbischof Sunderhold von Meinz und Grafen Arnolph von Lengfeld (en verbum ultro additum) ab den Norgau." Und Bl. 362 steht: „Die Mehren (Moravos) re-

gierten zween Brüder, — waren uneins, kriegten mit einander, etliche, denen die Sache nicht gefiel, flohen zum Kaiser — der schickt seine besten Hauptleute, Eribo, Grafen von Burckhausen, Luitpold, Grafen von Lengfeldt, obgenannten Grafen Arnolphen, so von den Nortmannen erschlagen ist worden, Sohn, von dem die jetzigen beyerischen Fürsten allhie sind.“ —

Aber nun kamen für unsern Mederer, als Freund der Geschichtsforschung, einige traurige Jahre. Nachdem er im Jahre 1763 (im 29sten Jahre seines Alters) Priester geworden, mußte er, (vermöge der Einrichtung seines Ordens) zum Tertiat oder dritten Probejahre zu Altenötting sich einstellen, und dann bekam er die Befehle, erst nach Kaufbaiern, wo er 1764 wieder einen Lehrer der 3ten und 4ten grammatikalischen Klasse vorzustellen, dann im Jahre 1765 nach Ingolstadt, wo er die Stelle des Subministers, des Seminarinspektors und Kirchenpredigers zu übernehmen hatte, 1766 nach Straubing, wo er die Logik lehren, 1767 nach Amberg, wo er in diesem Jahre als Lehrer der Physik auftreten mußte, zu wandern, und schon war ihm für das Jahr 1768 eine abermalige Versendung nach Regensburg, und eine wiederholte Uebernahme des philosophischen Lehrstuhls angekündiget, als sich der Fall er-

gab, bei dem es seinen Obern, welche, während der eben genannten Jahre nicht aufgehört hatten, seine Vorliebe für die Geschichte zu beobachten, möglich wurde, seine Wünsche zu krönen. Den 13. September 1768 starb zu Ingolstadt der öffentliche Lehrer der Geschichte Heinrich Schütz, und der Provinzial der Jesuiten hatte jetzt, gemäß eines ordentlichen Herkommens, die Obliegenheit, dem Landesfürsten drei Männer seines Ordens, welche er zur Besetzung des erledigten Lehrstuhles für tüchtig hielt, vorzuschlagen. Der Provinzial brachte zwei Ausländer, und einen Inländer in Vorschlag. Dieser letztere war unser Mederer. Mehr brauchte es beim Kurfürsten Maximilian III., welcher seine Bayern über alles schätzte, nicht, um unsern Mederer zum Universitätslehrer zu befördern. Mederer eröffnete auch, nachdem er sich noch eher vor das philosophische Doktorat ertheilen ließ, seine historischen Vorlesungen schon im November 1768 mit einer nicht gemeinen Erwartung; er hatte nie aufgehört, seine, wenn gleich nicht zahlreichen, freien Stunden der Geschichtsforschung zu widmen, und von seinen Fortschritten von Zeit zu Zeit angenehme Beweise zu geben; wie er dann z. B. den 8. April 1767 dem Freih. Joh. Adam von Ickstätt, (wirkl. geheimen Rath und damaligen Universitätsdirektor)

eine lateinisch geschriebene Abhandlung über die Stadt Eger zuschickte, und darin fünf Zeiträume behandelte, nämlich:

1) Die Stadt Eger, und der dazu gehörige Bezirk (ein Stück der bayer. Markgrafschaft Cham) wurde von einem Besitzer dieser Grafschaft, aus dem vohburgischen Geschlechte, Diebald, im Jahre 1149, da er seine Tochter Adelheit an den Kaiser Friedrich I., oder den Rothbart, verheirathete, zum Brautschatz mitgegeben.
2) Eger wurde sogleich eine Kaiser = und nachmalige Reichsstadt,
3) wurde vom Kaiser Ludwig, dem Bayer, den Königen von Böhmen verpfändet, welche dieselbe ihrem Reiche einverleibten;
4) Eger war keineswegs eine vereinzelte Stadt, sondern von jeher der Hauptort eines Kreises, der Egerkreis genannt,
5) welcher an die Oberpfalz grenzt.

Im Jahre 1773 schickte Hr. Mederer eine neue Ausarbeitung eben dieses Gegenstandes, unter der Aufschrift: „Ueber die älteste Geschlechter der Stadt Eger,“ (sieh akadem. Geschichte Th. 1. S. 401) an die Akademie der Wissenschaften ein, und erhielt dafür den 14. Jänner 1774 das Diplom eines Mitgliedes der historischen Klasse. Dieser Aufsatz behandelt die Geschichte von Eger ungleich ausführ=

licher und bestimmter, und verdient, da er wahrscheinlichst, niemals im Druck erscheinen wird, die angenehme dankbare Mühe eines kleinen Auszuges:

§. I.

„Der Egerkreis war unstreitig ein Theil des alten nördlichen Bajoarien, wo man (wie im östlichen Bayern) Mark= oder Grenzgrafschaften wider die nächst gelegenen, streifenden Völker errichtete. Im Norden stand der Markgraf von Cham wider die Streifvölker der Slaven und Wenden. Seine Herrschaft erstreckte sich längs den böhmischen Grenzen von Cham bis Eger hinauf, dann die Donau herunter, wo er die Grafschaft Vohburg, so, wie in der heutigen Oberpfalz Neumark am Sande, besaß, und sich daher insgemein einen Markgrafen von Voheburg, Cham, Eger, und Neumarkt nannte.

§. II.

Diese Markgrafen, welche vom zehnten bis in das dreizehnte Jahrhundert sehr berühmt waren, stammten wahrscheinlich vom scheyrischen Hause.

§. III.

In der Geschichte von Eger war Theobald oder Dietbold II., Sohn Theobalds I., und der Luitgardis oder Leukardis (nach Bruschius in chronolog. monast. germ. p. 34) einer Gräfinn von Villingen sehr bekannt; indem er um 1118 nicht nur die Stiftung des Klosters Reichenbach begonnen, und dazu (teste chron. gottwicens. l. IV. p. 717) mehrere egerische Dorfschaften verwendet, sondern auch dem Kloster Waldsassen, welches um 1133 entstand, so viel Wald, als man in einem Tage umgehen konnte, geschenkt hat. Chron. Waldsass. apud Oefele T. 1. p. 55. it. ib. p. 204 anonymus reichenbac.

§. IV. V. VI.

Im Jahre 1149 kam der Egerkreis durch die Vermählung der Tochter des (schon 1145 verstorbenen) Markgr. Dietbolds II. Adelheid mit Kaiser Friedrich I. oder dem Rothbart an das hohenstaufische Haus. Ob nun

a) diese Veräußerung mit dem Vorwissen und der Bewilligung des damaligen bayerischen Herzogs geschehen ist, das ist zur Zeit eben so wenig bekannt, als

b) nicht hinlänglich erläutert ist, warum jener Kaiser im Jahre 1153 seine Gemahlinn wieder verstoßen, und

c) warum er, da er dieß that, mit der Gemahlinn nicht auch zugleich den Brautschatz, den Egerkreis nämlich, wieder herausgegeben hat. —

ad b) führt Hr. Mederer vier zeitgenossene Geschichtschreiber an, von denen er sagt, daß ihre Nachrichten nichts weniger, als übereinstimmend und befriedigend seyen, Otto fris. L. II. C. XI. und Conradus ursperg. p. 297. geben eine entdeckte zu nahe Verwandtschaft; Otto de Blas cap. X. eine üble Aufführung zur Ursache an. Dagegen sagt Dodecinns in append. ad Marian. ad an. 1156 p. 474, ohne einer Ursache der Scheidung zu erwähnen: „Imperator uxorem duxit, repudiata priore legitima uxore apud constantiam, unde in Ecclesia gravissimum ortum est schisma;" und Johannes iperius (Chron. S. Bertini apud Martenne, thesaus. Anecd T. III. p. 647) äußert sich geradezu: „Frider. Imperat. uxorem suam iniuste dimisit, et aliam superduxit." Hr. Mederer verwirft die Beschuldigung einer übeln Aufführung oder ehelichen Untreue schlechterdings; weil in diesem Falle Thiedo von Ravensburg sie als eine öffentliche Gebrand-

markte, nicht geehelichet haben würde; und was die Verwandtschaft betrifft, so war diese nicht so beschaffen, daß eine Ehescheidung unvermeidlich hätte hervorgehen müssen. Der Abt zu Stablo und Corvey, einer der vornehmsten Räthe Kaiser Feiedrichs I. beschrieb in seinen Epistolis (apud Martene et durand T. II. p. 557) jene Verwandtschaft.

Ex uno patre, et una Matre genuit

Fridericus genuit Fridericum de Buren. Fridericus de Buren genuit ducem Friedericum, qui Stophen condidit. Dux Fridericus de Stophe ex filia regis Henrici genuit ducem Fridericum. Dux Fridericus genuit Fridericum Regem.

Berta genuit Bezelinum de Villingen. Bezelinus de Villingen genuit Bertholdum cum Barba. Bertholdus cum Barba genuit Lutgardim. Luitgardis Marchionem Theobaldum. Marchio Theobaldus genuit Adelam.

ad c) Die Ursachen, wegen welcher Friedrich, der Rothbart, den Egerkreis bei der Schei-

dung nicht wieder an Bayern zurückgestellt, warum er ferner jenen beträchtlichen Kreis nicht bei seiner Familie behalten, sondern ihn für reichsunmittelbar erklärt hat, könnten, meinte Hr. Mederer gewesen seyn, weil er

a) damals damit umgieng, Bayern zu verkleinern, und

b) weil er es zu schreiend, und mithin unthunlich gefunden haben mag, den Kreis bei seiner Familie zurück zu behalten.

§. VII.

Die Stadt Eger erfuhr als Reichsstadt verschiedene merkwürdige Schicksale, und brannte im Jahre 1270 fast ganz ab.

§. VIII.

Im Jahre 1322 wurde die Stadt mit dem Kreise von Kaiser Ludwig dem Bayer an den König Johann von Böhmen, für 20 Mark Silber versetzt. (chron. aul. reg. in script. rer. bohem. apud Freh. Edit. hannon. p. 22. etc.)

§. IX.

Endlich im Jahre 1341 kam Eger für immer an Böhmen, (specim. diplom. baioar. apud Oefele. T. II. p. 169.) und behielt vorzügliche Vorrechte.

Wir wollen nun wieder zu dem Jahre 1768, da unser Mederer zu Ingolstadt öffentlicher Lehrer der deutschen Reichsgeschichte geworden, zurückkehren.

Das erste, was der neue Lehrer zu thun fand, war, für seine Zuhörer einen allgemeinen Abriß dessen, was er vortragen würde, nachdem zu seinem Gebrauche kein solcher vorhanden war, zu entwerfen; er schrieb also unter der Aufschrift: „Idea Historiae germanicae" ein, zu Ingolstadt bei Joh. Fr. Xaver Cräz sogleich mit dem Anfange des Jahres 1769 herausgekommenes Elementarbuch, von welchem er ankündigte, quod habituri sint auditores Historiae in hisce Tabulis et memoriae adjumentum, et totius Historiae nexum, et praecipue optimorum germaniae Historicorum Bibliothecam; quibus rebus si accedat in frequentandis publicis lectionibus ac collegiis assidui-

tas, si privata etiam apti cuiusdam scriptoris lectitatio non desit, Fructus multo maximus, ad jurisprudentiam inprimis publicam, atque etiam canonicam sperari interea poterit, dum de idoneo praelectionibus libro prospiciatur. Wiewohl dieses Buch binnen sechs Wochen geschrieben, und (zu Augsburg nicht ohne Erratis) gedruckt wurde, so daß selbst der (bescheidene) Verfasser es in seiner Vorrede „opus utique levidense, et verum ut fatear, pro temporis ratione tumultuarium" nannte: so verdiente dennoch, wenn je kritischen Blättern, von denen es (z. B. den erlangischen gelehrten Anmerkungen X X. Woche 1770 S. 300. den jenaischen gelehrten Zeitungen, Stück 29. vom Journal Encyclopedique de Bouillon T. V. part. 1. Juillet 1770. p. 145. u. a.) sehr gut aufgenommen wurde, einige Achtung zu bezeigen ist, Beifall und Empfehlung. Unser Mederer ließ sich sein Amt, wie ein Mann, der sein Amt mit Liebe treibt, angelegen seyn, und als im Jahre 1772 die Feier des dritten Jubiläums der ingolstädtischen, (im Jahre 1442 eröffneten) Universität mit geziemender Würde begangen, und dem Vaterlande eine Art von Rechenschaft, wie und wodurch sich die Universität um dieses Vaterland seit ihrer Stiftung Ver=

dienste erworben habe, abgelegt werden sollte, führte der Senat der hohen Schule den einhelligen Antrag, daß dem Mederer das Ansinnen zugehen sollte, die Geschichte der Universität zu schreiben, und zu dem Ende die Jahrbücher oder Annales, welche vom Valentin Rotmar, und Johann Engerdus (von 1472 bis 1579) geliefert worden waren, bis 1772 fortzusetzen. Diese Geschichte, wovon das Geeignete nachher gesagt werden soll, kam zwar unmittelbar schon bei der Jubelfeier nicht zum Vorschein; aber Mederer trug zu dieser Feier auf eine andere würdige Art bei. Er veranstaltete, was seit zwanzig Jahren unterblieben war, aus der Reichs-, Kirchen- und Vaterlandsgeschichte eine öffentliche Prüfung, oder, nach der damaligen Weise, eine sogenannte Disputation, (der berühmte Johann Adam Freiherr von Ickstätt führte dabei das Argumentum honoris) und ließ dazu eine, in der lateinischen Sprache geschriebene Abhandlung, „de Garibaldo, duce Bajuvariae, ex Agilolfingicis primo" im Druck erscheinen. Alles gieng unserm Mederer nach Wunsch, und als, vermöge einer päbstlichen Bulle d. 21. Juli 1773 der Jesuitenorden aufgehoben wurde, wurde er, vermöge eines Hofdekrets vom 11. Okt. zum öffentlichen Lehrer der Kirchengeschichte ernannt, und bei der

theologischen Fakultät, wo er dann auch das Doktorat erhielt, mit einem Gehalt von jährlichen sechshundert Gulden erfreut. Wie glücklich pries sich jetzt unser Mederer! Welche Plane für sein Fach und welche Vorsätze machte er sich! Was würde die vaterländische Geschichte, wenn es einem solchen Manne gegönnt worden wäre, sich ihr ohne Unterbrechung, ohne zerstörende Unfälle ungetheilt zu widmen, sich haben versprechen können! Allein die Aufhebung des Jesuitenordens zog für die ehemaligen Mitglieder desselben von Zeit zu Zeit herbe Schicksale nach sich.

Unser Mederer erzählt in seiner Handschrift die Geschichte des traurigen Looses, das man ihm zubereitete, sehr umständlich, zwar ohne Erbitterung, doch aber mit Merkmalen eines tief bekümmerten Mannes. Da sich die Vorgänge solcher Art überall gleich, da die Wiederholungen von Namen für uns ohne Nutzen, und außer aller Absicht unsers Mederers sind, so will ich dabei nicht verweilen. Nach dem Ende des Schuljahres 1774 erschien ein neuer Schulplan mit einem neuen Lehrerverzeichniß, in welchem der Name unsers Mederers weggelassen, und sein Schicksal einer andern Schuldirektion, nämlich der Schulkommission zu München, heimgestellt wurde. Von dieser Kommission erhielt er zu einer Zeit, da

die Schulen bereits wieder ihren gewöhnlichen Anfang genommen hatten, nämlich den 9ten November 1774 den Auftrag, mit einem Gehalte von 500 Gulden sich nach Amberg zu begeben, und die Gottesgelehrtheit zu lehren. Unser Mederer, welchem jene und diese Verfügung höchst unerwartet gekommen, und der sich anbei bewußt war, weder in Rücksicht seiner Fähigkeiten zum historischen Lehramt, und seines Fleißes, noch weniger in Hinsicht seines sittlichen, oder verträglichen Benehmens das Geringste verschuldet, und anbei auf die, ihm feierlich übertragene Fortsetzung der Universitätsgeschichte, deren Vollendung ihm nunmehr plötzlich erschwert, ja vollends unmöglich gemacht werden sollte, bereits mit einem höchstbeträchtlichen Zeitaufwand sich eifrigst verlegt zu haben, wandte sich um Gehör und Unterstützung unmittelbar an den Kurfürsten, Maximilian III., und dieser verständige, uneingenommene, und großmüthige Herr that für unsern Mederer auf der Stelle alles, was bei den zu Ingolstadt bereits in Ausübung gesetzten Zuvorkommungen und Vorkehrungen noch gethan werden konnte. Zu einem Lehramte war für den Mederer wenigstens auf der Stelle kein Platz mehr übrig, und die Freude des bei seiner Gutmüthigkeit verlegenen Kurfürsten war desto größer, als zu gleicher Zeit

zu München, durch die Beförderung eines Professors auf eine Pfarre, eine Lehrerstelle erlediget wurde. Er ließ unsern Mederer augenblicklich nach München kommen, und wollte ihn noch am Abende seiner Ankunft sehen. „Ich kann nicht genug beschreiben, (sagt die Handschrift) wie gnädig der durchlauchtigste Fürst sich mit mir unterhalten, und wie ausführlich Er meine Erinnerungen, daß ich zum Lehramte des geistlichen Rechts (denn dieses sollte ich nebst der Kirchengeschichte lehren) nicht genug vorbereitet seyn dürfte, widerlegt habe. Weil zu Ingolstadt mein Gehalt in sechshundert, der Gehalt der Professoren zu München aber nur in fünfhundert Gulden bestand, so sagte Er, daß ich eine Zulage zu hundert Gulden erhalten, und daß ich vor allen Dingen wegen der Schriften, welche ich zur Fortsetzung der Universitätsgeschichte nöthig hätte, mich beruhigen sollte; indem Er befehlen würde, daß mir sämmtliche Schriften, Urkunden, und Protokolle nach München geschickt werden sollten."

Unser Mederer befand sich also vom Nov. 1774 bis Sept. 1775 als Lehrer des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte, zu München. Damals litt die Akademie der Wissenschaften an sonderbaren Launen, und einer Art Verstimmung, bei welcher eine gänzliche Erschlaf-

fung des ehemaligen, einträchtigen, Eifers, und jenes Gemeingeistes, welcher die Seele aller zu Einem Zwecke errichteten Gesellschaften ist, sich einstellte; was ich in der Geschichte der Akademie (Th. 1. S. 310. u. w.) berührt habe. Man hatte aufgehört, die wochentlichen Versammlungen zu besuchen; nur Mederer, welchen man bei seiner Ankunft zu München, glücklicher Weise, dazu eingeladen hatte, erschien noch, und zwar mit dem zuversichtlichen Vertrauen, daß es ihm gelingen würde, Mißverständnisse aus dem Wege zu räumen, und einen Zustand von kurzen Schlummerungen wieder beleben zu können. Es gelang ihm, einen Vorschlag für die Aufnahme neuer Mitglieder zu veranlassen, und diese bewirkten eine neue Thätigkeit, und stellten eine gegründete Hoffnung her, daß das Wetteifern sich nie wieder verlieren würde. Mederer würde, als ein Mann, der sich (was damals bei den meisten Mitgliedern der Akademie der Fall nicht war) der Geschichtsforschung mit einem ungetheilten Eifer widmen konnte, seiner Klasse ganz gewiß außerordentliche Dienste geleistet haben, wenn nicht sein Schicksal ihn, nach einem kurzen Aufenthalt von wenigen flüchtigen Monaten, wieder nach Ingolstadt versetzt hätte. Wir werden die Veranlassung davon nachher anführen, und melden hier einstweilen nur, daß

Mederer schon gleich nach dem vollendeten Schuljahre im Sept. 1775 wieder in Ingolstadt war.

Die Krönung einer Preisfrage, welche die historische Klasse der Akademie zu München in eben diesem Jahre für 1776 aufwarf („welche waren die ersten Regenten in Bayern bis auf Karl den Großen? Was kann von ihren Familien, ihren Regierungsjahren, und vorzüglichen Thaten gemeldet werden?") gab die Veranlassung zu einem, besonders verdienstlichen, historischen Werke unsers Mederers, das derselbe außer seinen bestimmten Arbeiten, mit einem heißen Eifer unternahm. Mederer hatte die obige Frage beantwortet, und sich auf den Preis eine zuversichtliche Rechnung gemacht. Da dieser Preis unserm Roman Zirngibl zu St. Emmeran zu Regensburg (jetzt königl. bayer, wirkl. geistl. Rath, und Archivar) zu Theil ward: „so entschloß ich mich, (sagt Mederer in seiner Handschrift) weil ich doch glaubte, in meiner Preisschrift da und dort etwas Neues gesagt zu haben, diese Preisschrift etwas weitschichtiger auszuarbeiten, und unter dem Titel: „Beiträge der Geschichte von Bayern" in einzelnen Heften drucken zu lassen; wovon aber, was in der That zu bedauern ist, nur vier (in der Montagischen Buchhandlung zu Regensburg ver-

legte) Stücke erschienen sind; nämlich I. 1777 „die Agilolfinger in Bayern, ein ursprünglich königlich fränkisches Geschlecht." II. in eben demselben Jahre „Garibald, der erste Herzog in Bajoarien." III. 1778 „Die Geschichte der Theodonen in Bayern." IV. „Die Agilolfinger." Ein fünftes Stück, das bei dem Universitätsbuchhändler, Joh. Wilh. Krüll zu Ingolstadt im Jahre 1793 erschienen, und dem Johann Caspar Edlen von Lippert gewidmet ist, lieferte eine Uebersetzung der ersten Gesetze Bajoariens, wovon hier an seinem Orte besonders die Rede seyn wird. Da die Preisschrift des Herrn Zirngibl im ersten Bande der neuen historischen Abhandlungen 1779 ebenfalls im Drucke erschienen; mithin jeder Geschichtsforscher selbst in den Stand gesetzt ist, seine Betrachtungen anzustellen, so wollen und können wir uns hier begnügen, den Inhalt derselben mit einigen Linien zu berühren, in der Absicht, den Lesern, deren Beruf die Geschichtsforschung nicht seyn kann, wenigstens von dem Gegenstande, auf dessen Berichtigung und Erklärung es hier ankam, einige Begriffe zu geben.

In der Geschichte der bayerischen Herzoge, welche vor Carl dem Großen regierten, herrschte eine gänzliche Verwirrung und Ungewißheit, welche daher kam, daß man die Ankunft des

Staatliche Bibliothek Bamberg

heil. Ruperts in Bayern, von dem man wußte, daß er unter einem Herzog Theodo angekommen sey, um ein ganzes Jahrhundert zu früh ansetzte, und daß man bei diesem Irrthume in der Herstellung der Geschlechts-reihe der bayerischen Herzoge sich nicht anders zu helfen wußte, als man, was Aventin that, und was andere nachthaten, willkührlich einige bayerische Herzoge, welche übrigens niemals gelebt haben, einreihete. Jener Irrthum wurde von mehrern neuen Schriftstellern entdeckt, und glücklich bestritten. Herr Zirngibl, welcher sie namentlich anführt, hält sich hierbei an ein Zeugniß, welches allein schon hinreichend ist, das Ankunftsjahr jenes heil. Bischofes außer allen Streit zu setzen. Alle Lebensbeschreiber dieses Bischofes bezeugen nämlich, daß er im zweiten Regierungsjahre des fränkischen Königs, Childebert III. nach Bayern gekommen sey, daß mithin, nachdem dieser Childebert den Thron im Jahre 695 bestieg, die Ankunft des heil. Ruperts in Bayern auf das Jahr 696, da in Bayern ein Theodo II. regierte, zu setzen sey. Die ächte Folgereihe der bayerischen Herzoge ist aus einem Beweise eben derselben Bewährtheit herzustellen. Der im Jahre 785 zum Bischofe von Salzburg gewählte, und im Jahre 798 zum Erzbischofe daselbst beförderte, und im Jahre 821 da-

selbst verstorbene Arno (er war ein Engländer von Geburt, und Bruder des berühmten Alcuins, Lehrmeisters Carls des Großen) ließ im Jahre 788, durch seinen Diakon Benedikt, ein Verzeichniß der Schankungen, mit welchen die salzburgische Kirche reich und mächtig gemacht wurde, zusammenschreiben. In diesem Verzeichnisse sind nun die bayerischen Herzoge, von welchen die vorzüglichsten Schankungen herkamen, nach ihrer Folgereihe mit Namen ausgedrückt. Der letzte Herzog, welcher darin vorkömmt, ist der (von Carl dem Großen im Jahre 788 unterdrückte) Tassilo II., dessen Vater und regierender Herzog, der (im Jahre 748 verstorbene) Herzog Utilo, oder Odilo war. Dieser Utilo war ein Sohn des (im Jahre 737 verstorbenen) Herzogs Hugibert, Sohns des (im Jahre 724, nach andern im Jahre 722, verstorbenen) Herzogs Theodebert, welcher letztere ein Sohn des Herzogs Theodo II. war, unter welchem der heil. Rupert im Jahre 696 nach Bayern kam. Die Vorfahrer Theodo II. sind aus den Jahrbüchern der Franken, und aus der Lebensgeschichte des heil. Corbinian (welcher im Jahre 717 zum erstenmale nach Freising gekommen, und im Jahre 730 gestorben ist) bekannt, und von denjenigen Gelehrten, welche das wahre Ankunftsjahr des heil. Ruperts hergestellt haben,

Vales, Mabillon, Pagi, Hansiz u. a. in einer wohlgegründeten Folgereihe aufgestellt worden. Nach diesen Voraussetzungen nimmt Hr. Zirngibl, nachdem er zuvor noch die Verirrungen des Aventin und anderer zurecht gewiesen, sämmtliche Herzoge, welchen hier nachgeforscht werden mußte, bis auf Theodo II. vor. Diese Herzoge heißen: a) Garibald I. † 595. b) Tassilo I. † 609. c) Garibald II. † um 640. d) Theodo I. † 680. e) Theodo II., unter welchem im Jahre 696 der heil. Rupert ankam. Hr. Zirngibl mußte hier unvermeidlich verschiedene Fragen einer solchen Art beantworten, bei welchen ein, mit Gründen der Vernunft und bewährten Kritik belegtes, freimüthiges Geständniß, daß die Auflösung, wenigstens zur Zeit, schlechterdings unmöglich sey, mehr gilt, als eine ganze Reihe von Muthmaßungen, bei deren oft zu wiederholendem Vielleicht man am Ende gleichwohl stillschweigend gestehen muß, daß man nichts weiß, als daß man nichts wisse. Er fragte sich

a) ob vor Garibald I., welcher mit Gewißheit als ein bayerischer Herzog aufgestellt werden kann, nicht schon andere Herzoge und

b) welche gewesen.

Wenn Hr. Zirngibl das erste glaubwürdig findet, so gesteht er, daß er das zweite nicht wisse.

Es fragte sich, von welchen Aeltern Garibald I. abstamme. Hr. Zirngibl gesteht wieder, deß er es nicht wisse, und dieses rühmliche Geständniß legte er überall ab, wo er, nachdem er alles versucht, um einer Sache auf die Spuren zu kommen, das, sehnlichst von ihm gewünschte, Glück nicht hatte, Spuren zu entdecken.

Ungleich zuversichtlicher benahm sich unser Mederer. In seiner ersten Abhandlung „die Agolfinger in Bayern," behauptete er: (S. 9.)

a) daß Garibald I. der erste bayerische Herzog aus dem Geschlechte der Agilolfinger gewesen sey, und diese Behauptung führte er weitläufiger aus im zweiten Stücke seiner Beiträge, wo er eigentlich vom Garibald dem Ersten handelte. Seine Gründe (S. 86) waren:

1) Man lese nichts von einem bayerischen agilolfingischen Herzoge vor dem Garibald I.
2) Den Ostgothen kam es zu, über das Norikum (Bayern) und Rhätien Herzoge zu stellen.
3) In dem (um 630 verfaßten) lege Baiuvariorum lese man: „Der Herzog des Volkes war allezeit (mithin nothwendig auch der Erste) aus dem Geschlechte der Agilolfinger, weil es ihnen (den Agilolfingern) die (fränkischen) Könige, unsere Vorfahrer, also zugestanden haben."

Diese Vorfahrer nun giengen nicht über Garibald I. hinauf. —

b) behauptet Mederer, daß das Geschlecht der Agilolfinger kein bayerisches, sondern ein fränkisches Geschlecht gewesen sey; weil

1) der Name „Agilulf" fränkisch aussieht; (S. 12.)
2) weil man liest, daß Krotoald ein vornehmer Austrasier aus dem Geschlechte der Agilolfinger gewesen; (S. 13.)
3) weil, da im Jahre 527 die Thüringer von dem austrasischen Könige Theodorich oder Dietrich bekriegt und überwunden wurden, die Bayern muthmaßlich den Thüringern geholfen und mit ihnen das nämliche Loos der Unterwürfigkeit erfahren haben werden.
4) Geschah dieses, so wird ihnen König Dietrich gewiß keinen Bayern, sondern einen Austrasier zum Regenten gegeben haben. (S. 16.)
5) Ist aus dem Zeitgenossen Gregor von Tours bekannt, daß, als im Jahre 554 der austrasische König Theobald gestorben, und dessen nächster Anverwandter und austrasischer Thronnachfolger Clotar, König von Soissons, die Wittwe des Theobalds, Walderada (eine longobardische Prinzessin) geheirathet, die Geistlichkeit

aber diese Heirath gemißbilliget hat, jener Clotar die Walderada an den Herzog Garibald überlassen; ja

6) Paul, der Diakon, sagt sogar, daß ihr Gemahl Kuswald sie einem der Seinigen, mit Namen Garibald überlassen habe. (S. 18.)

7) Daher käme es glaublich (S. 19) daß Garibald I. und sein Nachfolger Thassilo I. den Königstitel angenommen haben.

8) Die berühmte Tochter Garibalds I. Theodelinde, war eine gute Christinn; ihr Vater, Garibald I., mußte demnach ein Frank gewesen, und am fränkischen Hofe erzogen worden seyn; denn in Bayern herrschte damals noch eine lautere Abgötterei. (S. 20, 21.)

9) Theodelinde hatte eine Tochter Gundberga, von welcher gesagt wird, daß sie aus königlich fränkischem Geblüte hergestammt sey; nämlich weil ihr mütterlicher Großvater, König Garibald I. von Bayern, von einer fränkischen Familie der Merovinger abstammte, welche mit der Familie der fränkischen Könige verwandt war. (S. 22, 23.)

10) Dieß alles bestätiget obige Erklärung (Nr. 7) warum die ersten bayerischen Herzoge den Königstitel geführt, (S. 25) und

11) macht begreiflich, warum sich nach dem Sturze der merovingischen Könige, nämlich nach dem Jahre 752, da Childerich, der letzte Merovinger, des Reiches entsetzt worden, die Agilolfinger in Bayern erhoben, und den Königstitel wieder angenommen haben. (S. 26, 27.) —

Wenn gleich diese Behauptungen und deren Beweise einen Geschichtforscher von nicht gemeiner Belesenheit, Ueberlegung, und scharfsinniger Anwendung gesammelter Kenntnisse bewähren, so sind sie gleichwohl so bestellt, so verschaffen sie gleichwohl jenen Behauptungen so wenig die Kraft und Eigenschaft einer historischen Gewißheit, daß man kaum mehr sagen kann, als daß man, wenn man für die Angaben des Mederer schon einmal Beweise aufstellen wollte, sehr schicklich solche und eben diese, die er vorbrachte, aufstellen könnte; aber, um nur einige Rügen herzusetzen, so

ad num. a) welche gleichzeitige Geschichtschreiber schwiegen dann still? Die einheimischen? Aber welche einheimische gleichzeitige gab es dann? Und hätte es welche gegeben, so dürfte es nicht befremdend seyn, wenn sie, so lange sie von keiner besondern Veranlassung dazu aufgefordert worden wären, unterlassen hätten, etwas aufzuzeichnen, was jeder ihrer Zeitgenossen sah, und wußte. Hätten auswär=

tige Schriftsteller die Namen bayerischer Herzoge vor dem Garibald bekannt machen sollen? Aber wenn sie ihre Nachrichten aufzeichnen konnten, ohne sich an bayerische Herzoge nothwendig erinnern zu müssen, warum sollten sie dieß gethan haben? Wenn die Ostgothen in das Rhätien und Norikum sogenannte Provinciales oder Generale ihrer an den Grenzen der, ihren Zepter ehrenden, Länder geschickt, läßt sich daraus der Schluß abziehen, daß sie sich auch in die innere bürgerliche Regierung eingedrungen, und Herzoge gesetzt haben? Das lex Bajuvariorum wurde um die Jahre 626 — 630 verfaßt. Da es nun darin heißt, wie selbst Mederer anführt, daß die bayerischen Herzoge allezeit aus dem Geschlechte der Agilolfinger gewesen seyen, so kann doch das Wort „allzeit" nicht auf das Jahr 554, da Garibald I. als Herzog auftrat, gemeint, sondern es muß unter diesem Worte eine unfürdenkliche Zeit verstanden werden. Dieses „Unfürdenkliche" nun mögen die fränkischen Könige, seit sie auf Bayern lauerten, nicht anfechten zu wollen versprochen, und zur Zeit, da das bayerische Gesetz errichtet, und da im Jahre 628 eine Verbindung Herzogs Geribalds II. mit dem austrasischen Könige Dagobert I. geschlossen wurde, in dieses Gesetz einzuschalten befohlen haben; wenn

anders die Einschaltungen, welche vom Einflusse fränkischer Könige auf Bayern handeln, nicht schlechterdings erdichtet, und (was schon gleich mit der ganzen Vorrede zu denselben der Fall ist) später hinzugesetzt worden sind. Die Stelle (tit. III. de genealogiis et eorum compositione. N. 1. heißt übrigens wörtlich: a) „Dux vero, qui preest in populo ille semper de genere agilolvingorum fuit — b) et debet esse (sieh hier die hinzugekommene Einwilligung des fränkischen Hofes) quia sic reges antecessores nostri concesserunt eis. —

ad Num. b. ad 1) Herr Mederer sagt: (S. 12.) „Die Nachkömmlinge eines gewissen Agilolfus behielten den Geschlechtsnamen der Agilolfinger, wie die Nachkömmlinge des Meroveus und Carolus des Großen, die Namen Merovinger und Carolinger behielten. Nun ist diese Art, die Geschlechtsnamen zu gestalten, nur bei den Franken, nicht aber bei den Bajoariern gebräuchlich gewesen." Eine sonderbar lautende Behauptung! Mederer führt in not. g. zum Beleg die fünf bayerischen Geschlechter Hosidra, Ozza, Sagana, Habilingua, Aniena, an, von welchen in den leg. bajuv. gesagt wird, daß sie nach den Agilolfingern die vornehmsten Geschlechter gewesen; allein vorerst wurden jene Namen in den ge-

nannten leg. bajuv. im barbarischen Latein willkührlich ausgedrückt, und dann liest man ja in eben jenen fünf Namen einen, der in der Landessprache offenbar in — ing sich geendiget haben muß: Habiling. Das celtische Wort ing bedeutete so viel als neu, erneuert, unlängst entstanden; daher sich gerade in Bayern eine unzählige Menge Geschlechts- und Ortsnamen in „ing" endiget, als von diesen letztern gleich um München: Schwab-ing, Send-ling, Moch-ing, Harlach-ing, Aub-ing, Hach-ing, Truder-ing u. s. w. Doch genug von diesem Beweise.

ad 2) a) Folgt ja doch daraus, ein vornehmer Franke, gen. Krotoald, ein Austrasier, oder in Austrasien wohnhaft, oder begütert war, von dem Geschlechte der Agilolfinger abstammte, schlechterdings noch nicht, daß das Geschlecht der Agilolfinger ein fränkisches Geschlecht gewesen sey; denn das uralte Haus der Agilolfinger kann viele Nebenlinien gezählt, und Abkömmlinge solcher Linien können sich durch Heirath und andere Fälle im austrasischen Franken angesiedelt, auch können fränkische Schriftsteller das ganze Bayern, welches unter die austrasischen Bundesländer gehörte, gar wohl als einen Theil des austrasischen Reiches betrachtet, und daher einen Bayern mit dem Namen eines Austrasiers belegt haben.

ad 3) und 4) Bedient sich selbst Mederer der Worte: „wahrscheinlich," und „werde"; und man ist demnach entübrigt, diesen Beweis zu entkräften.

ad 5) und 6) Wegen der Heirath, so wie Gregor von Tours derselben erwähnet, hat es allerdings seine Richtigkeit; aber eine gleiche Richtigkeit hat es nicht mit der Richtigkeit der Schlußfolge, welche Mederer daraus abziehen will, daß Herzog Garibald I. ein geborner Austrasier gewesen seyn müsse. Wenn der austrasische König auf die Walderada Verzicht gethan hat, warum sollte ein Herzog in Bayern nicht um sie geworben haben? Warum sollte König Clotar sie an diesen Herzog, an dessen Freundschaft ihm noch überdieß sehr gelegen war, nicht ganz willig überlassen haben? Die Nachricht des Pauls, eines Ausländers, hat dießmal so viel, als kein Gewicht, da er sich

a) schon in dem Namen des Königs geirrt, und Kuswald anstatt Theobald gesetzt;

b) sagt er, dieser Theobald sey es gewesen, welcher dem Herzog Garibald I. die Walderada überlassen, da er doch

c) sagt, Theobald habe diese Walderada aus Abneigung verstoßen.

Wenn übrigens eben dieser Paul in seiner (unrichtigen) Erzählung sagt, Theobald habe

die Walderada an den Garibald I. als an einen der Seinigen überlassen, so will dieser Ausdruck mehr nicht anzeigen, als daß Garibald I. unter die, mit dem austrasischen Hofe verbündeten Fürsten gehört habe; was aber —

ad 7) keineswegs hinderte, daß Garibald I. in der innern Regierung seines Landes nicht sollte unabhängig, und ein selbstständiger König, wie er sich dann auch (wegen dieser Selbstständigkeit, und keineswegs wegen der Königstochter Walderada, seiner Gemahlinn) einen König nannte, gewesen sey. Sind dann nicht auch jetzt deutsche Fürsten mit Frankreich verbündet, und in ihrem Lande selbstständige Könige?

ad 8) noch weniger beweiset das gute Christenthum der Theodelinde (Tochter des Garibald I., daß dieser Garibald ein geborner Austrasier gewesen; denn wenn er, wie selbst Hr. Mederer voraussetzt, und wie dieß auch die Meinung vieler Schriftsteller bewährt, ein Christ war, warum sollte er nicht auch seiner Tochter eine gute christliche Erziehung an seinem Hofe haben verschaffen können? Wenn damals noch im ganzen Bayern die Abgötterei geherrscht haben sollte (was nicht erwiesen ist), so konnte es doch mit der regierenden Familie und mit andern großen Familien des Landes eine ganz andere Bewandtniß haben. Damals

gieng die Aufklärung des Besser= und Helldenkens noch von oben herab u. s. w.

ad 9) Welser sagt, Gundberge sey darum ein Sprößling vom königlich fränkischen Geblüte genannt worden, weil ihre Großmutter (die obige Walderada) Wittwe eines fränkischen Königs, des Theobald, gewesen. Diese welserische Erklärung ist weder gezwungen, noch ungereimt; und Mederer kann keine probehaltige Ursache angeben, warum sie nicht sollte gelten können, als diese, daß sie mit seiner Erklärung, und mit seinem Systeme nicht übereinstimmend ist.

ad 10) 11) Garibald I. und sein Nachfolger Thassilo I. nannten sich Könige, und wenn ihre Nachfolger dieß unterließen, so mag dieß aus einem Beweggrunde, aus welchem der bayerische König Arnulph I. im Jahre 920 den Königstitel ablegte, ohne darum in Rücksicht seiner Selbstständigkeit bei der innern Regierung des Landes weniger ein König zu bleiben, geschehen seyn. Odilo und Tassilo II. nahmen den Königstitel wieder an, weil die Verbindungen, welche ihre Vorfahren mit dem merovingischen Königsgeschlecht, und mit keinem andern errichtet hatten, beim Eintritte eines neuen austrasischen Königsgeschlechts, durch welches das ältere merovingische im Jahre 752 mit Childerich unterdrückt wurde, aufhörten,

und neue Verhältnisse und Rücksichten sich ergaben.

Mederer fügte diesem ersten Stücke seiner Beiträge noch eine Behauptung bei, diese nämlich, daß das Geschlecht der Agilolfinger mit dem, von Carl dem Großen, unterdrückten Tassilo II. und seinen Söhnen nicht erloschen, sondern daß es in einem Luitpolt, welcher im Jahre 907 unweit Preßburg in einer Schlacht wider die Ungarn fiel, fortgedauert, und daß es sich demnach bis auf den heutigen Tag erhalten habe. In einem weitern Anhange suchte Hr. Mederer zu beweisen, daß das Geschlecht der Guelfen nichts anders, als das Geschlecht der Agilolfinger sey. — Schöne Muthmassungen, und schön (mit Verstand und Scharfsinn, mit Kühnheit und Vorsicht) ausgeführt! Wer alles, was für eine, auch die gewagteste, Behauptung gesagt werden kann, aus zerstreuten, aus verborgenen und tief liegenden Quellen aufzufinden und zu sammeln, das Gesammelte gehörig zu ordnen, das Geordnete in das vortheilhafteste Licht, welches, so zu sagen, die Beurtheilungskraft zu überraschen vermag, zu stellen versteht, der, wenn er sich dann nicht mehr zugestanden haben will, als sich zugestehen läßt, ist schon allerdings der Mann, der das ehrenvolle Zeugniß verdient, für seine Mündel alles Erdenkliche,

was ihnen frommen konnte, an das Tageslicht gebracht zu haben. Wer weiß, zu welchen ganz sonderbaren Endeckungen die spürende Zeit noch führen, und welcher Nachkömmling das Glück haben möge, die Wahrscheinlichkeiten unsers Mederers als wirkliche Wahrheiten aufzuführen?

Wir haben oben gehört, daß unser Mederer im September 1775 von seinem Lehramte zu München wieder nach Ingolstadt versetzt worden sey. Die Ursache war die Fortsetzung der Jahrbücher der Universität. Mederer hatte bereits im Jahre 1774 den ersten Theil derselben dem Kurfürsten Maximilian, mit Höchstdesselben, den 19. August des obigen Jahres ausgefertigter, Erlaubniß gewidmet, hatte sich aber, wegen der folgenden Theile bei seinem Aufenthalte in München, genöthiget gefunden, um die Mittheilung der Handschriften u. a. aus welchen die Universitätsgeschichte hergeholt werden mußte, zu bitten. Der Kurfürst, welcher wegen dieser Mittheilung sich keine Schwierigkeit vorstellen konnte, ermangelte nicht, unverzüglich die geeigneten Befehle zu erlassen, welche Er, als man wider die Versendung der Universitätsprotokolle u. a. nach München Einwendungen vorbrachte, wiederholte, sich aber bald überzeugte, daß es, amore pacis, wohlgethan seyn würde, den Mann, der die Jahr-

bücher schreiben sollte, gleichwohl wieder nach Ingolstadt zu schicken, was dann auch, wiewohl dießmal nicht zum Vortheile des Mederer geschah; er bekam zu der, allen Jesuiten angewiesenen Pension à 240 fl. nur hundert Gulden Zulage, mit der Hoffnung, daß man trachten würde, seine Lage, sobald als möglich, zu verbessern. Der erste Fall einer solchen Möglichkeit traf erst im Monate Mai 1777 ein, da man ihn bei der Universitätsbibliothek mit einem jährlichen Gehalt von hundert Gulden, als Mitarbeiter (was er vier Jahre blieb) anstellte, aber bald darauf, nämlich im Nov. d. J. ihn mit einer weitern Beilage von 150 fl. zum Aufseher über das Seminarium St. Francisci Xav. erklärte. Mederer lebte nun wieder, indem er abwechselnd bald in der Bibliothek, bald an der Fortsetzung der Jahrbücher und seiner Beiträge zur Geschichte von Bayern arbeitete, einige glückliche Jahre, als die Universität einen, den 3. Aug. 1780 unterzeichneten kurfürstlichen Befehl erhielt, worin gesagt wurde, daß

„Nachdem Se. kurfürstl. Durchlaucht sowohl durch den unermüdeten Fleiß, als auch durch vorzügliche mit verschiedenen, von der gelehrten Welt wohl aufgenommenen, Druckschriften bewährte Gelehrsamkeit, und sich hierdurch, sonderbar aber um das durchlauchtigste

Kurhaus erworbene besondere Verdienste des Titl. J. N. Mederer huldreichst bewogen worden sind, ihn Mederer, in mildester Rücksicht dessen, und zwar zum Nutzen der studierenden Jugend, als öffentlich und ordentlichen Lehrer der vaterländischen Geschichte, Diplomatik und Numismatik, bei der philosophischen Fakultät auf der hohen Schule in Ingolstadt, mit Bestätigung seines ehemaligen Charakters und Ranges, dann mit Beibehaltung seiner dermaligen Aemter, und genießenden Gehaltes unentgeltlich und gnädigst zu ernennen, als bleibe diese mildeste Entschließung der kurfürstlichen Universität zu gedachtem Ingolstadt mit dem gnädigsten Auftrage hiemit unverhalten, daß sie ihm Mederer nicht nur seinen ehemaligen Platz und Rang bei der philosophischen Fakultät, und eine bequeme Stunde in jeder Woche zu Lesung seiner Kollegien gehorsamst anweisen, sondern auch die Eröffnung erwähnter Kollegien durch ein öffentlich anzuschlagendes und hierauf geeignetes gedrucktes Proklama den sämmtlichen Akademisten verkündigen soll."

Mederer war durch diese Verordnung nicht nur wieder in den Kreis des wissenschaftlichen Faches, worin sein Geist eigentlich lebte und frohlockte, versetzt, sondern er genoß auch überdieß das Vergnügen, der erste zu seyn, wel-

chem die Ehre zu Theil ward, auf der Universität zu Ingolstadt über die historischen Hilfswissenschaften, zumal über die Diplomatik, dann über die vaterländische Geschichte öffentliche Vorlesungen zu halten. Seine in lateinischer Sprache „E museo die XII. calend. decembris anno MDCCXXC" geschriebene, und gedruckte Ankündigung dieser Vorlesungen athmet einen Geist voll Jubel und seine „Prolusio academica de veteri aureato", welche im Verlag der akademischen Buchhandlung gedruckt wurde, war in der That dazu gemacht, in seinen Zuhörern ganz besondere Erwartungen für ihren Lehrer zu erwecken. Mederer hat nach einiger Zeit diese Abhandlung ins Deutsche übersetzt, und auf einem Blatte, welches dieser Uebersetzung beiliegt, sagte er, daß er sie, weil sich solche einzelne Aufsätze gerne verlieren, mit der Abhandlung de villa Ingoldestat (wovon das Geeignete an seinem Orte vorkommen soll) als das sechste Stück seiner Beiträge zur Geschichte von Bayern drucken lassen werde. Ich hoffe, dem Leser nicht nur keinen unzeitigen, sondern vielmehr einen angenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich an das Wesentliche dieser Abhandlung durch einen Auszug derselben erinnere; indem diese Abhandlung ein überaus schöner Beweis ist, wie bei der Bearbeitung

eines historischen Gegenstandes, dessen Inhalt unfruchtbar, und von keinem besondern Zweck und Nutzen zu seyn scheint, dennoch viel Nützliches und Lehrreiches vorgebracht werden könne. Auch ist die deutliche, in der natürlichsten Folge alles entwickelnde Ordnung, und der ruhige Vortrag, bei welchem das jucunda critica, si amica, in vollem Maaße eintritt, musterhaft:

I. „Cluver, Ortelius, Baudrand, Cellarius, und andere bewährte Alterthumskundige behaupteten, daß um die Gegend von Ingolstadt eine römische Colonie oder Pflanzstadt, genannt Aureatum, vorhanden gewesen sey; diese Pflanzstadt setzte

II. Aventin nach dem heutigen (unterhalb Neuburg gelegenen) eichstädtischen Marktflecken Nassenfels, Caspar Bruschius nach Eichstädt, der (berühmte ingolstädtische) Gottesgelehrte, Johann Eck nach Ingolstadt. Und diesen Vorgängern folgten Wolfgang Laz, Jakob Gretser, Christoph Gewold; dann in unsern Zeiten Döderlein, Falkenstein, Hanselmann, u. a.

III. IV. Diese sämmtlichen Schriftsteller bauten auf das Ansehen des Aventinus, und wurden irre geführt. Aventin sah einen, zu Nassenfels vorgefundenen Stein mit der Aufschrift:

Deo Mercurio
Cl Romanus,
dupl. Alae Aur
V S L L M

und stellte diese Aufschrift so her:

Deo Mercurio
Cl audius Romanus
dupl ae Alae Aur eati
Vivus sibi Legit Locum M onumenti.

(dem Gotte Merkur zu Ehren hat Claudius Romanus von der doppelten Eskadron sich zu Aureatum diesen Ort bei Lebzeiten zu seiner Grabstätte erwählt.)

V. Aventin ergänzte also das Aur mit Aureatum und gründete demnach seine Behauptung darauf, daß zu Nassenfels eine römische Pflanzstadt, Aureatum genannt, vorhanden war; allein er machte seine Ergänzung schlechterdings ohne Grund. Auf allen, bisher bekannt gewordenen röm. Inschriften (wie man sich bei Apian und Gruter überzeugen kann) steht nach dem Worte Alae niemals der Name des Ortes, in welchem ein Votiv- oder Grabstein errichtet worden, sondern allemal der Name, oder die Benennung der Alae z. B. alae indianae, alae augustanae Itureorum, alae Pannonicorum u. w.

VI. Die zu Nassenfels gefundene Aufschrift dürfte demnach ergänzt werden:

Deo Mercurio
Cl audius Romanus
Dupl arius Alae Aur eliae
Votum Soluit Libens Lubens Merito.

(dem Gotte Merkur stattet Claudius Romanus, Doppelsöldner von der Aureanischen (oder Aurelischen, aurelianischen) Eskadron sein Gelübde aus Dankbarkeit mit freiem guten Willen ab.

Für diese Erklärung (bei welcher noch überdieß bemerkt zu werden verdient, daß der nassenfelsische Stein ein Votiv- und kein Grabstein gewesen, denn es heißt nicht diis manibus, sondern deo mercurio) streiten folgende Gründe:

a) Die Worte des Aventin duplae alae können nur mit den Worten „doppelte Eskadron, und nicht mit Doppelsöldner übersetzt werden, was aber keinen Sinn hat;

b) wohl aber bedeutet duplicarius oder duplarius einen Doppelsöldner, das ist, einen Krieger, oder Soldaten, der wegen seines Wohlverhaltens einen doppelten Sold zog; wie dann dieß duplarius in dieser Bedeutung bei dem Varro und Livius, und in der Inschriftensammlung bei Gruter öfters vorkömmt.

c) In der ganzen römischen Geschichte kommt das Wort aureatum nicht ein einzigesmal vor; aber überall liest man Aurelien, Aurelianus, Marc Aurel, Aurelius Probus u. s. w.

d) Da dieser letztere Kaiser die berühmte (von Pförring an der Donau durch den Köschinger-Forst, dann durch den Nordgau über Weissenburg bis an den Neckar nach dem Rhein wider die Deutschen errichtete, und mit Thürmen und Castellen befestigte) Teufelsmauer oder Pfahlranken unternommen hat, so ist nichts wahrscheinlicher, als daß in Nassenfels und weiter in der Gegend eine Mannschaft des Aurelius Probus ihr Standquartier gehabt, und daß Claudius Romanus unter derselben gedient habe.

VII. Es ist dieß nicht bloß wahrscheinlich, sondern durch einen zu Emezheim bei Weißenburg im Nordgau gefundenen röm. Votivstein vollends erwiesen. Die Aufschrift heißt:

Pro salute
Antonini IMP. N.
Mercurio sacrum
FL. Raeticvs optio
Eq. Al. Aur.
V. S. L. L. M.

Hier kömmt nun offenbar ein Reiter alae aur. vor. Wenn nun die Anfangsbuchstaben Aur mit eatum (aur eatum) ergänzt werden, wenn ferner die Ortschaften, in denen man ein Aur findet, oder gefunden hat, aureatum genannt werden müßten, so müßte es nebst dem (eingebildeten) Aureato zu Nassenfels, auch zu Emezheim ein Aureatum gegeben haben; aber es gab weder dieses, noch jenes, sondern eine Abtheilung des aurelianischen Reiterkorps lag zu Emezheim und in der Revier in Besatzung.

VIII. Vermöge eines zu Treuchtling an der Altmühl (einem einst pappenheimischen jetzt anspachischen Flecken) gefundenen, bei Döderlein und Hanselmann vorkommenden steinernen Monuments, dessen Inschrift mit dem Worte Aureliarum anfängt, dürfte, wenn man, nach der Muthmaßung des Döderlein, annehmen wollte, daß dem Worte Aureliarum ein, injuria temporum ausgelöschtes C (coloniae) vorausgestanden sey, in oder bei dem besagten Treuchtling eine römische Colonie unter dem Namen Aureliae gewesen seyn; wie dann, vermöge eines im Kloster Lambach an der Ens vorhandenen Monuments, dessen Inschrift Gruter anführt, auch im alten Norikum, oder dem heutigen Oberösterreich eine Colonia aurelia (ovilabiensis) vorhanden war.

IX. Man wird sagen, daß das Aureatum wenigstens bei Eichstädt Statt gehabt haben möchte, nachdem diese Stadt noch in neuern Zeiten Aureatum genannt worden. Hierauf muß man antworten, daß bei Eichstädt der Name Aureatum nicht noch bis in die neuern Zeiten geblieben, sondern daß er erst in den neuen Zeiten geschöpft worden sey. Die ältesten Schriftsteller, als Wilibald, der das Leben des h. Bonifazius geschrieben, und nicht ferne von dem ersten Ursprunge des Bisthums und der Stadt Eichstädt gelebt hat; die Nonne von Haidenheim, eine Zeitgenossinn und Anverwandtinn des h. Wilibald, die nachgefolgten Schriftsteller, z. B. der h. Ludger, Wolfhard von Hasenried (Herrenried), Othlonus u. a. sprachen nicht eine Sylbe von einem Aereatum, sondern von einem Eichstat, Eystet, Hehstedi (nämlich Ech-Eichstedi).

X. Aber a) Marcellin, ein Zeitgenosse des h. Wilibald, nennt diesen Wilibald ausdrücklich aureatensem sive Aistattensem Episcopum.

b) Zwei andere Schriftsteller aus dem 12. Jahrhundert, Albert, Abt zu Heidenheim, und ein Ungenannter zu Hasenried, bedienen sich anstatt Eichstädt des Wortes Aureatum.

c) Selbst in der Domkirche zu Eichstädt steht auf einem Grabsteine: Hic requiescunt Ossa Episcoporum aureatensis Ecclesiae.

XI. ad a) War der Engländer Marcellin bei 70 Jahre Missionär in Friesland, und starb beinahe hundert Jahre alt um 770. Wie hätte er von einem nordgauischen Aureatum etwas wissen sollen? Unstreitig ist das Wort aureatensis von einem Neuern hinzugesetzt worden, der, weil er selbst gezweifelt hatte, ob man verstehen würde, was aureatensis sagen wolle, auf eine naive Art hinzusetzte: sive aistattensis. Bewährte Geschichtforscher behaupten sogar, daß die Schrift des Marcellin, wenn nicht ganz erdichtet, doch stark verfälscht worden sey; indem darin Namen, z. B. Hollandia, Brabantia u. a. vorkommen, welche erst einige Jahrhunderte nach dem Marcellin zum Vorschein gekommen sind.

ad b) Der Abt Albert lebte 400 Jahre nach Wilibald; und bei eben diesem Albert, dessen Schriften der bekannte Gretser an das Licht gezogen hat, kommt das Wort aureatum nicht ein einziges Mal, sondern allezeit Eichstadt vor; es war vielmehr bloß ein ganz unbekannter Verfasser eines Anhanges zu den albertischen Schriften, welcher, da er die altrömischen Grabschriften vor sich hatte, die Benennungen, aureatensische Bischöfe und aureatensische Kirche hinzugefügt hat. Eben dieses gilt von dem Ungenannten von Hasenried.

ad c) Der Grabstein ist aus den neuern Zeiten, und der Verfasser der Aufschrift glaubte ganz gewiß, sich ein gelehrtes Ansehen zu geben, wenn er die aichstädtensem ecclesiam aureatensem nannte.

XII Der Name Aureatum wurde erst im 14. und 15. Jahrhundert, vielleicht vom eichstädtischen Bischofe Philipp, welcher vom Jahre 1305 bis 1325 regierte, erfunden.

XIII. Die Sagen des Dokt. Eck, so wie des Gretser, daß Ingolstadt Aureatum gewesen sey, u. a. bleiben ohne die Anführung gültiger Zeugen eine bloße Sage. Man wollte aus Ingolstadt nun einmal eine Goldstadt, aureatum, machen, und mehr brauchte es nicht, um das aureatum zu erfinden.

XIV. Doch, wenn es irgend einen haltbaren Beweis gäbe, daß es an der Donau jemals ein römisches Aureatum gegeben habe, so dürfte es dann wohl möglich seyn, daß die Brüder Carlmann und Pipin, nachdem sie im Jahre 743 den Odilo am Lechstrome besiegt, Bayern zur fränkischen Provinz gemacht, und den nördlichen Theil vollends den Ostfranken einverleibt, zu gleicher Zeit zur Beobachtung der Bayern an der Donau eine villa für eine hinlängliche Besatzung errichtet, und daß sie dieser villa ihren Namen von dem nahe gelegenen (altrömischen und zerstörten) Aureatum

gegeben, und daß endlich Carl der Große, der überall deutsche Namen haben wollte, den Namen Aureatum mit Ingolstadt verdeutscht habe; — was aber, wie gesagt, nur eine bloße Möglichkeit ist."

Diese im Jahre 1780 lateinisch geschriebene und gedruckte Abhandlung de veteri aureato wird mit dem Absatz XIV. geschlossen; allein in der deutschen Uebersetzung folgen noch mehrere Absätze, welche einen Abriß der Schicksale der villae Ingolstadt von den Carolingerzeiten bis zur Theilung, welche die Brüder und Herzoge Stephan I., Friedrich und Johann im Jahre 1392 vornahmen, enthalten. Jene Absätze kommen mit einer etwas weitläufigern Ausführung in einer lateinischen (im Verlage des akademischen Buchhändlers Wilh. Krüll erschienenen Abhandlung de villa Ingolstat, welche Mederer „ad publicam statutorum academicorum Promulgationem prid. cal. Feb. MDCCXCI. las, vor, und behandelte mithin ebenfalls den Zeitraum von Carl dem Großen, eigentlich von 806 bis 1392, wovon der wesentliche Inhalt (dessen Erwähnung wegen des Zusammenhanges der Sache hier eingeschaltet wird) darin besteht:

1) „Der Name Ingoldestat kömmt zum erstenmale in dem (bei Welser ed 1777 L. VI. p. 405. u. w. it. bei Steph. Baluz. cap.

Reg. franc. T. I. p. 441. u. a. abgedruckten) Testament, oder vielmehr einer Ländertheilung, welche Carl der Große im (Jahre 806) entworfen hatte, vor. „Bayern, heißt es darin, so wie es Tassilo besessen, mit Ausnahme zweier Mayerhöfe oder Kammergüter, mit Namen Ingoldestat und Lutrahahof (Lauterhofen), welche Kammergüter von uns einst dem Tassilo zu Lehen gegeben worden, und welche im Nordgau gelegen sind, verschaffen wir unserm lieben Sohne Pipin; den Theil von Bayern aber, welchen man Nordgau nennt, unserm lieben Sohne Carl."

2) Jene villae oder kaiserlichen Kammergüter (oben wurde gesagt, daß im Jahre 743 Carlmann und Pipin das Nordgau, worin Ingolstadt und Lauterhofen lagen, zu Franken gezogen) mußten schon damals sehr bevölkert und überaus erträglich gewesen seyn, da sich der, auf seine Hoheit höchst eifersüchtige Tassilo II. entschließen konnte, sie von Carl zu Lehen zu nehmen, und mithin, rücksichtlich derselben, ein fränkischer Vasall zu werden.

3) Der Name „Nordgau," welcher in dem besagten Testamente zum ersten vorkömmt, scheint von Carl dem Großen erfunden worden zu seyn, da er, nach der Entsetzung des Tassilo im Jahre 788 nach Regensburg kam, und die neuen Einrichtungen veranstaltete.

4) Ingolstadt wurde erst Carl dem Großen selbst, dann im Jahre 806 seinem Sohne Carl († 811), dann wieder dem ersten, dann im Jahre 814 (da Carl der Große starb) Ludwig dem Frommen; endlich einem Sohne dieses letztern, Ludwig dem Deutschen, zu Theil. Dieser Ludwig der Deutsche verschenkte im Jahre 741 von seinem ihm eigenen Kammerhofe Ingolstadt an den Abt Gozbald zu Niederalteich quasdam res, (wie die Urkunde mon. boic vol. XI. p. 108 sagt) einige Stücke, welche, heißt es, jener Abt schon vorher als Lehen ingehabt hatte, nämlich „zwei Kirchen, einen Herrenhof sammt den dazu gehörigen Gebäuden, 130 Tagwerke Ackerfeldes, dann so viele Wiesgründe, daß davon 400 Fuder Heu eingebracht werden können, 22 zum Herrenhof gehörige Leibeigene, theils Knechte, theils Mädchen, ferner 22 angebaute, zu eben demselben Herrenhofe zinsbare Huben, endlich 12 freie Bauerngüter."

5) Woraus abzunehmen, daß die villa, oder der Herren- oder Königshof Ingolstadt überaus weitschichtig und einträglich gewesen, und daß zumal die Viehzucht in einem sehr guten Zustande sich befunden haben müsse.

6) Aber nun von dem obengenannten J. 841 an, bis zum Anfange des 14. Jahrhunderts, bleibt die Geschichte von Ingolstadt sehr

mager und dunkel, und nur so viel ergiebt sich, daß Niederalteich viele von seinen Ingolstädtischen Gütern verloren, und daß Herzog Otto der Erlauchte sechs Höfe zu Ingolstadt besessen habe.

7) Bei der Ländertheilung, welche Ludwig der Strenge und sein Bruder Heinrich im Jahre 1255 unter sich vornahm, kam das in Oberbayern gelegene Ingolstadt an den erstern, welcher es unter seinen besondern Schutz nahm ꝛc.

8) und 9) Als bei dem im Jahre 1305 erfolgten Hintritte des letzten Grafen von Hirschberg, Conrad, diese Grafschaft an Bayern fiel, kamen die damaligen Herzoge und Brüder, Rudolph und Ludwig (nachmaliger Kaiser), sehr oft nach Ingolstadt, und bei der, zwischen beiden Brüdern im Jahre 1310 getroffenen, nutznießlichen Ländertheilung, fiel es dem Ludwig zu, unter welchem Ingolstadt aus einer ehemaligen Klosterhofmark eine herzogliche Municipalstadt geworden, und von ihm außerordentlich begünstiget worden ist."

Beide Antrittsreden, von denen ich hier ein Skelet ihres wesentlichsten Inhalts lieferte, sind mit Beweisen und Zeugnissen, welche von der reichsten Belesenheit und schärfsten Beurtheilungskraft zeugen, belegt, und die letztere ist am Ende mit einem so schönen Zuspruche

an die Akademiker geziert, daß ich, weil er ein Denkmal der ruhmwürdigsten Gesinnungen unserers Mederers ist, nicht umhin kann, an denselben zu erinnern: „Cives academici, scolae ingolstadiensis alumni nobilissimi! Vos hac imprimis luce compello, ut honorem, dignitatem, celebritatemque huius loci non conservetis tantum, sed amplificetis etiam atque illustretis, pura imprimis et integra erga supremum Numen pietate ac religione, sine qua nulla potest firma consistere civilis societas; dein morum elegantia, probitate ac omnigena virtute, quae publicae felicitatis solidissima sunt fundamenta; denique studiorum assiduitate atque ardore scientiarum, quae omnium maxime rempublicam non ornant tantum, et illustrant, sed fulciunt etiam atque tuentur. Tribus hisce capitibus tota legum academicarum summa continetur. — Mederer war, als er diese Anrede im Jahre 1791 las, Rector der Universität; hatte aber, ehe er es geworden, eine lange Reihe herber Unannehmlichkeiten erfahren, deren Geschichte wir jetzt nachholen werden.

Wir sind oben bei dem Jahre 1781 stehen geblieben. Alles gieng zuerst in diesem Jahre unserm Mederer vortrefflich von Stat-

ten, und schon die Freude, die letzte Hand an seine annales ingolstadienses legen, und den Druck derselben vollenden zu können, erfrischte seine ganze Seele. Dieses Werk, welches im Jahre 1782 in der akademischen Buchhandlung bei Joh. Wilhelm Krüll unter der Aufschrift: „Annales ingolstadiensis academiae" erschien, besteht aus vier Quartbänden, von welchen die ersten drei die Geschichte der Universität vom Jahre 1472 bis 1772 incl. behandeln, der vierte Band die Urkunden enthält. Im ersten Jahrhunderte, eigentlich von 1472 bis 1579, sind die (1580 zu Ingolstadt erschienenen) Annalen des Valentin Rotmar zum Grunde gelegt, aber großentheils verschönert und verbessert. Herr Mederer ließ die, nach alter Sitte im Rotmar vorkommenden Gelegenheitsgedichte weg, und schaltete, was zum Ruhme ruhmwürdiger Männer vorkam, zur gehörigen Zeit ein; er verbesserte die bei Rotmar häufig vorkommenden Errata, ergänzte die nicht weniger zahlreichen Lücken, bereicherte die Geschichte mit Verzeichnissen derjenigen Adelichen, welche von Jahr zu Jahr bei der Universität sich einfanden, und mit einer Anzeige der Schriften, welche ihren Verfassern zu ihrer Zeit eine Achtung erwarben, vermehrte das Werk mit einer ausgewählten Sammlung der wichtigsten Urkun-

den, und versah endlich das Ganze mit einem vollständigen Register der Personen und Sachen. Die Herstellung einer solchen Geschichte erfordert zwar nicht die Geistesgröße, welche dazu gehört, um eine Aeneide oder ein verlornes Paradies liefern zu können; aber sie setzt einen richtigen Verstand, eine ächte Sachkenntniß, einen feinen Geschmack in der Wahl, in der Anordnung und Einkleidung der Sachen, eine ruhige und kluge Bescheidenheit in einem nicht gemeinen Grade voraus, und die Annalen des Mederer sind mit diesen Eigenschaften beseelt. So lange man für den Werth eines guten Werkes ein Gefühl haben wird, so lange werden jene Annalen geschätzt, und, mit einer dankbaren Erinnerung an ihren Verfasser benützt werden.

Wenn für unsern Mederer die Herstellung dieser Geschichte erfreulich war, so mußte es der aufmunternde Fortgang seiner historischen Vorlesungen nicht weniger seyn. Diese wurden damals (1781) von den Akademikern aller Fakultäten besucht, und viele gewannen für die Geschichtforschung einen Eifer, welcher sie niemals wieder verließ, und welcher sie in der Folge ermunterte, bei ihren Berufsgeschäften sich zur Erfrischung des Geistes der Durchforschung und Berichtigung historischer Gegenstände zu widmen. Mederer zog bereits einen

hellen Kreis der schönsten Hoffnungen um sich her, als nach einigen Monaten plötzlich wieder alles zerstört ward. Der Kurfürst, Carl Theodor, errichtete noch im Jahre 1781 den Maltheserorden, welchem zum Stiftungsfond sämmtliche ehemalige Jesuiten-Güter überlassen, und zugleich den Prälaturen die Uebernahme der sämmtlichen Schulen, so wie die Bezahlung der Lehrer aufgetragen wurde. Die bisherigen Professores, Weltpriester und Exjesuiten, worunter viele im entschiedenen Rufe außerordentlicher Fähigkeiten und Verdienste standen, mußten, und zwar so, daß sie in den ehemaligen Pensionsstand von 240 fl. zurückversetzt wurden, abtreten. Dieses traurige Loos traf dann auch unsern Mederer, und ihn traf es doppelt; er mußte mit der Professur auch seine Stellen bei dem Seminar, bei der Universitätsbibliothek abtreten, und nach einer langen Reihe von belohnungswürdigen Arbeiten jetzt auf einmal wieder mit der Jesuitenpension von 240 fl. sich begnügen. Dieses Schicksal war selbst denjenigen, welche es als eine Folge der neuen Eintretungen verhängen mußten, so auffallend und beunruhigend, daß sie eilten, die in sehr drückende Lagen versetzten Männer durch andere Beförderungen schadlos zu halten. Viele wurden auf erledigte Pfarreien versetzt, und auch unsers Mederers wurde nicht

vergessen. Man dachte ihm die Anstellung zu dem öffentlichen Lehramte der vaterländischen Geschichte und Diplomatik nach Heidelberg als eine Beförderung zu, von welcher man sich im ersten Eifer, ihm eine verdiente Achtung zu bezeigen, gedacht haben mochte, daß sie für ihn viel Erfreuliches haben würde; allein brave Männer verlassen ungern ihr Vaterland, wo sie mit ihren Eltern, Brüdern und Freunden „sahen sich röthen den Tag, schimmern die Nacht"; und wenn sie das Vaterland in einem Anfalle von Mißverstand nicht geradezu wegstößt, so glauben sie, die Pflicht zu haben, auch vorübergehende Launen und Verstimmungen zu ertragen. Mederer lehnte die ihm zugedachte Versetzung von sich ab, und der damalige Staatsminister von Oberndorf hatte Feinsinn genug, um die Verlegenheit, in welche unsern Mederer die ihm gemachte Zumuthung versetzt haben mußte, zu fühlen. Nachdem man verschiedene Vorschläge, ihm zu helfen, entworfen, sie für unthunlich erkannt, und wieder andere zum Vorschein gebracht, welche zur Absicht hatten, ihm wieder zu einer Professur zu verhelfen, nahm man sich endlich den Muth, den Grundsatz aufzustellen, daß man, indem man die Lehrämter an die Religiosen überließ, nicht gemeint gewesen seyn konnte, ihnen dieselben mit einer

dergestalt unumschränkten Ausdehnung zu überlassen, daß dem Landesherrn alle Befugniß benommen seyn könnte, aus eigener Bewegung einzelne Lehrer, welche keine Religiosen wären, zu ernennen. Zur Folge jenes Grundsatzes wurde Mederer im Jahre 1784 durch ein höchstes Dekret wieder zum öffentlichen Universitätslehrer der vaterländischen Geschichte, und der historischen Hülfswissenschaften, dann im folgenden Jahre auch zum Lehrer der Weltgeschichte ernannt, und bald hernach (zum Behufe eines wohlständigen Unterhaltes zur obigen Pension von 240 fl.) mit einer Zulage von 500 fl. unterstützt. Das erste, was Mederer bei dem Antritt seiner Lehrstelle im Herbst 1784 that, war, daß er (in der akademischen Buchhandlung bei Joh. Wilhelm Krüll) einen „Plan der öffentlichen Vorlesungen über die historischen Hülfs- und Vorbereitungswissenschaften überhaupt, und über die vaterländische Geschichte ins Besondere, sammt genealogischen Tabellen" als Leitfaden für seine Zuhörer herausgab, worin man über die sämmtlichen Gegenstände, bis diese in einem zu den Vorlesungen dienenden Handbuche weitläufiger ausgeführt würden, einen allgemeinen Ueberblick erhalten, und den Zusammenhang, und die Ordnung der ganzen historischen Gelehrsamkeit desto genauer sich sollte vorstellen können. Was

in jenem Plane als Skelet erscheint, und nicht anders erscheinen konnte, davon hat Mederer in seinen Handschriften förmliche Ausarbeitungen mit vielen Abdrücken von Münzen, Siegeln und Dokumenten hinterlassen, welche im Drucke wenigstens 30 Bogen betragen, und welche, wenn sie auch nicht überall etwas Neues enthalten sollten, den Liebhabern der Geschichte nützliche Dienste leisten, und (was schon verdienstlich ist) ausländische Lehr- und Einleitungsbücher dieses Faches entbehrlich machen würden.

Die nächstfolgende Schrift, welche von unserm Mederer im Druck erschien, waren die (bei dem akadem. Buchhändler Joh. Wilhelm Krüll zu Ingolstadt 1793 herausgekommene) „Leges Bajuvariorum, oder ältestes Gesetzbuch der Bajuvarier nach einer uralten Handschrift der kurf. Universitäts-Bibliothek zu Ingolstadt ins Deutsche übersetzt, mit Anmerkungen erläutert, mit fünf andern Codd. Mstis. verglichen, mit einer historischen Einleitung begleitet, und sammt einem Schriftmuster des ingolstädtischen Codex ans Licht gegeben.“ Gleichwie diese Ausgabe, diese Uebersetzung und Erläuterung der uralten Gesetze der bayerischen Nation, welche Gesetze ein wesentlicher Grund und Gegenstand der Geschichte dieser Nation sind, eines der nützlichsten (und mit-

hin rühmlichsten) Werke unsers Mederers, gleichwie, möchte man sagen, diese Uebersetzung und diese Herausgabe sein vornehmstes Denkmal, das allein schon hinreichend seyn würde, sein literarisches Verdienst zu verewigen, werden sollte: so ist er auch bei keinem mit dieser Vorbereitung, mit dieser strengen Sorgfalt zu Werke gegangen.

Man hat von dem alten Codice legum bajuvariorum, von welchem ganz zuverlässig die Exemplarien bis wenigstens ins dreizehnte Jahrhundert in allen Händen der bayerischen Richter geblieben und von welchem sogar in dem Rechtbuche des Rupert von Freysing vom Jahre 1296, dann noch in Kaiser Ludwigs Rechtbuch 1349 mehrere Stellen fast wörtlich anzutreffen, und welche endlich theils von den vermehrten Rechtsbüchern, theils, und hauptsächlich, von dem eingeführten römischen Rechte verdrängt worden sind, bis jetzt nur noch einzige fünf Exemplare, deren Besitzer damals die Universitätsbibliothek, die Klöster Tegernsee, Aldersbach, Oberalteich, und der Hr. Caspar Edler von Lippert zu München waren, auffinden können. Da diese Exemplare, nachdem sie zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen, oft mit uralten Herkommen versehenen Landgegenden oder Gauen, während verschiedener Verhältnisse der Regenten, geschrieben wor-

den, mithin nicht in allen Stellen gleichlautend sind, noch es seyn können; so bemerkte Mederer vorerst die Abweichung der fünf Cod., dann (um ihr Alter bestimmen zu können) ihre Buchstabenform, ihre Abkürzungen, Absetzungen, Interpunktionen u. a. sorgfältig, und vor allen Dingen äußerte er seine Meinung über die berühmte Vorrede, wie ein Mann, der seiner Sache mächtig ist. Auf die Uebersetzung und Erklärung des oft sehr dunkeln Textes verwandte er den gewissenhaftesten, einen vieljährigen Fleiß, und die damals lebenden bayerischen Geschichtforscher, denen er von seiner Beschäftigung Nachricht gab, und sich bei ihnen manchmal Raths erholte, sahen mit der größten Sehnsucht der Erscheinung eines Buches entgegen, welches endlich mit einer Klarheit und Vollkommenheit erschien, bei der es nicht nur dem unterrichteten und denkenden Gelehrten, sondern jedem Leser, den etwas Würdiges ergötzt, eine höchst angenehme Unterhaltung gewährt. Es ist in der That ein ganz sonderbares Schauspiel um die höchst einfache und höchst ärmliche Haushaltung eines noch in seinem ersten Jugendalter begriffenen Volkes, um den Anblick seiner Kämpfe mit seinen Ungemächlichkeiten, Mängeln und Bedürfnissen, und um die Betrachtung seiner nicht selten recht wohl überlegten Versuche und

Anstrengungen der, ohne Unterricht und bildender Unterstützung, sich selbst überlassenen, schlichten Vernunft.

Die Schriften, deren ich bisher erwähnte, sind diejenigen, welche Mederer in den Druck gelegt. Manche andere hat er in Handschriften hinterlassen, welche er theils vor dem Antritte seiner Professuren, theils während derselben geschrieben hat. Dazu gehören (außer den ebenfalls gedruckten, aber schon oben S. 12. angezeigten) Reden:

a) Utilitas linguarum orientalium ob miram vocum energiam.

b) Schema consanguinitatis boicae domus cum domo habsburgica, 1765, mit einem Verzeichniß auctorum coaev., quibus quatuor Sereniss. familiarum genealogia habsburgica comprobatur.

c) Genuina series genealogica Bajoariae ducum ac principum 1766.

d) Comes Palatii, dissertatio historico-politico-critica, welche Mederer an die (im Jahre 1763 errichtete) Akademie zu Mannheim, im Juni 1764 überschickt, und worin er vorzüglich drei Gegenstände behandelt hat, nämlich:

1) den Ursprung der Pfalzgrafen,
2) ihre Obliegenheiten,

3) den Zeitpunkt, während dessen die Vereinigung von Reichs-Domänen mit der Pfalzgrafschaft begonnen hat.

e) De ortenburgicis Comitibus, quorum aliqui comites palatini Bavariae. Collectio materialium et auctorum.

f) Systema historiae ecclesiasticae, ein weitläufiges Werk, welches von Mederer seinen Zuhörern vermuthlich in die Feder diktirt, oder von ihm, zum Gebrauche bei seinen öffentlichen Vorlesungen, verfertiget worden ist.

Ich umgehe viele andere Handschriften, bei denen sich wegen der, nicht selten eintretenden, Aehnlichkeit der Jesuitenschriften mit Gewißheit nicht behaupten läßt, daß sie aus der Feder unsers Mederers geflossen sind. Unter solche Schriften gehört ein Aufsatz: „Franken, nicht Bayern, eine kritische Untersuchung gegen eine Abhandlung der kurbayerischen Akademie der Wissenschaften von C. Ch. St. 1764." Bekanntlich hat Hr. Christian Heinrich Pfeffel einen (im ersten Bande der akademischen Abhandlungen 1763 abgedruckten) „Versuch einer gründlichen Geschichtsbeschreibung der alten Markgrafen auf dem Nordgau, aus den bambergischen und vohburgischen Geschlechtern" geschrieben, und darin den Grenzen des altbayerischen Nordgaues, wozu er eine Charte lieferte, eine sehr große Ausdehnung gegeben.

Diese Ausdehnung suchte der Verfasser des obigen Aufsatzes: Franken, nicht Bayern zu vermindern, und machte, nachdem er die Gründe für seine Meinung aufgezählt hatte, folgenden Schluß, aus dem wir ersehen, was beiderseits aufgestellt wurde: „Auf diese Weise sollten wir eine viel geschmeidigere Nordgauercharte zu sehen bekommen; denn wenn man die Fürstenthümer Würzburg, Babenberg, Ansbach, Bayreuth, Koburg, Schwarzenberg, die Grafschaften Hohenlohe, Steinsheim, Werthheim, Abenberg, Limburg u. a., die Reichsstädte Winsheim, Rotenburg u. a. m.; wenn man einen Theil des ober-eichstädtischen Gebiets, und endlich die Pagos Sualafeld, Ries und Brenzgau, wenn man dieses alles wegnimmt, muß sie (jene Charte) zwar sehr gestutzt aussehen, der alte wahrhafte Nordgau aber wird dennoch weitschichtig genug verbleiben; er wird sich immer von den Eichstädter-Bergen an den Rinnsalen der Altmühl, der Laber, der Naab, und des Regens, durch die ganze Pfalz, bis an den Böhmerwald erstrecken, und ein bayerischer Patriot kann sich nach dem Muster, welches ihm seine Akademie aus dem 68sten Verse von Virgils Hirtengedichten vorgelegt hat: „patrios longo post tempore fines miretur" noch immer über die Grenzen seines alten Vaterlandes verwundern." Herr Pfeffel beantwor-

tet den Aufsatz: „Franken, nicht Bayern,“ (im zweiten Bande der akademischen Abhandlungen) nicht ohne Unmuth und Entrüstung. Man hörte den Anfangsbuchstaben E. Ch. St. viele Entzifferungen, welche sämmtlich verfehlt waren, unterlegen, und was den Aufsatz selbst betraf, so verbreiteten wi er denselben einige etwas feindselige Ausdrücke eine sehr ungünstige Stimmung, welche aber nicht durch die Freiheit, die sich der verkappte E. Ch. St. nahm, der Meinung des Herrn Pfeffel zu widersprechen, (Hr. Pfeffel konnte doch nicht übel nehmen, daß jemand einer andern Meinung sey; zudem ist ein Widersprecher noch kein Widerleger) sondern durch einen widrigen Zufall entstanden war. Der Verfasser, wirklich ein Jesuit, hatte seinen Aufsatz in lateinischer Sprache geschrieben, und hatte einen andern Jesuiten um die deutsche Uebersetzung ersucht, in welcher sich aber der Uebersetzer die Freiheit, hier und da etwas nach seinem Sinne zu sagen, genommen haben mochte. Ich fand unter den mederischen Schriften diese deutsche Uebersetzung nebst dem lateinischen Originale, auf welchem letztern, nach der Aufschrift: „Francia orientalis, semper Francia, nunquam Nordgovia, seu veteres Nordgoviae limites expensi. Dissertatio historico - geographico - critica Authore

Elia Christophoro Stramsdorffio" vom Verfasser bemerkt ist: „Germanicae versa (dissertatio) a M. Xav. Grueber 4ti anni theologo ingolstad. a 1764 mense Aprili, et postmodum descripta pro typis a. M. Bernardo Reisenegger, theologo 3tii anni. Typis data fuit in Franconia; ast ipsa versio vernacula non fuit fideliter facta, quia praeter mentem ac notitiam meam quaepiam voces irrepsere In seculo praeter nomen Henrici etiam nomina gerebam Eliae Christophori; Stramsdorffius autem fuit avus meus maternus."

Wenn es unserm Mederer in Rücksicht seiner ökonomischen Lage vor seiner letzten Anstellung nicht am besten gegangen ist, so gieng es ihm von diesem Zeitraume an desto besser; er erhielt nicht nur bei dieser Anstellung zu der Jesuitenpension erst eine Zulage von 300, und bald nachher von 500 fl., so, daß sich seine sämmtliche Einnahme auf 740 fl. belief, sondern erhielt, was er sich nur leise zu wünschen getraute, im Jahre 1787 die St. Moritzpfarrei zu Ingolstadt, wo er (nach der Einziehung seiner bisherigen Einkünfte) außer den, damals etwas über 200 fl. betragenden, Stolgebühren, in den Eigenschaften als Pfarrer und Professor, einen bestimmten Gehalt von 800 fl., und in der letztern Eigenschaft nach

einigen Jahren noch eine Zulage von 200 fl. und mithin ein Einkommen erhielt, welches hinreichte, einen Mann mit dem ganz vortrefflichen Charakter, welcher unserm Mederer eigenthümlich war, in einen vortrefflichen Wohlstand zu versetzen, und ihm schöne Handlungen der stillen Wohlthätigkeit, wozu er so innigst geneigt war, möglich zu machen.

Wenn einst die Dichter bei dem Wandeln ungewöhnlicher Wesen auf unserer Erde wahrnahmen, und sangen, daß um sie her Wohlgerüche flößen, daß, wohin sie blickten, Blumen hervorkämen, und wohin sie träten, Quellen; so meinten sie damit die ewig sich im Wollen und Wirken zeigende Bestrebsamkeit der Männer, welche niemals bei dem, was Hunderttausenden schon genug ist, müßig sich hinpflanzen, und ruhen, sondern welche so, wie zur Erweiterung, Berichtigung und Verschönerung der Dinge um sie her in ihren Seelen ein innerer Drang sich regt, überall und aus jedem Stoff bilden, und welche, wie Yorik von sich sagte, wären sie in einer Wüste, auch in einer Wüste sich nicht enthalten könnten, Geschichten und Lieder in Bäume zu schneiden. Mederer that, was zwar keine Arbeit von hoher Anstrengung, wiewohl übrigens sehr nützlich, mithin sehr rühmlich, aber doch von keinem seiner Vorfahrer versucht wor-

den ist; er sammelte und schrieb die Geschichte seiner Pfarrei, der uralten St. Moritzpfarrei.

Da der Druck dieser Pfarrgeschichte wenigstens bei unsern Enkeln und Urenkeln nicht zu hoffen ist, weil bei der gegenwärtigen Abneigung gegen alle gründliche Literatur kein Absatz zu erwarten, mithin kein Verleger zu finden ist, so ist es, in mehr als einer Rücksicht, nicht nur schicklich, sondern wohl gar pflichtmäßig, einen Abriß jener Geschichte zu liefern. Der Verfasser theilt seine Geschichte in chronologische Absätze ein, in welchen ich sie auch mittheilen werde.

§. 1. Ingolstadt (ehemals Ingoldestatt, Ingolderstatt, Ingolstat, dann im 16. Jahrhundert Auripolis, Chrysopolis, Aureatum genannt) war erst ein Theil des bayerischen, wahrscheinlich nach der unglücklichen Schlacht am Lech im Jahre 743 zwischen dem Herzoge Odilo und den fränkischen Prinzen Pipin und Carlmann von Bayern abgerissenen Nordgaus, wurde von diesen Prinzen zu einem Kammergute (villa regia), worin sie auf Reisen ihr Absteigequartier nahmen, bestimmt u. s. w. (wie schon oben S. 75. u. w. vorkam), wurde dann im Jahre 840 mit zwei dahin gehörigen Kirchen, dem Abte Gozbald von Niederalteich geschenkt, und einem Nachfolger dieses Abtes, dem Abte Conrad sammt allen recht-

mäßig dahin gehörigen Gütern im Jahre 1149 von Pabst Eugen III. bestätiget, worüber sich die Urkunden im 11ten Monumentenbande befinden.

§. II. Von 1234 — 1407. Im Jahre 1234 den 11. Sept. wurde vom Bischofe zu Eichstädt Heinrich III. eine neue St. Moritzpfarrei eingeweiht. Der damalige niederalteichische Abt hieß Dietmar, und der Pfarrer zu St. Moritz, ein Canonikus von Regensburg, war der Magister Hugo, der erste Pfarrer, welcher in den bisher bekannten Urkunden vorkömmt. Im Jahre 1245 erscheint (mon. boic. vol. XI. p. 30.) ein anderer Pfarrer, der passauische Domherr Dietmar. Im Jahre 1289 kommt ein gewisser Heinrich (Falkenstein cod. dipl. in append. fol. 437 et 38.), im J. 1315 (ib. p. 159.) als plebanus oder Pfarrer ein Hermann, im J. 1328 ein Albert, im J. 1359 aber ein Conrad vor, unter welchem von den Bürgern zu Ingolstadt das erste Beneficium (Seelenmesse) im gedachten Jahre gestiftet, übrigens aber vom Herzoge Mainhard (vermöge einer Urkunde am Eritage vor St. Galli 1361) verordnet wurde: „daß, wenn ein St. Moritzpfarrer nicht im Orte Ingolstadt sollte anwesend bleiben wollen, ihm die Pfarrzehnten niedergelegt werden sollten. Im Jahre 1375 erscheint als

Pfarrer ein eichstädtischer Canonikus, Ulrich Regis, eigentlich Kunig oder König genannt, unter welchem, in eben diesem Jahre, wieder ein Benefizium von einer Bürgerinn, Bertha Trautner, und 1376 eine Kapelle und ein Kaplan oder Benefiziat zu St. Salvator an der Sonderbrücke (unter welcher damals noch der Hauptstrom der Donau oder die große Donau ihren Lauf hatte) von dem brandenburgischen Otto (des h. R. R. Erzkanzler, Kurfürsten, Pfalzgrafen bei Rhein, und Herzog in Bayern), dann den Herzogen Stephan, Friedrich und Johann gestiftet wurde. Diese ersten Stiftungen zogen immer mehrere nach sich. Im Jahre 1391 stiftete ein Bürger, Heinrich Peirl, in einer Kapelle, welche unweit der ebengenannten Salvatorskapelle, an dem Sondersiechen= oder Lebrosenhause bei der Sonderbrücke stand, ein Benefizium; ein anderes stiftete 1393 ein Bürger, Marquard Geisenfelder, in der Spitalkapelle, und endlich verewigte auch der Pfarrer Ulrich Regis im Jahre 1397 durch die Stiftung einer zweiten Seelmesse sein Andenken. Nach diesem Ulrich kommt in Urkunden ad a. 1405 ein eichstädtischer Domherr und St. Morizpfarrer, Michael König, vor, mit welchem sich dieser § schließt.

§. III. Von 1407 — 1522. In jenem Jahre starb der eben genannte Michael König, und hatte zum Nachfolger einen Ulrich Warnhofer, bei dessen Antritt die Stadt den 3. Dezember 1407, oder (im Vollzuge) den 19. April 1408, mit einer zweiten Pfarrei, nämlich mit der Frauenpfarrei, zu deren überaus prächtigen Kirche von Ludwig dem Gebarteten 1425 der Grund gelegt, und wo Albert Seng der erste Pfarrer war, versehen wurde. Dem Pfarrer Warnhofer, welcher im Jahre 1433, da eine Wittwe, Barbara Werderinn, zur Morizkirche ein Benefizium stiftete, noch am Leben war, folgte ein, im J. 1439 in Urkunden vorkommender, Johann Halbritter (geheimer Rath und Gewissensrath Herzog Ludwigs im Bart). Dieser Halbritter hatte einen im Jahre 1442 erscheinenden Conrad Ulmer zum Nachfolger, welcher dieses Zeitliche im Jahre 1460 segnete *), und dann vom Abte

*) Hr. Mederer sagt in Betreff dieses Pfarrers Ulmer: „Es ist nicht wahrscheinlich, was der sonst fleißige Sammler der bayerischen Alterthümer Ignaz Dominikus Schmid in seiner geschriebenen Chronik von Ingolstadt, wie auch unter einem Gemälde, das im Pfarrhofe allda zu sehen ist, behauptet, daß der ehrwürdige Conrad Ulmer, Pfarrer bei St. Moritz im Jahre 1410 gestorben

zu Niederalteich, Georg Mayr, decretorum Doctor, präsentirt, dieser aber nach der, 1472 feierlich eröffneten hohen Schule zweimal, nämlich im Jahre 1478 und 1484 zum Rektor dieser Schule erwählt wurde. In den Jahren 1502 und 1505 erscheint in Urkunden als Pfarrer zu St. Moritz Johann von Wolf-

---

ist; vielmehr werde ich beweisen, daß das Jahr 1460 sein eigentliches Sterbejahr gewesen; denn es ist durch Urkunden erwiesen, daß Conrad Ulmer im Jahre 1442 Pfarrer zu St. Moritz war; er siegelte nämlich in diesem Jahre zugleich mit dem Magistrat zu Ingolstadt die Stiftung einer ewigen Messe, welche ein Bürger, Heinrich Ringewirt, zur Pfarrkirche St. Moritz gemacht hat. Auch ist ferner durch Urkunden erwiesen, daß ebenderselbe Conrad Ulmer als Pfarrer zu St. Moritz im Jahre 1460 gestorben ist; indem die Präsentations-Urkunde des Abtes Peter von Niederalteich den 30. Aug. 1460 an den Bischof Johann von Eichstädt sagt: „Quia Ecclesia parochialis S. Mauricii in Ingolstadt vestrae dioecesis, cuius ius praesentandi ad nos dinoscitur pertinere, et pertinet ab antiquo per obitum honesti viri, olim domini Conradi Vlmär, ultimi et inmediati iam dictae Ecclesiae rectoris vacat, idcirco nos etc." Das Sterbejahr 1460 beweiset auch der, in der Mitte des Chors der St. Moritzpfarrkirche liegende große Stein von Marmor, mit einem messingenen Kreuz und Kelch, und der Aufschrift: „Ao Dni MCCCCLX obiit dns Conradus Vlmer plebanus huius Ecclie."

stein, der Rechtsgelahrtheit Doktor und Domprobst zu Eichstädt, auch Domherr zu Augsburg, und (vielleicht nur auf einige Zeit, und etwa bis er zu Ingolstadt angestanden) seit 1503 Stadtpfarrer bei St. Jakob zu Greding. Dieser Herr starb im J. 1519.

§. IV. Von 1522 — 1775. Nun giengen nicht nur mit der Pfarrei St. Moritz, sondern auch mit der Pfarrei zu U. L. Fr. wichtige Ereignisse vor. Bei dem, wie eben vorkam, im Jahre 1519 erfolgten Hintritt des Johann Georg von Wolfstein befand sich bereits der berühmte Theologiae Doctor Johann Mayr, welcher sich von seinem Geburtsorte Eck im Algäu (gemäß der damaligen Sitte, sich nach seinem Geburtsorte einen lateinisch gemachten Namen zu schöpfen) Eckius nannte (wahrscheinlich schon als Nachfolger des von Wolfstein), in Ingolstadt; wie er dann im Monat Juli dieses Jahres nach Leipzig zog, und wegen seines Sieges über den D. Carlstad (sonst Bodenstein genannt), dann über den Professor Martin Luther ein prächtig lautendes Zeugniß von der Universität Leipzig erhielt *), dann im J. 1520 nach Rom reiste,

*) „Attestamur, D. Ioan. Eckium contra D. Bodenstein Carolostadium, et P. Martinum

und erst mit dem Eingange des J. 1522 wieder zu Ingolstadt ankam. Bald darauf fiengen die Herzoge Wilhelm und Ludwig mit dem Abte zu Niederalteich eine Unterhandlung, welche die Einverleibung der zwei Pfarreien zu Ingolstadt zur Universität betraf, an, und den 14. Sept. 1523 erschien eine Bulle des Pabstes Adrian VI., durch welche die Pfarreien, U. L. Fr. zu Ingolstadt, St. Emeram zu Wemding, St. Barbara zu Abensberg, und U. L. Fr. zu Schongau, der Universität einverleibt, und mit jährlichen Geldbeiträgen, nämlich Ingolstadt mit 50, Wemding mit 80,

---

Luther statuto tempore intrepidum se obtulisse, in arenam læto animo et hilari vultu descendisse, strenuum pugilem in omnem partem armatum se gessisse, multa adversæ partis obiecta eodem, quo edebantur ordine recensuisse, nodosque retexuisse, suas vero sententias eximia scripturarum peritia fretum confirmasse, non levibus sophistarum tenticulis nixum aut vanis verborum fumis instructum egisse, disputandi denique legem per illustriss. Princip. nostri D. D. Georgii Ducis Saxon. consiliarios et universit. nostræ Majores præscriptam secutum virili modestia in omni actu apparuisse ad omnia Dominorum vota morigerum. In cuius rei fidem etc. Datum Liptzik 25. die Mensis Iul. 1519." Cochlæus in actis et scriptis Lutheri p. 12—17.

Abensberg mit 40, und Schongau ebenfalls mit 40 Gulden belegt worden sind. Der (zehn Tage nach der Ausfertigung dieser Bulle erfolgte) Hintritt Adrians VI. änderte die von D. Eck eingeleiteten, und von den besagten Herzogen gebilligten, Einverleibungsvorschläge so wenig, daß vielmehr von dem neuen, den 19. Nov. 1523 gewählten, Pabst Clemens VII., sogleich den 6. Jänner 1524 eine päbstliche Bulle erlassen, und darin gesagt wurde, „daß, nachdem sich Se. Heiligkeit die Vergebung aller vacirenden Benefizien vorbehalten hätten, die Pfarrkirche aber bei St. Moritz in Ingolstadt durch Aufhebung der bisherigen Verbindung und Einverleibung mit dem Kloster Niederalteich, mittelst Einwilligung des Abtes Kilian und des dasigen Convents, wie auch durch freiwillige Resignation des bisherigen Vicarii perpetui, Joannis Eccii, decretorum et Theologiae Doctoris, wirklich erledigt wäre; und auch die Herzoge Wilhelm und Ludwig das Ansuchen gestellt hätten, die Einkünfte der gedachten Pfarrei der Universität einzuverleiben, Sie hiemit dieses bewilligen wollten, doch so, daß dem Vicario perpetuo die Congrua, dem Kloster Niederalteich aber seine vorigen Rechte vorbehalten seyn sollten; nur mit der Einschränkung, daß die Herzoge den Vicarium perpetuum nominiren,

Niederalteich aber ebendenselben, und keinen andern, dem Vicario loci präsentiren könnte.

Herr Mederer rügte hier einige, in der Bulle Clemens VII. vorkommende Sonderbarkeiten. Das Datum heißt nämlich: de dato Romae 1524 octavo idibus Januarii Pontificiatus nostri anno secundo. (annal. acad. ingolst. IV. 265. seq.) Nun sey

a) idibus ein Verstoß wider die Grammatik, und es müsse bekanntlich heißen idus oder iduum;

b) sey, nachdem Pabst Clemens VII. erst den 19. Nov. 1523 gewählt worden, die Zahl anno secundo (nämlich am 6ten Jänner 1524, da seit der Wahl, den 19ten November des vergangenen Jahres, noch nicht einmal zwei volle Monate vorüber waren), nicht weniger sonderbar; übrigens sey

c) aus den datis der eben angeführten zwei Bullen Valentin Rottmar zu verbessern, wenn er in seinen Annal. acad. ingolstad. sagt: „hoc anno (1524) incorporata est parochia d. Virginis Universitati, ita, ut ius nominandi parochum penes academiam, praesentandi vero penes esset Principem factum id summi pontificis Clementis VII. beneficio."

Im Jahre 1525 traf Doktor Eckius, welcher, ungeachtet des Ausdruckes in der Bulle, daß er resignirt habe, sein Pfarramt zu St. Moritz fortsetzte, einen Tausch mit dem Pfarrer zu U. L. Fr., Georg Hauer, Doktor und Professor Canonum, welcher den Pfarrhof u. a. neu, und zwar sehr dauerhaft baute, und welcher, nachdem er die U. L. Fr. Pfarrei bei sieben Jahren, die Pfarrei St. Moritz eilf Jahre versehen, sechsmal Rektor, und einigemal Prorector universitatis gewesen war, sein verdienstvolles Leben den 23. Aug. 1536 ruhmwürdigst geendigt hat. Ihm folgte Anton Rudolph in Heidenkam, ein Patrizius von München, welcher im J. 1516 (durch die Resignation seines Bruders Rudolph) Chorherr zu München, 1525 Pfarrer und Dechant bei St. Peter daselbst, 1535 Pfarrer zu Engelbrechtsmünster bei Geisenfeld, 1537 Pfarrer zu St. Moritz in Ingolstadt, dann Rath Herzog Alberts V., endlich 1550 Probst des Chorstifts zu München geworden, und 1574 gestorben ist.

Um diese Zeit entstand wegen der damaligen Religionsunruhen und Kriege (bekanntlich versammelte sich im Jahre 1546 die schmalkaldische Bundesarmee, welche mehr als achtzigtausend Mann zählte, dann zu gleicher Zeit Carl V. mit seinen Truppen, jene auf=

serhalb dem Kreuzthore, zwischen Gerolfing und Gaimersheim, dieser, der auch die Stadt besaß, auf dem sogenannten rothen Gries) auf der hohen Schule zu Ingolstadt ein solcher Mangel an theologischen Lehrern, daß man von Glück zu sagen hatte, im J. 1548 einen, bei den Religionsunruhen von Hildesheim vertriebenen, Weihbischof ꝛc., Balthasar Fanemann, gefunden zu haben, der sich bereitwillig zeigte, bei der hohen Schule die Stelle eines theologischen Lehrers und Prokanzlers, dann das Pfarramt zu St. Moritz anzunehmen. Da vorauszusehen gewesen seyn mochte, daß dieser Herr nicht lange bleiben würde, (wie er dann gegen das Ende des Jahres 1550 als Weihbischof nach Mainz gieng): so glaubte der damalige Herzog Wilhelm IV., sich mit einem Male aus den drückenden Verlegenheiten dadurch ziehen zu können, daß er an den Pabst Paul III. um Theologen aus dem eben entstandenen, und schon sehr berühmten, Jesuitenorden schrieb; was dann auch unverzüglich die gewünschte Folge hatte. Sogleich im J. 1549 den 13. Nov. kamen drei Jesuiten, Claudius Jaius, ein Savoyard, Alphonsus Salmeron, ein Spanier, und Peter Canisius, ein Niederländer, zu Ingolstadt an, welche nach einigen Tagen ihre Lehrvorträge begannen; aber, da nach den im

Jahre 1550 erfolgten Sterbfällen des Herzogs Wilhelm IV. sowohl, als des geh. Kanzlers Leonhard Eck, keine ernstlichen Anstalten zur Erbauung eines Collegiums gemacht wurden, wieder abzogen; bis es endlich, auf besondere Verwendung des, wegen seiner Kenntniß und Neigung und seines Eifers für die gründliche Literatur und Kunst verewigten Herzogs Albert V., nachdem dieser Herr seinen geheimen Kabinetssekretär, Heinrich Schweicker, an den Stifter des Jesuitenordens, den h. Ignaz, geschickt, und anbei die Besorgung der nöthigen Anstalten den berühmten Männern Wiguleus Hund, und Simon Thaddä Eck, (Bruder des Johann, und burghausischem Regierungs-Kanzler) übertragen hatte, dahin kam, daß den 7. Juli 1556 achtzehn von jenem Ordenstifter, welcher noch in diesem Jahre starb, gewählte Jesuiten in Ingolstadt einzogen und die theologischen Lehrstühle nebst der Seelsorge übernahmen, übrigens aber erst im Jahre 1576 ein eigenes und ordentliches Wohnhaus erhielten.

Dem eben genannten Balthasar Fanemann folgte, als Pfarrer zu St. Moritz ein Professor der Philosophie und Canonikus zu St. Moritz in Augsburg, dann seit 1544 Regens im georgianischen Collegium, Erasmus Wolf; dann nach seinem, den 18. Jänner 1553 er-

folgten Hintritt, Joachim Zasius, (Sohn des bekannten Rechtsgelehrten Ulrich, und Bruder des kaiserl. Vizekanzlers Johann Ulrich) von Freiburg im Breisgau gebürtig, wohin er sich auch bald wieder zurückgezogen, und daselbst sein Leben geendiget hat. Auch sein Nachfolger, Michael Wagner, verließ wegen Unpäßlichkeit die St. Moritzpfarrei, welcher er vom Jahre 1556 bis 1562 vorstand, und starb zu Freising als Domherr daselbst im J. 1565.

Im Jahre 1562 wurden beide ingolstädtische Pfarreien mit berühmten Männern besetzt; die Frauenpfarrei mit Georg Lautherius, welcher nachher Domherr zu Freising und Passau, und dann Probst im Chorstift zu München, wo er 1610 starb, geworden, die St. Moritzpfarrei aber mit dem in der ingolstädtischen Universitätsgeschichte des Rottmars rühmlichst bekannten Martin Eisengrein, welcher, nachdem er verschiedene Würden, und zuletzt die Probstei zu Altötting erhalten, die St. Moritzpfarrei im Jahre 1572 aufgegeben, aber dessen ungeachtet sein Leben in Ingolstadt 1578 geendigt, und einen ebenfalls sehr berühmten Mann, Caspar Frank, zum Nachfolger in der St. Moritzpfarrei gehabt hat, welcher 1575 des Jubiläums halber nach Rom gereiset, und 1584 als St. Moritzpfarrer gestorben ist.

Als Caspar Frank nach Rom reiste, hinterließ er einen jungen Geistlichen (dieser hatte erst zu Ostern 1575 seine erste Messe gelesen) als Cooperator, welcher sich durch Verstand, Wissenschaft und Eifer dergestalt auszeichnete, daß er sogleich nach einem Jahre Spitalpfarrer, dann 1578 Pfarrer zu U. L. Fr. zu Ingolstadt, 1581 Universitäts-Rektor, endlich Domprediger und Weihbischof zu Freising geworden ist.

Die folgenden St. Moritzpfarrer waren: 1585 Peter Steuart, welcher den Jesuiten das Predigtamt in der Pfarrkirche zu St. Moritz überließ, worüber der Bischof Johann Christoph von Eichstädt im Jahre 1618 eine ewige Bestätigung ertheilte. Als Steuart im Jahre 1589 Rector magnificus der Universität geworden, ernannte Herzog Wilhelm V. seinen Prinzen Philipp zum Prorektor. Im Jahre 1617 stiftete Steuart mit einem Capital von 8000 Gulden ein Waisenhaus. Steuart war von Lüttich gebürtig. Da er nun, was er schon im Jahre 1615 gethan hatte, im Jahre 1619 seine Vaterstadt noch einmal besuchte, wachte seine Liebe zu derselben dergestalt auf, daß er, nachdem er 35 Jahre St. Moritzpfarrer und Professor, 21mal Rektor, fünfmal Prorektor, und gegen alles, was er verbessern oder erfreuen zu können wünschte, großmüthig

und mildthätig gewesen war, allen seinen Aemtern und Würden entsagte, und den Rest seines Lebens zu Lüttich zubrachte, wo er 1624 mit Tod abgieng.

1619 Leo Menzelius (Sohn des ingolstädtischen Lehrers der Arzneikunst, Philipp Menzelius), hatte in Rom studirt, in Bononien das Doktorat, 1612 aber zu Ingolstadt die Professuram controversiarum erhalten, und mit Ruhm versehen, und sich dann als einen standhaften Vertheidiger seiner Pfarr-Rechte bewiesen. Er starb den 28. April 1633, und setzte, nach vielen frommen und wohlthätigen Nebenvermächtnissen, die Kirche St. Moritz zum Haupterben ein, wodurch ihr ein Vermögen von 24,947 fl. 55 kr. 3 hl., wozu noch sogenannte Prätiosa an silbernen Leuchtern u. a. kamen, zugegangen ist.

1633 Mathias Faber (damals Pfarrer zu Neumarkt in der obern Pfalz). Gleichwie er Licent. der Theologie, und bereits durch einige theologische Schriften bekannt war, so wurde er auch sogleich als Professor der hl. Schrift dekretirt; wozu er sich aber bald darauf so wenig verstehen wollte, daß er, da man ihm sehr nachdrücklich anlag, sich doch der Professur zu unterziehen, nach Oesterreich gegangen, dort 1637 Jesuit geworden, und als Prediger zu Tirnau in Ungarn den 26. April 1653 ge-

storben ist. Er war von Altomünster in Bayern gebürtig.

1636 Johann Oswald von Zimmern, von Wellheim gebürtig, Canonikus bei St. Moritz in Augsburg 2c., welcher die Pfarrei St. Moritz 44 Jahre besaß. Unter ihm gieng mit U. L. Fr. Pfarrei das Ereigniß vor, daß mit ihr eine theologische Professur nebst einer eichstädtischen Dompräbende vereinigt, und Wilhelm Ludwig Benz, ein Elsasser, der erste Pfarrer dieser Art wurde, und es bis zum Jahre 1656, da er zur Würde eines eichstädtischen Weihbischofes erhoben ward, blieb. In diesem Jahre (1656) wurden bei der Universität die großen Gelehrten Christoph Besold von Tübingen, als Prof. cod. et jur. publ., dann Caspar Manzius von Gundelfingen, als Prof. instit. imper. angestellt. Oswald von Zimmern starb im Jahre 1680 als Prokanzler der Universität und Professor der heiligen Schrift.

1680 Johann Georg Zöpfl, (geistl. Rath zu Eichstädt) ein geborner Ingolstädter, welcher die Pfarrei nebst der Professur der heiligen Schrift bei 16 Jahren versehen, und dann den 17. September 1696 sein Leben geendiget hat.

1697 (im Jänner) Johann Jakob Stuber (geistl. Rath zu Churköln, Regensburg und

Freising, auch Canonikus des Collegiatstifts St. Andre zu Freising, welcher nach 16 Jahren mit dem Ruhme eines, im hohen Grade wohlthätigen Mannes, den 4. Septemb. 1713 starb.

1713 Johann Philipp Otto Freiherr von Nütz, Herr in Wartenburg, (von Wels in Oesterreich gebürtig) welcher, nachdem er 1722 eine Domprábende in Wien erhalten, die Pfarrei verlassen und nach seinem Vaterlande sich zurückgezogen hat.

1722 Johann Peter Artinger, ein Bürgerssohn von Ingolstadt, der in Rom, wo er sich mehrere Jahre aufhielt, das theologische Doktorat erhalten, und 1729, voll von Verdiensten, seine Tage den 2. Oktober beschlossen hat.

1729 Johann Anton Hertel (Sohn des ingolstädtischen Professors der Arzneikunst, Michael Hertel), welcher, nachdem er sich um seine Pfarrei sowohl, als um die Stadt und die Universität als Professor und Prokanzler höchst verdient gemacht, im Jahre 1756 den 28. Jänner seine Pfarrei abtrat, und zu München bei dem Chorstifte U. L. Fr., wo er bereits 1744 das Canonikat erhalten hatte, erst Pfarrer, dann Dechant und installirter Probst zu Habach, auch geistl. Rathsdirektor geworden, und 1769 mit dem Ruhme eines

gründlichen Gelehrten und eines eben so wohlthätigen Mannes gestorben ist.

1756 Johann Georg Hagn, von Zangberg in Bayern gebürtig, wurde in Rom Doktor der Theologie, dann Pfarrer zu Edlmünster, Chorherr zu München, dann Dechant und Vizeprobst beim Collegiatstift zu Altötting; dann Pfarrer zu Ingolstadt und Professor der heiligen Schrift. Er starb nach neun Jahren, nachdem er seiner Pfarrei sich durch seine Wohlthaten unvergeßlich gemacht hatte, bei einem Besuche, den er seinem Bruder, dem Regierungskanzler zu Landshut, ablegte, am Schlagfluß 1765.

1765 Carl von Leitner, von Sterzing in Tyrol gebürtig, welcher, nachdem er 1775 die Pfarrei zu St. Moritz Sr. kurfürstl. Durchlaucht zu Gunsten der Universität, so, daß der sehr beträchtliche halbe Zehent von Ingolstadt, und der ganze Pfarrwiddum dieser Universität einverleibt wurde, resignirt hatte, nach München zog, und daselbst 1779 starb.

1775 Stattler, Benedikt, ein Exjesuit, resignirte frei im J. 1782, und bezog die Pfarrei Kemnat in der obern Pfalz. Er starb zu München im J. 1797.

1782 Pauer Paulus, von Hirschau in der Oberpfalz gebürtig. Da dieser Pfarrer im

Jänner 1788 zur Kirchherrnstelle in Burghausen befördert worden, wurde unser Mederer St. Moritzpfarrer. Sein Nachfolger war

1808 Hr. Xaver Therer, königlich wirklicher geistlicher Rath, (bisheriger Pfarrer zu Mammendorf, Rentamts Dachau), ein, wegen seiner gründlichen Gelehrsamkeit und Rechtschaffenheit rühmlichst bekannter Mann."

Außer der Geschichte der St. Moritzpfarrei erwähnte Hr. Mederer verschiedener Ereignisse, welche ihm von Seite der Pfarrer oder der Pfarrkirche, oder auch der Stadt, einer Erwähnung würdig zu seyn schienen. Dahin gehört die Anführung aller geistlichen Benefizien und milden Stiftungen, der sogenannten Bruderschaften und Congregationen, und anderer zur Andacht gehörigen Dinge, der eingeführten Klöster u. a; wobei zu ersehen ist, aus welcher Veranlassung, und von wem, und wie sie, nach dem Geiste der sich folgenden Jahrhunderte, gestiftet worden; dahin gehört die fünfjährige Anwesenheit des Erzherzogs Ferdinand (nachmaliger Kaiser dieses Namens der II.) in Ingolstadt vom Jahre 1590 bis 1596, und dessen Wohnung in der St. Moritzpfarrei, in deren Kirche, weil Ferdinand sie auferbaulichst besuchte, auch die, damals ebenfalls zu Ingolstadt studierenden, bayerischen Prinzen Maximilian I., Philipp, Albert und Ferdinand, öf=

ters sich einfanden; dahin gehören die von berühmten Personen in der St. Moritzkirche gewählten Begräbnißstätten. Solche waren z. B.

a) der den 31. August 1644 zu Ingolstadt verstorbene Graf Joachim Christian von der Wahl, Statthalter und kurbayerischer General-Feldmarschall, an dessen Seite auf dem Chor der Kirche, auch sein, in München 1703 verstorbener, Sohn, Ferdinand, den 24. April begraben wurde.

b) Der in der Schlacht zu Allersheim den 3. August 1445 gebliebene bayerische General-Feldmarschall und ingolstädtischer Statthalter, Freiherr Franz von Mercy, der den 4. September e. a. ebenfalls innerhalb des Chors begraben wurde.

c) Der bayerische General-Feldzeugmeister und ingolstädtischer Statthalter Graf Franz von Fugger, welcher in der (glücklich wider die Türken) den 1. August 1664 bei St. Gotthard erfochtenen Schlacht geblieben, nach Ingolstadt geführt, und den 24. Aug. Abends 7 Uhr daselbst begraben wurde.

d) Der, den 6. März 1685 zu Ingolstadt verstorbene (den 13. d. M. bei den Franziskanern begrabene) Statthalter Johann Graf von Berlo, dessen Nachfolger der, den 18. Juni 1706 zu Ingolstadt ver-

storbene Statthalter Graf Anton von Montfort war.

e) Der (während einer zu Ingolstadt 1742 von den fremden Truppen verursachten, höchst grausam wüthenden Seuche) den 24 April h. a. zu Ingolstadt verstorbene und bei St. Moritz begrabene kaiserlich bayer. Kam. General=Feldmarschall=Lieutenant und Oberster eines Kürassier=Regiments rc., Hr. Graf Bartholomä von Acosta.

f) Der im nämlichen Jahre den 19. Juli verstorbene und bei St. Moritz begrabene kais. bayer. geheime Rath, General=Feldzeugmeister und ingolstädtischer Statthalter, Graf Johann Baptist von Santini rc.

Dahin gehört noch die Nachricht, daß noch im Jahre 1654, da sich eine Sonnenfinsterniß ergab, die Landleute um Ingolstadt von einem solchen Schrecken befallen worden, daß sie in ganzen Schaaren nach den Kirchen zu Ingolstadt eilten, um sich zum Weltende zu bereiten.

Die im Jahre 1800 vorgegangene Uebersetzung der Universität von Ingolstadt nach Landshut verschaffte unserm Mederer, der bei seiner Pfarrei zurückblieb, die angenehmste Muße, und bei seiner mente sana in cor-

pore sano jene stillen Freuden einer seligen Ruhe, welche bei denkenden und rechtschaffenen Männern zu wohnen pflegen. Er hatte für Ingolstadt eine besondere Vorliebe gewonnen; diese Stadt war eigentlich seine Vaterstadt geworden, und im Jahre 1807, da er ihr ein Denkmal setzte, erinnerte er mit einem zärtlichen Vergnügen, daß bereits 51 Jahre verflossen wären, da er im Oktober 1755 seine literarische Laufbahn mit dem Unterrichte der vaterländischen Jugend auf dem Schulhause zu Ingolstadt angefangen, und daß er dieses Geschäft bis zum Jahre 1800 meistens auf der hohen Schule daselbst fortgesetzt, auch der erste, über die bayerische Geschichte öffentlich zu lesen unternommen habe. Jenes Denkmal war eine „Geschichte des uralten königlichen Maierhofes Ingoldestat, jetzt der königlich bayerischen Hauptstadt Ingolstadt, von ihrem ersten Ursprunge, erweislich vom Jahre 806 an, bis zur Wiederherstellung des Königthums in Bayern, im Jahre 1806; nach den Zeiten geordnet, und aus ächten Quellen zusammengetragen von einem alten Mitbürger." Mederer übergab diese Geschichte in der Handschrift den 20. September 1806 auf dem Saale des Rathhauses dem königlichen Stadtkommissär und königlich bayerischen wirklichen Rath, Herrn Ignaz Hübner, mit einer Art

von Feierlichkeit, indem er eine kleine Anrede hielt, in welcher er sagte, daß er glaube, seine Arbeit in keine würdigere Hände legen zu können, als in jene des Stadtmagistrats. Diese (21 Bogen betragende) Geschichte erschien im Jahre 1807 bei Aloys Attenkofer zu Ingolstadt in Großoktav-Format, und einer sehr schönen Auflage, welche der ebengenannte Hr. Rath Hübner auf eigene Kosten unternommen, und sie mit einer schönen Vorrede begleitet hat. Diese Geschichte erschöpft beinahe alles, was diese berühmte Stadt seit ihrem Entstehen erfahren hat. Sie ist ein Muster solcher Schriften, welche man auf öffentliche Verwendung der vaterländischen Jugend fortwährend in die Hände liefern, und dadurch einen ächten Gemeinsinn wecken und leiten soll.

Es war weder Schreib- noch Gewinnsucht, sondern es war stets eine dringende Veranlassung oder ein Auftrag, was unsern Mederer zum Schreiben, und zu dem Entschlusse, das Geschriebene drucken zu lassen, ermunterte, und ein sogenanntes Honorar, worin in Ländern, wo das Bücherschreiben aus Noth eben so gut, wie jedes andere Handwerk, ein Nahrungszweig geworden ist, der erste und letzte Zweck so vieler Bücherschreiber besteht, war ihm, nach der unter gebornen Bayern noch

sehr allgemeinen Sitte, ganz unbekannt. Die Annales ingolstadienses dürften ihn keine geringe Mühe gekostet haben, und man sollte daher meinen, daß sie, gleichwie sie den verdienten Beifall und eine erfreuliche Verbreitung fanden, dem Verfasser seine Mühe reichlich vergolten haben werden. Da Mederer überdieß den ersten Theil dem Kurfürsten Carl Theodor, den zweiten der bayerischen Landschaft, den dritten der erlauchten Akademie zu München widmete, so hätte man mit vollem Recht erwarten sollen, daß Mederer ganz besonders aufmunternde Früchte und Ehrungen der Art, womit man sich immer selbst ehret, eingeärndtet haben werde; allein er erfuhr schon gleich bei der Bestreitung des Vortrags mancherlei Schwierigkeiten, und er ward genöthigt, die Hälfte der Druckkosten, welche seine ganze Ersparniß verzehrten, auf sich zu nehmen; was ihm im Jahre 1781, da er bei der Besetzung der Schulen mit Religiosen, auf die Jesuitenpension, das ist, auf ein Einkommen von täglich 40 Kreuzern, versetzt ward, sehr wehe that; und was die Ehrungen, welche man bei Zueignungsschriften, wenn diese mit dem Vorwissen des Gönners geschehen, zu hoffen pflegt, betrifft, so erfuhr unser Mederer das in solchen und ähnlichen Fällen, da sich niemand findet, der für den

Mann spricht, nicht ungewöhnliche Schicksal. Der Kurfürst, Carl Theodor, war ein großmüthiger Herr, und gleichwie er auf eine ihm gemachte Erinnerung mit der größten Bereitwilligkeit, ja mit Freuden recht sehr thätige Beweise seines Beifalls an auswärtige Schriftsteller, welche ihm ihre Schriften zugeschickt hatten, zu bewilligen pflegte, so würde er dieß um so bereitwilliger in Rücksicht des Mannes, welchen er persönlich kannte und hochschätzte, gethan, und etwas Aehnliches würde auch die erlauchte Akademie beschlossen haben, wenn gerade bei der Versammlung, bei welcher das Buch vorgelegt wurde, ein günstiger Fürsprecher zugegen gewesen wäre. Die landschaftliche Ehrung war nicht gering, und bestand in einer Summe von einigen hundert Gulden, was ich aber, bemerkte Mederer, wieder ersetzte, da ich 24 Exemplare an die Herren Verordneten abschickte. Die hohe Universität, wo er jeder Fakultät ein Exemplar zufertigte, folgte dem Beispiele der erlauchten Münchnerischen Akademie, und überließ dem Mederer die Gleichmüthigkeit und Geistesstärke, sich in den Mantel seiner Weisheit zu hüllen.

Außerdem, was unser Mederer für den Druck, für seine Vorlesungen, für seine pfärrlichen Verrichtungen schrieb, dürfte das, was er an entfernte Freunde als Gelehrter und

als Rathgeber geschrieben hat, sehr schätzbar, und eine Sammlung seiner Briefe müßte, da er äußerst dienstfertig, offenherzig und mittheilend war, sehr lehrreich und erbaulich seyn.

Sonderbar, wiewohl ganz begreiflich ist übrigens der Einfluß, welchen das kritische Fach, worin eigentlich seine Hauptbeschäftigung bestand, auf seinen mündlichen Vortrag gewonnen und behauptet hat. Die ihm zur Natur gewordene Gewohnheit, alles, ehe er sich für etwas erklärte, für und wider zu untersuchen, und dann die für den rechtlichen und gewissenhaften Geschichtforscher eintretende Nothwendigkeit, gestehen zu müssen, daß man mit Grund keinem Theile beitreten, und durchaus nichts Zuverlässiges aufstellen könne, diese eiserne Gewohnheit machte, daß, wenn bei Berathschlagungen die Umfrage an ihn kam, seine Abstimmung nicht selten den Gang seiner kritischen Vorlesungen nahm, und daß man Gründe für und wider einen Beschluß hörte, ohne am Ende zu hören, für welche Meinung er sich bestimmt erkläre. So konnten auch einige seiner öffentlichen Vorlesungen, bei welchen er seinen Gegenstand auf allen Seiten betrachtete, Zeugen der alten und neuen Zeit abhörte, ihre Eigenschaften, und den Werth ihrer Aussagen auf die kritische Wagschale legte, eine lange Reihe von Sätzen, Einwürfen und Zurechtwei-

sungen vorbrachte, und dieß über eine und eben-dieselbe Sache oft ganze Tage fortsetzte, diejenige Classe seiner Zuhörer nicht erbauen, welche zwar gerne kurzgefaßte und bestimmt aburtheilende Vorträge hörten, aber desto weniger einen Geschmack in solchen Untersuchungen finden konnten, welche, da sie mit der bestimmten Vorlesezeit unterbrochen wurden, auf eine unvermeidliche Weise auch die Aufmerksamkeit der Zuhörer unterbrechen, die Uebersicht des Zusammenhanges erschweren, und eben dadurch über den ganzen Vortrag eine beschwerliche und ermüdende Trockenheit verbreiten mußten.

Nach dem Ziele, welches ich mir oben vorgesteckt habe, soll ich nunmehr noch anderer Eigenschaften unserers Mederers Erwähnung thun. Als ich den Entschluß faßte, diese Denkschrift zu schreiben, freute ich mich im Voraus, daß ich dabei nicht veranlaßt seyn würde, den Gelehrten und Schriftsteller von dem Menschen zu trennen, daß ich keineswegs genöthiget seyn würde, allein von jenem zu sprechen, und (was nicht selten der traurige Fall ist) über diesen aus Wohlstand und gesellschaftlicher Schonung einen Schleier zu ziehen.

Wenn ich sage, daß Mederer ein ächter Christ, und mithin ein ächtguter Mann war, so kann dieß freilich kein unerwarteter Lobspruch für einen Mederer seyn; aber die traurige Ver-

kehrtheit unseres Zeitgeistes, bei welchem, im Punkte der Religion, die Zahl der Verleiteten, und der im Kopfe und im Herzen Getödteten täglich einheimischer wird, erhebt jetzt immer mehr den Werth der Sache, als persönlichen Werth, und in der fürchterlichen Dämmerung wird der Glanz dieses Kleinods schimmernder, und als Beispiel täglich schätzbarer.

Wenn man weiß, daß jemand wahrhaft christliche Gesinnungen hat, so weiß man auch schon, was man von ihm zu erwarten hat. Nichts kann dem Gradsinne, der Biederkeit, der Verträglichkeit, der einfachen, gesellschaftlichen Innigkeit unsers Mederers gleichen. Das innere Gepräge seiner Seele war ganz in der ihm eigenen Stattlichkeit seiner ansehnlichen Gestalt, in seinem raschen, festen Tritt, in seiner offenen, Vertrauen einflößenden Gesichtsbildung ausgedrückt; was ihm dann auch vorzüglich die Achtung, und das freundschaftliche Vertrauen der Religiosen, in deren Mitte er bei seiner Anstellung zu Ingolstadt im Jahre 1784 versetzt ward, erwarb. „Meine Collegen, lauter Religiosen," sagt er in seiner Lebensgeschichte, „waren so gefällig gegen mich, daß sie mich den 6. Nov. 1784 einhellig zum Dekan bei der philosophischen Fakultät wählten, mir auch durchaus sehr freundschaftlich begegneten, und die Aufrichtigkeit ihrer Gesin=

nungen durch Thatsachen erprobten. Als ich in den Herbstferien des Jahres 1786 mit dem Hrn. Professor Sebastian Seemüller, einem Religiosen vom Kloster Pollingen, eine Reise nach den oberbayerischen Klöstern Pollingen, Wessobrunn, Raittenbuch, Benediktbeuern und Tegernsee machte, begegnete man mir überall, ohne Ausnahme, mit wahrer Höflichkeit, und beeiferte sich, mir das Kostbarste in den Bibliotheken (wie ich dann zu Benediktbeuern und Tegernsee die geschriebenen Codices legum bajovar. zur freiesten Einsicht, und sogar Abschriften bekam) zu zeigen." Bei dem Anfange des Schuljahres, im Nov. 1790, wurde Mederer mit einer vollkommenen, damals zur Seltenheit gewordenen, Einhelligkeit von Stimmen zum Rektor der Universität gewählt, und im Herbst 1794 wurde er bei der freiwilligen Abdankung des Professors und obern Stadtpfarrers zu Ingolstadt, Hrn. Joseph Maximilian Widmer, vom Fürstbischofe zu Eichstädt, Joseph, als beständigem Kanzler der Universität, zum Vizekanzler dekretirt; wie er dann auch bald nach dem Antritte seiner Pfarrei zum Commissär im Ursulinerkloster, und zum eichstädtischen wirkl. geistl. Rathe, ferner um eben diese Zeit von der philosophischen Fakultät als Commissär des Collegii Georgiani, und im Jahre 1791 als Lokalkommissär des Gymna-

siums zu Ingolstadt aufgestellt wurde. Man konnte auch nicht umhin, zu der Milde, zu der Wahrhaftigkeit und Versöhnlichkeit, welche aus seinen Augen und seinem ganzen Gesichte sprach, Vertrauen zu haben und sich sicher zu fühlen, daß man bei ihm nicht nöthig habe, auf seiner Hut zu seyn; er nahm, wie man sagt, nichts ad animum laesum, tadelte niemanden hinter dem Rücken, vertheidigte und entschuldigte vielmehr den verletzten Abwesenden, und war Jedermanns ganz aufgeschlossener Freund. „Ich befliß mich stets," sagt er von sich selbst, „die Menschen dadurch für mich gut zu machen, daß ich ihnen, wie ich für sie fühlte, redlich und gut begegnete, und ich habe mich daher auch seit dem Jahre 1768, da ich zur Universität gekommen bin, niemals in etwas, was nicht meines Faches war, gemischt; habe mich niemals zu einer Parthei geschlagen, noch an irgend einer Zwistigkeit, deren ich mehrere entstehen sah, Theil genommen."

Was vernünftigen und gebildeten Männern schon immer eine gute Meinung für den Mann, von dem die Rede seyn soll, erweckt, ist, wenn man weiß, daß der Mann ein verständiger Hauswirth war, ohne ein sogenannter Knauser gewesen zu seyn. Mederer genoß während seiner letzten Jahre (was auch bei einem verdienten Gelehrten stets eintreffen soll) mehr Ein-

kommen, als er zum nothdürftigen Unterhalt bei einer Lebensart brauchte, welche nichts von jener Ueppigkeit, die keinem Weisen ziemt, kannte. Er legte den Ueberfluß zurück, nicht, um ihn bloß zu besitzen, sondern um sich in den Stand zu setzen, einen guten Gebrauch machen zu können. Mederer dachte nicht nur für die Bedürfnisse und für die Zierden seiner Kirche sehr wohl, und rettete zur Zeit der Vaterlandsnoth mit seinem Gelde manches schöne Stück, das zu Geld gemacht werden sollte, sondern er trug vorzüglich das Leiden der Armuth in seinem Herzen, und wenn er wohlthat, wußte seine Linke nicht, was seine Rechte that. Erst nach seinem Ableben sprach die gerührte Dankbarkeit davon; und mir selbst sagte ein durch den Brand plötzlich verarmter Landgeistlicher, er habe erst jetzt durch eine sonderbare Schickung in Erfahrung gebracht, daß Mederer derjenige Wohlthäter war, welcher ihm unmittelbar nach seinem Unglücke, ohne Brief eine beträchtliche Summe in Gold geschickt habe. Der königl. bayer. Rath ꝛc. Hr. Ignaz Hübner zu Ingolstadt, der (bei Attenkofer daselbst) den 22. Mai 1808 dem Verdienste des Joh. Nep. Mederer ein sehr schönes Denkmal errichtete, rühmte die Wohlthätigkeit desselben, wie sie es verdiente. Dem Armenfond schenkte er 500, dem Schulfond

zu Ingolstadt 1500 fl., und zu den Haupterben seines sehr beträchtlichen Vermögens ernannte er seine drei armen Dienstboten, aus dankbarer Erinnerung, sagte er in seinem letzten Willen, für ihre gefälligen Dienste, welche sie ihm in den letzten Jahren dadurch geleistet, daß sie sich gemeinschaftlich bestrebt hätten, ihn, soviel es nur möglich war, der, einem Seelsorger und Gelehrten mehr als andern Menschen, höchst lästigen Unannehmlichkeiten der Einquartierungen zu entheben, und ihn der persönlichen Erfahrungen bitterer, niederdrückender Vorfälle, welche damit unvermeidlich verbunden sind, zu entziehen.

Eine Art von Lähmung, welche sich zuerst an einer Hand, dann an einem Fuß äußerte, und eine Entzündung nach sich zog, nahm ihn weg. Er starb mit dem gesetzten Muth eines Weisen, und mit der freudigen Erwartung eines Christen. Auf seinem Grabsteine steht:

Dem Andenken

des Hochw. Wohlgeb. und Hochgelehrten Herrn

Johann Nepomuk Mederer,

der Gottesgel. und Weltweish. Dokt., k. bayer. wirk. geistl. Raths, öffentl. Lehrers der vaterländ. Geschichte, der k. Akademie d. W. Mitglieds, und Stadtpfarrers zu St. Moritz allhier.

Er starb den 13. May 1808
im 74sten Jahre seines Alters.

Groß war sein Werth.

Ihn verewigte die Geschichte des Vaterlandes.

Dieß geringe Denkmal widmeten
ihrem Wohlthäter
die innigst gerührten Erben.

Gemischte
Abhandlungen und Reden,
pädagogischen und statistischen Inhaltes.

Erinnerungen
über die
Ursachen des geringen Nutzens,
welchen man
in den Schulen aus der Lectüre der classischen Autoren erhält.

1774.

Die Dichter, die Weltweisen und Staatsmänner, und alle die verdienstvollen Gelehrten, welche den wahren Geist der Wissenschaften besaßen, haben von Zeit zu Zeit mit dem möglichsten Eifer ihre aufrichtigsten Bemühungen dahin angelegt und zusammengetragen, wie sie in der Literatur jene Kühnheit des Geistes,

jene Gründlichkeit des guten Geschmackes, welche dem Zeitalter des Homer eigen war, wieder aufwecken, und die Gelehrten ihrer Zeiten gemeinschaftlich auf jene Wege zurückführen möchten, wo jene Alten gestanden, wo sie selbst nur noch versucht, und ganz gewiß den tausendsten Theil nicht bemerkt haben. Gleichwohl vermochten alle ihre Vorschläge nichts mehr, als einzelne große Köpfe zu beleuchten, und in Betreff der gemeinen Denkungsart sind sie stets unzulänglich geblieben, das Ganze in der Literatur zu der ehemaligen Größe empor zu richten.

Zwar dürfte man nur die Natur studiren. Sie ist allein das ewige Original, sie ist die gemeinschaftliche, unerschöpfliche Schule für alle Zeiten; allein da sie der Künstler und der gebildete Mensch so, wie sie roh vor ihnen da liegt, nicht benützen können, sondern dieselbe gleichsam aus ihrer Unordnung herausziehen, da sie überhaupt unzählige Beobachtungen anstellen, und diese auf eben so viele Erfahrungen gründen müssen, so hielt man es immer für das beste Mittel, dieselbe erst in andern zu studiren, und dann da fortzufahren, wo jene stehen geblieben. Auch ergreifen wir wirklich diese Mittel, welche uns zu diesem großen Endzweck führen, und unsere Einsichten festsetzen sollen, mit gutmeinendem Ernste, beu-

gen uns vor den Schriften der Weisen des Alterthums mit einer beinahe übertriebenen Ehrfurcht, und begeben uns feierlich in öffentliche Versammlungen, deren einziger Endzweck ist, die Fähigkeiten, die in uns liegen, zu entwickeln, und die einsamen Funken unserer Talente laut anzufachen.

Doch wie zu einer guten Reise die Geschwindigkeit allein wenig nützt, sondern eine gute Wahl und Ordnung erfordert wird, so bleiben die großen Früchte wichtiger Unternehmungen noch immer unerfüllt, wenn man die gehörige Methode, sie zu nützen, nicht erkennet, und mit bloßen Dingen von außen sich abgiebt. Warum lesen wir die Bücher der Alten, und glühen vom edlen Feuer nicht, werden nicht größer? Warum geht die Empfindung, der Geist, der in denselben lebet, nicht in unsern Geist über? Warum sind wir mit dem Gefühle der Menschlichkeit überhaupt noch sogar unbekannt? Wenn es unmöglich ist, lange des Umganges großer Männer zu genießen, ihre Gesinnungen zu vernehmen, ihren Handlungen mit beizuwohnen, und doch ungerührt, ungebessert zu bleiben; warum ändert sich unsere Denkungsart im Ganzen nicht? Warum erwacht bei uns jene hohe Einfalt der Sitten, jener Geist der Eintracht und freundschaftlichen Liebe, jener Heldenmuth für das

Vaterland, jenes edle Ruhmfeuer nach großen Thaten nicht, das die Alten belebte?

Diese Fragen wollen wir uns, so wie es uns in unsern jetzigen Umständen, und vielleicht in unsern Schulen nützlich seyn könnte, in etwas beantworten, und die Ursachen aufsuchen, welche uns diejenigen Vortheile, die wir aus den Büchern der Alten erhalten sollten, gewöhnlich entziehen. Wenn man da, wo die Wissenschaften wirklich im Flor sind, dergleichen Anmerkungen selbst schon voraussetzt und ausübt, so lassen Sie uns eilen, bald jene Gegenden zurückzulegen, nach deren Vollendung wir uns tiefer in das Gebiete der Gelehrsamkeit, und in das Innere der Wissenschaften hineinwagen können.

Die Ursachen dieses geringen Nutzens sind eben nicht weit herzuholen. Noch ist die Anzahl derjenigen nicht klein, welche die alten Bücher bloß zur Erlernung der todten Sprachen vorhanden zu seyn glauben, welche nicht absehen können, was man außer diesem Endzweck für einen Gebrauch davon machen, und wozu man im Leben sie benützen könne. Und wie sie die Sprachen lernen, um sie erlernt zu haben, oft ohne zu wissen, warum; wie sie dieselben in sich zwingen, weil es so Mode ist, weil es ihr Stand, ihr Glück so mit sich bringt; so legen sie alles, Bücher und Spra-

chen, hinweg, sobald sie in diesem Stücke der Gewohnheit genug gethan haben, und hinterlassen diese Plage, froh, sie überstanden zu haben, der folgenden Jugend. Woher käme es sonst, daß man sich in öffentlichen Vorfällen so wenig bei den Alten Raths erholet, daß man die Rechtssprüche derselben, die sich von Ungefähr nicht verloren haben, in manchen Gerichtszimmern unaufhörlich herumzaust, und nothzüchtigt, aber zu gleicher Zeit den Geist, die wirkliche Ausübung ihrer Gesetze, die Thätigkeit der Alten bei den Vorfällen des Staats, welche in ihren Schriften häufig vorkommen, noch suchet, noch von einer Nachricht, daß sie vorhanden sind, höret; daß man es von Herzen abgeschmackt und lächerlich findet, einen Cäsar, einen Cicero ꝛc. in den Händen eines sogenannten Staatsmannes unvermuthet zu sehen; daß man in Bibliotheken tausend schulgelehrte Rechtserzwinger antreffen könne, ohne eine einzige Spur von jenen Urquellen, woraus sie alle schöpfen sollten, zu entdecken; daß endlich mancher von sich glaubt, es sey für seinen Charakter zu unbedeutend, sich bis zu diesen Kleinigkeiten zu erniedrigen, und auf die ewigen Werke der Alten, wie auf Puppen für Anfänger, und junge Schüler herabsieht?

Wenn man von allen Nationen, die in Sprachen und Sitten verschieden sind, einen Mann aushübe, so würde man alle Töne dieser Erde beisammen haben, ohne daß man darum schon versichert wäre, auch einen verständigen, einen brauchbaren Mann zu sehen. Indem es also nur zu gewiß ist, daß man überhaupt in allen nur möglichen Sprachen bewandert seyn könne, ohne dadurch nothwendig ein Gelehrter zu seyn, so kann der Besitz der Sprachen nur das Mittel, das man voraussetzt, und jene Ausrüstung bleiben, mit der man die Alten hervornehmen, und sich mit dem Innern derselben bekannt machen soll?

Wenn wir das Glück genößen, mit allen Nationen durch alle Zeiten ununterbrochen eine und ebendieselbe Sprache gemein zu haben, dann würden sogleich die Sachen und Gegenstände, welche in derselben vorhanden wären, die erste Beschäftigung in Schulen seyn. Eben dieses sollen wir auch jetzt beobachten, ungeachtet wir genöthiget sind, bei dem Eintritte in das Alterthum einzuhalten, und uns erst mit den Zeichen ihres Ausdruckes bekannt zu machen. Wir sollen die Sprachen niemals als bloße Sprachen betrachten, sondern so viel möglich, gleich im Anfange unsere Hauptabsicht auf den Inhalt des Buches richten. Wir sollen die Jugend niemals in die schädliche Mei-

nung, daß sie nur alte leere Wörter in ihr Gedächtniß präge, verfallen lassen, sondern sogleich die Gegenstände des Buches, das man in einer fremden Sprache vorlegt, hervornehmen, und derselben dadurch, daß wir in ihr eine heftige Begierde nach dem weitern Verfolge der Sachen erwecken, zugleich den Muth und das Verlangen einflößen, alle Beschwernisse bald überwinden, und unaufgehalten fortfahren zu wollen. Wenn man dieses bei einem Buche, bei dem man sich einer langwierigen beschwerlichen Mühe unterziehen muß, vernachlässigt, so wird man sich nachher selten mehr einen Vortheil versprechen können. Wie, wenn man sich durch eine Gegend mit großer Anstrengung der Kräfte führen läßt, ohne von den Eigenschaften, die sie enthält, belehrt, und von ihren Denkmälern gerührt zu werden, man für dieselbe nachher, wenn man sie allein durchreisen sollte, desto weniger Aufmerksamkeit, desto geringere Achtung trägt, ihre Schätze desto weniger aufsucht, so wird man auch von einem Buche, mit dessen Werth man sich niemals bekannt gemacht, das man mit großer Mühe durchgearbeitet, und schon im Voraus als eine ermüdende Plage weggewünscht hat, in der Folge, wenn man sich selbst überlassen ist, desto weniger erwarten. Man muß schon in der Jugend die Absicht seiner erhalteneu

Fähigkeiten ausüben, um einst im Großen thätig zu seyn, immer nach wirklichen Sachen verlangen, und dieselben aufsuchen lernen, um sich nicht einst mit lauter Tändeleien zu beschäftigen, und den Schatten für den Körper zu halten; man muß Vieles vermissen lernen, damit man lerne, um Vieles sich umzusehen, und alles mit Ernst und Vorsicht, mit Endzweck und Bedeutung hervorzunehmen.

Aber die besten Bücher der Alten sind gewöhnlich nichts minder, als die besten Bücher für die Schulen. Die allzuvoreilige Erklärung der schwersten Schriftsteller ist daher wieder eine Ursache, warum uns die tiefsten Schätze derselben verborgen, und oft auf allemal ungenossen bleiben. Wie man sich, wenn man mehr Speisen zu sich nähme, als man Hunger fühlt, überladen, und untüchtig zum weitern Genusse derselben, und krank machen würde, so läßt sich der Verstand der Jugend nicht weiter dehnen, als seine Fassung reicht, und wenn er über die Kräfte, die er jetzt in sich faßt, gezwungen wird, so arten seine Bemühungen in ein gedankenloses Staunen aus, und verlieren sich im Ged:änge dunkler Begriffe. Selbst der Alte ist auf das, was er schrieb, nach langwierigen Erfahrungen und fortgesetztem Fleiße, und erst durch Jahre und besondere Umstände verfallen; und wenn

es gewiß ist, daß man ihn niemals richtig nachverstehen, und gehörig einnehmen könne, man verstehe denn vollkommen seine Fassung, und befinde sich in seinen Umständen; wie kann ein Anfänger diese Größe zum Muster nehmen? Wie, wenn man aus dem Dunkeln das Licht betritt, man sich nur langsam hervorwagen, und Schritt nach Schritt vor sich rücken muß, so muß man erst viele Stufen überstiegen, viele Arbeiten zurückgelegt haben, ehe man sich der Fähigkeit mit Grund versichern kann, dieselbe gehörig übersehen, und sich mittheilen zu können. Und wie, wenn in einem Lande, dem Bildung und Geschmack fehlt, eine Schrift plötzlich allgemeinen Beifall erhält, es für die Güte derselben ein schlechtes Zeichen, und ein gegründeter Argwohn weniger und seichter Schönheiten ist, indem der Geist und das Gefühl eines Buches allemal nur wenige Kenner zählt, und den meisten unsichtbar bleibt, so läßt sich im Voraus schließen, daß ein Buch, von dessen Werth die tiefsinnigsten Köpfe aller Zeiten und Jahrhunderte zeugen, wenig in den Jahren gefallen könne, wo die Empfindung noch unentwickelt, der Geschmack noch schüchtern ist, und die Seele bei jeder zu strengen Miene mit Schauder zurücktritt. Wenn man endlich einem jungen Künstler nichts minder als eines Apollo-

nius und Raphaels Meisterstücke vorlegt, sondern erst mit Linien anfängt, und überhaupt von seinen Fähigkeiten und der Zeit es erwartet, was man mit demselben weiter vornehmen, und wie viel man ihm zeigen soll; wie weit größer und bescheidener soll die Sorgfalt bei der Aufklärung der Seele seyn, um nicht zu früh sie mit Wahrheiten und Sachen zu überwerfen, und zu einem weitern Fortgange stumpf oder verwegen zu machen? Wenn man es wirklich selbst erfahren hätte, welche außerordentliche Vorbereitungen das Studium vieler Bücher der Alten erfordert, wenn man wüßte, daß man manchmal eine vollständige Einsicht in ihre Rechte und Verfassungen, in ihre Gewohnheiten und Denkungsart, in die wahre Lage der Sache und die Umstände, von denen dieselbe veranlaßt worden, besitzen müsse, daß man bereits selbst weit gekommen, viel gelesen haben, sie ausgelesen, und gleichsam durchgedacht haben müsse, um sie verstehen, um den männlichen, ernsthaften Gang, das Gepräge der Ausdrücke, und die stille Sprache der Wendungen bemerken zu können, wenn man, sage ich, selbst dieß erfahren hätte, so würde man manche Bücher, die man in gewissen Gattungen der Wissenschaften zum Muster nimmt, der Zeit heimstellen, oder diese Gattungen selbst auf reifere Jahre zurücklegen.]

Diese Anmerkung verdient die Aufmerksamkeit aller Kenner der Jugend und der Wissenschaften. Die schlimmen Folgen derselben sind schrecklicher, als man sich wohl denkt, und vielleicht sind sie in manchen Ländern die eigentliche Ursache der öffentlichen Kälte, und des langen Schlafes des Publikums. Studien, zu früh vorgenommen, unterdrücken, wie Lasten zu früh aufgelegt, die zarten Keime der Seele, und tödten die Absicht der Wissenschaften. Daher sind unsere Begriffe von dem Studiren noch so unbestimmt und getheilt; daher sieht man so wenig ab, was dasselbe mit dem gemeinen Leben zu thun habe, hält es noch gemeiniglich für eine verjährte Erfindung, die ungestümen und geschäftlosen Jahre der Jugend zu unterhalten; daher treffen auch die meisten, wenn sie aus den Schulen unter die Bürger treten, eine ganz neue, und ihnen unbekannte Welt an, wo sie, um brauchbar zu seyn, sich manchmal erst bemühen müssen, ihre Schulsachen zu vergessen, und sich, wie wir uns ausdrücken, von Fuß auf zu bilden; daher mißbrauchen die gutartigsten Köpfe, indem sie mit dem wahren Geiste und den Bedürfnissen der Menschheit niemals bekannt geworden, ihren Witz und ihre Einsichten zu Wickeleien und lieblosen Intriquen einer übelverstandenen Politik; daher liegen noch heute

ganze Schulen, welche die Kunst, zu leben, lehren, ohne Thätigkeit, und Nationen in Ohnmacht.

Die Abstellung dieses so allgemeinen und wichtigen Fehlers wartet freilich auf ein künftiges Genie, welches sich vielleicht im Ganzen noch nirgends gefunden hat; welches die wahre Geschichte der jugendlichen Jahre verstände, uns in einem Auszuge simple und thätige Stellen, die sich stufenweise folgten, aus den Büchern der Alten vorlegte, und durch Beibringung einer bescheidenen Hochachtung für dieselbe, die Jugend dahin brächte, sie einst, wenn der Beruf und die Zeit kömmt, hervorzunehmen, und sich zur Richtschnur in Handlungen zu machen; aber so wenig sich ein Autor mit dem Mangel der Zeit und seiner Umstände entschuldigen, und dadurch seiner Schrift den Werth, den sie etwa nicht an sich hat, verschaffen kann, so wenig ändert die Nothwendigkeit, der man noch an manchen Orten unterworfen seyn mag, Töne ohne Bedeutung zu sagen, die Wahrheit und die schädlichen Folgen, welche meine Anmerkung erinnert.

Wenn die Gelehrsamkeit überhaupt, und alle Arten derselben sich zu einer und ebenderselben Absicht vereinigen, zu der einzigen Absicht, die Menschen ihre Pflichten des Lebens auf alle Fälle und Umstände zu lehren, und

ihnen zu gleicher Zeit Muth und Entschlossenheit, und endlich das Gefühl von Maaß und Ordnung einzuflößen, so muß da, wo eine Schule nicht mit bloßen Tönen ohne Bedeutung sich abgiebt, der größte und tiefsinnigste Gelehrte, der nützlichste, der brauchbarste Bürger seyn. Und, wenn es die Alten gewesen, welche die ewigen Thaten für den Staat und das Bürgerwohl, die wir nicht bloß bewundern, sondern sie anstaunen, verrichtet, welche ihr Vaterland, auch wenn sie von demselben verstoßen, und durch Unrecht verfolgt worden, noch hochschätzten und liebten, welche an unzähligen Orten, die jede schöne Seele mit einem ehrfurchtsvollen Schauder vorbeizieht, großen Thaten öffentliche Denkmäler errichteten, von nichts wußten, als von Ehre und Ruhm, und diese in der Ausübung gemeinnütziger Thaten suchten, so müssen die Spuren davon in eben diesen Denkmälern und in ihren Büchern vorhanden seyn.

Sie finden sich auch durchgehends nach den Umständen der Zeiten in den Schriften der Alten. Allein, wie ein blöder, seelloser Geschichtschreiber mit Namen und Jahrzahlen, oder mit kindischen Untersuchungen und leeren Umständen sich abgiebt, und unterdessen die Hauptsache still mit hineinwirft und verabsäumt; so machen sich verunglückte Leser das

Aeußerliche des Buches zu desselben Endzweck, fragen den Mann um nichts, als um den Stoff seines Kleides, nehmen Worte und Alterthum für die Größe seines Vorzuges, und, ohne daß sie es selbst fühlen, auf Treue und Glauben seinen Werth an. Man muß daher der Jugend unaufhörlich den Unterschied zwischen der schönen Schilderung einer Handlung und der sittlichen Schönheit derselben, zwischen den malerischen Blumen des Curtius, und den Bubenstücken eines unbändigen Alexanders, den Abstand des wahren Heldenmuthes von einer vernunftlosen Verwegenheit zeigen; man muß den Alten bis in das Innere nachschleichen, die geheimen Triebfedern und Veranlassungen einer jeden Begebenheit aufsuchen, nicht bloß fragen, was geschehen ist, sondern mit welchen Begriffen, in welcher Fassung und Empfindung es habe geschehen können, mit einem Worte, man muß die Alten als Staatsmänner, als Philosophen, und als Menschen, als Menschen in ihren Büchern, in ihrem Leben ohne Zeugen, in ihren Häusern studiren.

Bei den Werken des Geistes muß man noch sorgfältiger zur Lectüre kommen. Die Alten arbeiteten äußerst langsam, und so soll man sie lesen, wie sie gearbeitet haben. Ein großer Geist ist nicht immer in der Fassung, in der er groß ist. Dieß wußten die Alten;

darum schrieben sie nur in den Augenblicken, wo sie sich außerordentlich gefühlt, wo sie die Bewegungen ihrer begeisterten Fassung empfunden, und ihre Größe bemerkt haben. Die Vernachläßigung und unrichtige Anwendung der schönen Wissenschaften, die geringe Sorgfalt, das Gefühl zu schmelzen, ist daher eine der vornehmsten Ursachen, warum wir bei dem Lesen der Alten so Vieles gar nicht wahrnehmen, und das Wenige, das wir davon erhalten, so seicht, so geistlos in uns bringen. Männer, deren Empfindung roh und starr, deren Begriffe von Gelehrsamkeit im Vielwissen, in einem bloßen Wörterbuche gelehrter Namen, und in einem steifen, systematischen Geschwätze betäubender Räthsel bestehen, solche Männer, welche sich weder in den Schulen, noch im Umgange mit bessern Menschen gebildet haben, sind nicht im Stande, ein Werk des Geistes jemals über die Oberfläche zu verstehen, die Schönheiten desselben zu bemerken, und andern vorzulegen. Wer es selbst niemals empfunden hat, was das ist, das man einen edlen Schwung, ein heldenmüthiges Feuer der Seele, und einen über das Schicksal erhabenen Stolz seiner wahren Vorzüge nennt; wer selbst Regungen der Zärtlichkeit, der Freude, oder des Mitleids über gute oder widrige Begebenheiten seiner Mitmenschen, wer das all=

gemeine Wohlwollen niemals gefühlt hat; nicht gelernt hat, bei dem Zurufe, Vaterland, eine treibende Hitze nach ruhmvollen Unternehmungen, und sich begeistert zu finden, kurz, wer niemals aus sich selbst herausgedacht, oder nach einem elenden Zwange und übelverstandenen Regeln gedacht hat, der wird den wahren Verstand der schönsten Stellen weder überhaupt, noch einzeln einsehen; er wird die nervvollesten Ausdrücke vorübergehen, ohne für sich und andere etwas zu sehen, niemals errathen, was Geist ist; er wird alles, wie es sein Herz und seine Fassung ist, todt, unbedeutend und kalt finden, und sein Buch und seine Stunden mißhandeln. Die Ausdrücke der Alten kamen aus der Fülle ihres Herzens, sie leben und bewegen sich, überzeugen, malen die Sache, und reißen jede Seele, die mit gleichem Gefühle begabt ist, unmittelbar mit sich fort. Aber die schönsten, die unsterblichen Stellen liegen ganz einfach in einer schaudervollen Majestät unheiligern Augen verborgen da. Manchmal ist es eine Wendung, die den Wink zum Gefühle angiebt, ein gewisser geheimer Zug, der die Sache beseelet; und wie, wenn man auf viele Sehnen zu gleicher Zeit niederschlägt, nur diejenigen antworten, welche in einer gleichen Spannung sich befinden; so bemerken, genießen sie nur solche Seelen, welche

mit einer gleichen Anlage zum nämlichen Gefühle begabt sind.

Wie ein Tonkünstler, wenn er im Stande seyn soll, einen Text richtig zu übersetzen, denselben bei seiner Uebersetzung selbst fühlen, und in eben der Lage sich befinden muß, in welcher der Verfasser, da er schrieb, sich befunden hat; so muß ein Leser, um den Sinn einer Stelle zu fassen, in eben die Umstände und die Richtung versetzet, und von eben dem Gegenstande beseelt seyn, welcher das Werk veranlasset, und desselben Schönheiten hervorgebracht hat.

Man lese die Anrede des Aeneas an seine noch gerettete Mannschaft auf den Küsten Lybiens, dieß Meisterstück der Natur und Einfalt, das die Züge des Menschen und des Helden enthält. Man muß, wenn man ihre innere Schönheit genießen will, die Geschichte, von der sie veranlaßt worden, empfinden, und in den Umständen des Helden seyn. Ich sehe ihn, nachdem er die Verwüstung seines Troja mit angesehen und überlebt hat, nachdem er seine Gemahlinn, deren Verlust ihn unendlich schmerzte, verloren hat, nachdem er mit dem verunglückten, verwaisten Haufen, auf die Reise ohne Aussicht in die weite See sich fortbegeben, und nunmehr auch den Verlust dieser elenden, bis auf sieben Schiffe, durch ei-

nen grausamen Sturm erlitten hat, einsam am Ufer stehen. Ungewiß, in welcher Gegend der Welt er sich befinde, verstoßen von Asien, und von Europa vertrieben, herumgetrieben, und irrend in den ihm unbekannten Gegenden Lybiens, gedrückt von dem Mangel aller nothwendigen Dinge, ohne Aussicht und Hoffnung, und feindselig mit sich selbst, steht er da, und findet zu seinem Troste nichts, als sich selbst. Sein eigenes Unglück nagt ihn, und das Andenken an die noch übrigen Schiffe, und die Vorstellung aller Grausamkeiten, welche den verlornen begegnen könnten, lassen ihn niemals zu sich kommen. Seine Gefährten liegen zerstreut um ihn herum, niedergeschlagen, und trostlos; sie sehen nach ihm schweigend um Hülfe auf. — Ich habe ihn vor meinen Augen; ich sehe die Beklemmung und das Bild des Kummers tief in seinem Gesichte, und zugleich hie und da noch Züge von Stolz und Zuversicht auf sich selbst, die, wie Ebbe und Fluth, unaufhörlich hervorwollen, und sich wieder verlieren. Er wendet sich, bald zu dieser, bald zu jener Seite, und kömmt allemal trauriger, verlegener, in sich zurück. Jammer, Elend überall! — Ich höre ihn, wie er laut athmet, tief seufzet. Sein Geist zieht sich zurück; es wird Nacht um ihn, und öde in seinem Herzen. Er fühlt nichts mehr, und

fühlt wieder alles auf einmal. Sein Unglück ist das meinige. Ich empfinde eine Hitze und hastige Bewegung in mir, und eine Thräne steht mir im Auge. Mein Herz weigert sich, ihn mir so vorzuhalten, und dennoch will ich ihn sehen, will ich mit ihm leiden. Ich empfinde es, daß ich ein Mensch bin, erschaffen zum Gegengefühl und zum Mitleiden für Menschen.

Jetzt, wenn ich in dieser Fassung mich befinde, wenn ich den Helden und den Menschen so vor mir habe, wenn ich in Gedanken es selbst bin, fühle ich die Laune des Ausdruckes, vernehme ich die stille Größe desselben, und sehe die Pantomime aller Töne:

„O meine Gefährten, (wir kannten schon ehe die Schwere der Uebel)
„O ihr! die ihr schon härtere Schicksale ertragen habt — —

„O Socii! (neque enim ignari sumus ante malorum.
„O passi graviora; — dabit Deus his quoque finem!

Sein Schmerz läßt ihn zu keiner Rede kommen. Nach einer Pause; — ich fühle die Pause, und das Leiden, und das Zittern der Stimme:

„Gott wird auch diesen ein Ende geben.
„Und so sprach er, und im Herzen genagt von unausdenklichen Sorgen,
„Zwingt er in seinen Mienen Hoffnung sich an, und unterdrücket die tiefen Schmerzen der Seele.

Talia voce refert, curisque ingentibus æger
Spem vultu simulat, premit altum corde dolorem.

Ich folge ihm mit seinem treuen Freunde in den Tempel der Dido. Jetzt erblickt er die Denkmale der trojanischen Thaten. Sein Gesicht heitert sich auf; seine Augen nehmen das Feuer und die Entzückung an, die jede große Seele bei dem Anblicke schöner Thaten begeistert. Eine plötzliche Veränderung lebt in ihm auf. Ich sehe die Freude, die ein Mensch im Unglück empfindet, wenn er irgend die Zeichen seines Herzens antrifft, das seinen Werth kennt, und das Unglück entgegen fühlt. Ich sehe den edlen Stolz, daß er nicht gänzlich mißkannt sey. Er wird ganz Held. Hastig spricht er, indem er seinen Freund bei der Hand faßt, und hält oft für Freude und Weinen unterbrochen mitten im Worte:

„Sieh Priam, auch hier finden ruhmwürdige Dinge ihre Belohnungen,
„Thränen fließen über edle Thaten, und menschliche Herzen nehmen Antheil an den Schicksalen der Menschen.

„Lange hält er sein Herz auf mit dem leeren Gemälde,
„Seufzet oft, und häufige Thränen benetzen sein Antlitz.

En Priamus! sunt hic etiam sua praemia laudi,
Sunt lacrymæ rerum et mentem mortalia taugunt.
— – animum pictura pascit inani,
Multa gemens, largoque humectat flumine vultum.

Ich habe nicht weinen müssen, war die Antwort eines schönen Geistes, als man über ein Trauerspiel sein Urtheil verlangt hatte; und diese Antwort war, däucht mir, ihm angemessen, war würdig, als eine Regel von uns angenommen, und als ein Beweis und Kennzeichen, ob wir gehörig, ob wir mit Einsicht und Geschmack gelesen haben, beobachtet zu werden. Wer, während daß er etwas las, nicht außerordentlich bewegt, hingerissen worden, las entweder kein Meisterstück, oder las nicht, wie er hätte lesen sollen, oder ist unfähig, etwas zu lesen. Ich gebe nur von weitem den Ton an, wie man zu den Werken der Dichter sich vorbereiten, und mit welchem Geiste man sie lesen soll. Wie sehr müßten wir den Männern, welche sich bei den Schulen und der Literatur manchmal so große Aussichten öffnen, verbunden seyn, wenn sie statt

ihren bestgemeinten Vorschlägen, mit denen sie die Schulen gekünstelter, aber nicht lehrreicher machen, sich die Mühe nähmen, uns einzelne Vorbereitungen zu schönen Stellen zu liefern; wenn sie, selbst voll Gefühl, uns die Kunst lehrten, jede Schönheit zu fühlen, und aus dem wahren Gesichtspunkt zu betrachten, wenn sie uns auf diese Art vollends überzeugten, daß in wenigen Zeilen Virgils, und der Alten überhaupt, mehr Regel und Anleitung vorhanden sey, als in den meisten aesthetischen Gebäuden und Kunstbibliotheken der Neuern. Freilich können dergleichen Erklärungen, indem man nicht bloß lesen, sondern die Empfindungen deutlich machen soll, nur sehr langsam vor sich gehen. Manchmal würde man seine glänzende Schulweisheit bei Seite legen, und sich selbst erst studiren müssen; aber man lasse immerhin seine witzigen Einfälle, und mühsamen und gelehrten Kunstsysteme etwas zurückbleiben. Es ist weit besser, etwas Weniges gefühlt, als Vieles nur berührt, Vieles nur durchgeeilt, und nichts davon verstanden, noch weniger empfunden zu haben. Wer einen Künstler oder Dichter beurtheilen will, muß ihn nach der wahren Empfindung und dem stillen Ausdrucke derselben beurtheilen. Beides hervorzufinden, und für den Schüler sinnlich zu machen, darin besteht die Pflicht des Lehrers.

Besitzt er Talente, wahre Einfalt, und Ruhe der Seele, und weiß er auch jenen in dieselbe zu versetzen; so wird er den Geist des Dichters ohne Mühe wahrnehmen und bestimmen können. Wie angenehm ist es, wenn man unvermuthet die Geschichte seines Herzens antrifft, wenn man wahrnimmt, daß das Nämliche in uns vorgehe, und sich sagen kann, das dachte ich auch! Und wie lehrreich für jede schwungfähige Seele, wenn sie ihren Abstand entdecken, und sich von neuem fassen, und sagen kann: So will ich denken, so will ich empfinden lernen.

Ein Lehrer, der nicht bloß die Poesie der Worte, sondern der schönen Wissenschaften und Künste versteht, der die Poesie aus dem Herzen des Menschen und den Erfahrungen herholt, dieselbe nicht bloß in ein Lehrgebäude kalter Figuren einschränkt, an welche die meistenmale der Dichter selbst nicht gedacht hat, soll dem Dichter Schritt für Schritt auf seinem Wege folgen. Er soll erst den Plan und den Gesichtspunkt zeigen, in den der Poet sich versetzt hat; er soll die Ruhe des Geistes lehren, mit der man sich den Gedanken der Alten nahen, und ihre Werke betrachten soll, die Kunst, in wenigen Zeilen und Ausdrücken Vieles zu finden, und, um Vieles zu finden, die Kunst, Vieles zu suchen; er soll in der

Schönheit und Gracie, die daselbst sich befinden, die Sitten der Alten, ihre Begriffe von menschlicher Würde, vom Wohlstande und von Sittsamkeit vorlegen, er soll das Eigenthümliche, das jede Stelle bezeichnet, ausheben, Witz vom Verstande, und diesen von der Empfindung wegsondern können; er soll in die Fassung des Dichters ganz einfließen, mit ihm fortgehen, und den Augenblick fühlen, wo entweder sein eigener Geist zurückbleibt, oder wo der Dichter stehen geblieben, und die weitern Fernen nicht erreicht hatte, wo er in seinen Ideen Ordnung und Zusammenhang beobachtet, oder aber in Unordnung gerathen, und auf Lücken und tolle Sprünge verfallen ist, wo er in der That die Wahrheit der Sache, oder nur etwa seine Privatneigung und seine eigene Angelegenheiten ausgedrückt, wo er im Feuer gedacht, oder mit Arbeit und kalter Ueberlegung bloß nachgedacht hat; er soll endlich seine Schüler theils den nothwendigen edeln Stolz lehren, alles unerschrocken so lange zu verfolgen, bis sie es erreicht haben, ihren Fähigkeiten alles Rühmliche zuzutrauen, höher als alle Hindernisse, und über alles zu seyn, und theils zu gleicher Zeit, die eben so nothwendige Demuth, lebenslang ein weises Mißtrauen in sich selbst zu setzen, und um hoch zu steigen, sich immer zurück, und im Thale zu denken.

Diese weise Vorsicht soll jeder vernünftige Mann am ersten in sich selbst setzen, und die Befestigung seiner Wünsche, oder unvernünftige Lobsprüche nie für das Zeichen halten, daß er genug gethan habe, daß es Zeit sey, still zu stehen, und zu bleiben, wer er geworden ist. Lernen können wir alle, und in gewissen Dingen haben wir es schon weit gebracht, wenn wir Anfänger geworden, die wir immer bleiben, wir mögen darin gelernt haben, so viel wir wollen. So abentheuerlich es ist, so erfahren wir doch, daß das so gewöhnliche Vertrauen auf seine eigene Stärke eine gemeine Ursache der geringen Achtung für die Werke der Alten sey.

Da, wo man alles zu seyn glaubt, was man werden kann, nehmen die Wissenschaften den Rückgang. Da bereitet sich der Tod derselben, ein bissiger Hochmuth, dieser Antheil aller schwachen Köpfe, über die Künste aus, der alle ihre Unternehmungen, und ihre ganze Denkungsart vergiftet, und die Wissenschaften, welche zur Handhabung der menschlichen Eintracht und Liebe erfunden worden, werden die Geisel des zur Schande unserer Zeiten so ungescheuten und jedem braven Manne nachschleichenden Verfolgungsgeistes.

Wie selten ist jetzt der Mann, der nicht mehr seyn will, als er ist, der dann, wenn

man ihn am meisten ehrt, in sich zurücktritt, und im Herzen diese Ehre verbittet! aber wie weit seltener erhält man ihn! Die Kennzeichen des tiefen, des wahren Gelehrten bleiben allemal, wie die schönsten Freuden desselben, die Freuden des Weisen, dem größten Theile verborgen; sie äußern sich in unvernehmlichen Zügen, und werden nur von dem, der es selbst ist, beobachtet. Fremd mit seiner Denkungsart, und nur sich selbst gleich, wird er von niemand, als von sich selbst, und nur hie und da von einzelnen Seelen erkannt. So wenig er also gesucht und gefunden wird, so wenig wird er die Meistenmale, wenn er da ist, geachtet. In dem Lande der Halbgelehrten und Hinkenden wird jeder, der gerade und aufwärts einhergeht, verachtet, und als ein Abentheuer, das man hochschätzen, aber nicht lieben kann, verdächtig angesehen. Sie halten das für nichts, was sie selbst nicht kennen, und verfolgen das, was sie zu erreichen nicht vermögend sind. Wer seine Talente in der Jugend verlaunet, oder sie in einer seellosen, zu allem feinern Gefühl unfähigen Gesellschaft, in der er etwa ohne Aufmunterung seyn mußte, verloren hat, ist selten wieder im Stande, der ungeheuchelte Freund eines aufgeklärten Kopfes, und der Gesellschafter einer schönen Seele zu werden.

Will man die Jugend lehren, wie sie sich die Ausdrücke der Alten gehörig entwickeln und begreiflich machen könne, so soll man sie dahin gewöhnen, sich dieselbe in Bildern vorzuhalten, und auf der Leinwand zu denken. Die Untersuchungen, welche man bei jedem Gemälde anstellen soll: Was hat der Künstler schildern wollen? Welchen Standort und Zeitpunkt seiner Vorstellung hat er gewählt? Wie simpel hat er seine Hauptsache, und wie gehörig die Nebendinge hergestellt? Und bei menschlichen Figuren: Wo liegt der Ausdruck der Empfindung? Und (wenn es mehrere Personen sind) der Charakter einer jeden Person, so wie es die Umstände erfordern? Ist die Handlung einer jeden Person, so wie dieselbe der Dichter ausdrücken wollte, wahrzunehmen? Und wo? Ist die Pantomime und die Stellung des übrigen Körpers der Sache gemäß? Wenn man dergleichen Untersuchungen voraussetzt, immer vorhält, immer mit Geschmack und Gründlichkeit erneuert, so wird man die Absicht mancher schweren Stellen aufklären; man wird jedem Ausdrucke Leben und Sprache geben, und den Schüler dahin gewöhnen, daß er sich bei jeder Stelle gegenwärtig verbleibe, daß er vor dem falschen Lichte geistloser Schilderungen, und dem Geräusch großer Sprüche sich hüte, daß er nichts für schön und wahr

halte, so lange er es nicht selbst versteht, und endlich, daß er es sich angelegen seyn lasse, zur Lektüre der Alten, und zum Studiren überhaupt mit Ernst und Zubereitung und weiser Vorsicht zu kommen. Ich kann mich hier einer Anmerkung nicht erwehren, die ich in unsern Gegenden so allgemein zu machen, Gelegenheit habe. Man ahnet bei der Jugend manchmal, weil es einzelne Hausumstände so mitbringen, mit Recht, manchmal aus einem übelverstandenen, unnützen Eifer mit Unrecht, die Lektüre der Dichter in deutscher Sprache. Deutsch sind die unschuldigsten Poesien, die dem Gefühle rufen, verdächtig, und der Jugend und den Sitten gefährlich; aber lateinisch liest man die Heldenbriefe des Ovids, spricht von den verliebten Oden des Horaz, und erklärt öffentlich das vierte Buch des Virgils, jenen Inbegriff aller Wünsche und Schwachheiten der Liebe. Ich nehme es zu einem Beweise im Vorbeigehen, wie unbedeutend man die Muster der Alten in die Hände nehmen, welchen elenden Gebrauch man davon machen, und wie nüchtern und unwissend man überhaupt von den Werken wegkommen müsse, die so viele Helden erzeugten, und Nationen aus dem Schatten hervorzogen.

Der Mangel des Geistes ist eine von den Ursachen, warum man in unsern Kritiken ge-

wöhnlicher das Tadelnswürdige einer Schrift, als ihre Schönheiten hervorsucht. Ich mißbillige die Entdeckungen nicht, welche einsichtsvolle und zugleich bescheidene Männer über die Werke der Literatur auf der schlimmen Seite derselben anzustellen pflegen. Auch große Geister haben ihre Schwachheiten, die sie, sobald sie dieselben bemerken, eben darum, weil sie groß sind, rühmlich ablegen und verbessern werden; und von ansteckenden Gefahren auf Abwege muß man den eigenen Verfasser und das Publikum warnen; allein, wie ein Ohr, das an den Wohlklang und die Harmonie gewöhnt ist, von sich selbst die Unordnung und das Falsche eines übelgerathenen Tones bemerket, so würde es weit besser, selbst für die Aufnahme des guten Geschmackes, weit vortheilhafter für die Ermunterung junger Künstler seyn, wenn man die Kritik an die schöne Seite richten, und durch den Beifall für die Stellen, die man getroffen, in der Stille diejenigen bezeichnen wollte, wo man Mensch gewesen, und in der Kunst sich verirret hat. Ungerührt von dem Werth einer Schrift, fallen tausend sogenannte Kunstrichter, wie giftige Wespen, über jeden, der es wagt, den Weg des Ruhmes zu betreten, mit Geschrei und Lärmen zusammen, ehe Einer sich findet, der die Spuren des Verfassers verfolgt, der die

Kunst versteht, durch Anpreisung der wahren Seite die Abweichung der falschen, und die Fehltritte zu zeigen.

Endlich soll man wenig, und dieses oft und unzähligemal lesen, wenn man gut, wenn man mit Nutzen und Nachdruck lesen will. Es mag wahr seyn, daß es kein so schlechtes Buch gebe, welches nicht hie und da etwas Gutes enthalte; daß auch seichte Gedanken manchmal vermögend seyen, einem großen Kopfe zu wichtigen Beobachtungen und Entdeckungen Anlaß zu geben; daß man oft ein Kleinod antreffe, welches allerdings die Ueberwindung verdienet, die sich ein Kenner und Gelehrter von Geschmack anthun muß, eine Menge leerer und gedankenloser Blätter durchzulesen. Es ist daher die Pflicht für einen jeden Gelehrten, daß er sich auch in Büchern, die nicht eben seines Faches sind, umsehe, damit er den Zusammenhang des Ganzen verstehen lerne, damit er in seinen Gegenständen nicht eingeschränkt, und in den andern kein Fremdling verbleibe. Es ist eine Nothwendigkeit, das Wesen vieler Wissenschaften zu kennen, damit er seinen Hang, den Wink seines Genies erkenne. Es ist weise Vorsicht, durch die Mitlektüre vielseitiger Schriften, und durch eine wohlgewählte Abwechselung sich aus der Gewohnheit seiner Studien in neue Gegenden zu begeben, und

zu eben der Zeit, da man auszuruhen scheint, sich neue Kräfte zu sammeln; aber wie, wenn man eine große Sammlung der trefflichsten Gemälde mit flüchtigem Auge durcheilt, man keines genießt, an keinem sich sättigt; so kann man sich in allem umgesehen haben, kann alles versucht, und doch zuletzt nichts davon gebracht haben, als müde Augen und einen dummen Schwindel im Kopfe.

Dieses Hinderniß, die Seele der Alten in uns zu bringen, das letzte, das ich berühren will, ist ansteckender und wichtiger für uns, als daß es vielleicht möglich seyn wird, uns wider dasselbe anders, als durch die Erfahrung, klug zu machen.

Wie die Erlernung so vieler Sprachen, die man jetzt allgemein für den nothwendigen Antheil eines jeden Gelehrten hält, eine übertriebene und unglückliche Mode ist, so ist die Gewohnheit so vieler unserer Gelehrten, sich auf alle Gattungen der Wissenschaften mit gleich großem Fleiße zu verlegen, ein höchst schädlicher und unglaublicher Fehler unsers Jahrhunderts. Auf allen Seiten erheben jetzt gute Köpfe aus dem ehemaligen Pfuhle die Augen. Beschämt über ihre Blöße und ihren Abstand von dem Geiste der Alten, und unruhig durch den Anblick fremder Gelehrsamkeit, raffen sie alles, nach was sie mit einem Mal greifen

können, zusammen, eilen sie mit Wuth alle Gattungen der Wissenschaften durch, schlagen alle Sprachen nach, drängen sich in alle Gebiete der Künste, arbeiten alle Kunstwörter und Regeln in sich, und werden zuletzt unausstehliche Kunstschwätzer und methodische Prahler, und desto schädlichere Todfeinde der Künste, je weniger man im Stande ist, ihre Machtsprüche und Auskramungen gelehrter Namen und übertäubender Sentenzen von einer simpeln, wahren Gelehrsamkeit wegzukennen, und sich vor den Anfällen ihrer Schwärmereien zu warnen.

So, wie die Alten in ihren Werken, die sie uns hinterließen, unsere Muster geblieben, so sind sie auch in der Art des Studirens unsere Lehrmeister. Sie verlegten sich größtentheils nur auf Eine Sache, und lieferten uns diese. Viele der heutigen scheinen sich in ihren Augen für alles gemacht zu seyn, und bleiben eben deßwegen in allem zurück. Diese Geringschätzung und Verwegenheit fließt im Voraus aus der Geringschätzung der Alten. Wer selbst nie ein Gebirge erstiegen hat, kann sich von den Fernen und dem Umfange desselben keinen Begriff machen. Sein Kopf schwindelt an dem Fuße eines Hügels, hält jede Anhöhe für Alpen, und jede unter sich gelassene Wolke für die Grenzen des Himmels. Je tiefer man

in das Innere der Künste, in das Eigenthümliche seines Faches gedrungen, je gelehrter man geworden, desto weniger wird man es möglich finden, durchzueilen, und Ansprüche auf alle Künste zu machen.

Aber nun da, wo man den Beruf seiner Glücks- und Hausumstände für den einzigen Endzweck seines Daseyns ansieht, wo man in den Stunden, in denen man aus Pflicht und Zwang nichts zu arbeiten hat, auch nichts zu arbeiten vornimmt; wo man nicht begreift, wie es zugehen könne, in wenigen, aber fortgesetzten Stunden Vieles zu thun, und mit seiner Zeit eine weise Haushaltung zu treffen; wo man das Studiren an zunftmäßige Gelehrte, und diese an die Schulstuben anweiset, und es von weitem nicht deutlich findet, was das seyn soll, ein Staatsmann, ein Mann, dessen Hauptarbeit bürgerliche Geschäfte sind, und zugleich ein einsamer Gelehrter zu seyn; wo man nicht absehen kann, wie man durch tausend Dinge seinen Geist und seine Kenntnisse erweitern, seinen Witz schärfen könne; wo man nicht daran denkt, daß, seinen Ausdruck und Sprache vernachlässigen, so wenig ehrlich gehandelt sey, so wenig es der wahren Sache gleichgültig seyn kann, elend, oder nachdrücklich vorgetragen zu werden, da wird man weder viele, noch eine einzige Wissenschaft hervorneh-

men. Elende Entschuldigungen: Ich bin den Pflichten meines Glückes, also bin ich den Forderungen meines Genies und der Welt nachgekommen! Unabhängig von allem, was uns Zeit und Umstände nothwendig machen, lieget die wahre Anlage unsers Geistes zu einer gewissen Sache, unaufgehalten, fertig in uns, und erwartet ihre Entwicklung von unserm Fleiße. Wagen wir es doch, den Fußstapfen zu folgen, welche wir von den Alten und Weisen aller Jahrhunderte betreten, und von unsern Nachbarn rühmlichst nachgebahnet sehen. Fassen wir den Muth, uns in ihre Gesellschaften zu mischen, stolz auf uns selbst, auf den Fleiß und die Früchte unserer Arbeit zu werden, niemals, wie der Alte sagt, minder allein zu seyn, als wenn wir es sind, und niemals mehr zu thun, als wenn wir nichts zu thun haben. Halten wir uns das Urbild rechtschaffener Seelen vor, und bringen wir uns jene Zeiten wieder, wo der Parthei- und Verfolgungsgeist die größte Schande, wo das politische und gelehrte Laster, und die Lieblosigkeit verachtet waren, und Tugend und Redlichkeit über alles galten, wo man, unbekannt mit Unruhen, zu jeder schönen Seele sich herdrängte, ihrem Beispiele folgte, und sich bemühte, in ihrem Betragen Ermunterung und Geist für sich abzusehen, wo man nicht nach

der Schwere der Arbeit, sondern nach den Dingen fragte, welche eine Arbeit verlangen, wo man in wechselseitiger Eintracht, einer dem andern auf weitere Höhen half, aufrichtig seine Einsichten zusammentrug, und, entfernt von eigenen Vortheilen, den Zug seines Herzens zu Rathe zog, bringen wir uns den Geist, den wir nun bewundern, den Geist der Alten wieder!

Warum man in den Schulen gewöhnlich mehr die Wissenschaften, als die Weisheit erlernet *).

Meine Herren!

Man hat mir zum Theil die Bildung Ihres Verstandes, die Ruhe und Gesundheit Ihres Herzens, und die gänzliche Glückseligkeit Ihres jetzigen und künftigen Lebens anvertraut, und ich habe mich mit heißem Verlangen nach dieser Stunde gesehnt, wo ich das erstemal Gelegenheit haben sollte, Sie feierlich zu versichern, daß ich einem jeden von Ihnen

*) Eine Rede, welche 1774 bei der feierlichen Eröffnung der Schulen in Landshut öffentlich abgelesen worden.

ganz angehören, daß ich Ihre Glückseligkeit mit der meinigen vereinigen, und Sie zu dem Eifer und Kummer, Sie zur Freude und Belohnung meines Herzens machen werde. Indem ich diesen meinen großen Beruf aus den Händen Ihrer Aeltern, aus den Händen des Staates, aus der allgemeinen Verbindlichkeit des Wohlwollens für einen jeden meiner Mitmenschen übernommen, und das Versprechen gethan habe, daß ich Ihr Freund, Ihr Rathgeber, Ihr Lehrer und Mitarbeiter seyn wolle; so stellte ich mir in Gedanken ein Bild der seligsten Zukunft vor, Ihre Zukunft, wo Sie nicht nur überhaupt Einsichten und Gelehrsamkeit, sondern auch eine wahre Größe in Ihren Gesinnungen, eine gegründete Festigkeit in Ihren Entschlüssen besitzen, wo Sie von Ihren Einsichten einen klugen Rath, von Ihrem Gefühle eine thätige Unterstützung fordern, und beides in sich finden, und um sich verbreiten werden. Wenn ein gemeiner Mann, der gar keine Bildung, als die er sich selbst gab, besitzt, der aller Kenntniß des Herzens und der Welt, und aller Hülfsmittel, sich einige zu erwerben, beraubt ist, der bei der rohesten Gesellschaft, um die er leben, und bei unzähligen Zerstreuungen, denen er sich hingeben muß, nichts liest, nichts hört, was seinem Herzen Kraft und Erweiterung geben könnte,

wenn, sage ich, ein solcher Mann dennoch oft praktische Weisheit, dennoch Gesundheit des Verstandes, Güte des Herzens besitzt, was muß aus uns, die wir es uns zum Berufe gemacht haben, stets etwas Gutes, etwas Nützliches und Großes zu lesen, unsern Verstand und unser Herz stets mit bildenden Eindrücken zu nähren, was muß aus uns werden? Dieses ist es eigentlich, oder gar nichts, was ich Ihnen hingeben, was Sie mit mir theilen, und worüber wir uns einst, wenn wir an dieses Jahr zurückdenken, werden erfreuen können. Haben wir aber wohl diese Weisheit mit unserm Studiren auch allemal verbunden? Haben wir uns wohl mit der glücklichen Erfahrung trösten können, daß wir in derselben, so wie in unsern Einsichten, mit den Jahren zugenommen haben? Ich fürchte so sehr, ob nicht den meisten ihr eigenes Bewußtseyn das Gegentheil sagt, und beinebens liegt mir Ihr Wohlseyn so nahe am Herzen, und ich wünsche so aufrichtig, Sie alle und jede dem wahren Ziele zueilen, und glücklich zu sehen, daß ich glaube, ich könne mir Ihr Vertrauen und Ihre Aufmerksamkeit nicht besser gewinnen, als wenn ich mit Ihnen heute dieser Sache nachdenke, und die Quellen untersuche: „Warum man in den Schulen gewöhnlich mehr die Wissenschaften, als die Weisheit erlernet.“

Ein großer Theil ist schon mit einem gewissen Eckel und Widerwillen wider das, was man Weisheit nennet, eingenommen. Man stellet sich unter diesem Begriffe im Voraus etwas Trauriges und Einschränkendes vor, das man zwar glauben, aber nicht lieben, und dessen man sich nur an bestimmten Stunden und Orten erinnern kann. Die Weisheit oder Philosophie des Lebens, welche man aus den Wissenschaften, falls man sie nützlich treibt, erhalten und ausüben soll, ist jene gesunde Richtung, jene Ordnung und Stärke des Verstandes, vermöge welcher wir fähig werden, alles, was wahr, was allgemein, und für uns nützlich und schön ist, zu entdecken und uns eigen zu machen. Sie ist jener Geschmack, oder jene getreue und augenblickliche Empfindung des Herzens, das Wesen einer jeden Sache, ihr Maaß, ihren geheimen Zusammenhang wahrzunehmen, und nach denselben unaufhörlich zu trachten. Sie flößet demjenigen, in dem sie wohnet, eine rastlose Thätigkeit in Geschäften, einen unaufhörlichen Durst nach guten Kenntnissen, und den edelsten Eigennutz ein, die Begriffe und Wissenschaften nicht bloß in Anschauungen, sondern gegenwärtig sehen und genießen zu wollen; sie verachtet den glänzenden Pomp ohne Nutzen, und zieht, wider die Denkungsart eines finstern Zeitalters, ver=

gessene Vortheile aus der Dunkelheit hervor; sie organisirt das Herz unüberwindlich wider die Trägheit in harten Bemühungen, wider die Muthlosigkeit in drückenden Anfällen; sie erwecket in dem Menschen den glücklichen Ungestüm, daß er aufdenken, daß er stets nach etwas Wesentlichem greifen, und seinen Gedanken Leben und Handlung verschaffen wolle; sie macht ihn empfindlich gegen seine wahren Bedürfnisse, macht das fremde Wohlseyn zur nothwendigen Bedingniß seines eigenen Glückes, adelt alle seine Bewegungen, und verbreitet über sein ganzes Wesen eine gewisse Würde, eine erhabene Ruhe und edle Einfalt, mit einem Worte, alle Tugenden des gesellschaftlichen Lebens.

Daß alle Gelehrsamkeit, mit welcher diese Eigenschaften nicht unmittelbar verbunden sind, vergebens und nichtswürdig sey, das werde ich wohl nicht erst beweisen müssen. Was ist alle Wissenschaft ohne ihren Genuß, was ist die tiefeste Einsicht von der Welt ohne den wahren Geist derselben, ich meine, ohne Weisheit? Die schwerste mechanische Kunst wird oft in kurzer Zeit, auch von mittelmäßigen Köpfen begriffen, und wenn nun diese Weisheit, die mit weit weniger Mühe erlernet, und von jedermann erlernet werden kann, von dem größten Theile der Gelehrten, auch, wenn sie mit den

fähigsten Talenten lebenslängliche Bemühungen verbinden, kaum wahrgenommen, nur obenhin begriffen, und überhaupt nicht in Ausübung gebracht wird, was soll man von solchen Einsichten und Kenntnissen, welche man besitzen, und zu gleicher Zeit doch verlassen vom Geist, doch leer von guten Empfindungen seyn kann, sich denken? Gesetzt, daß ich alles geleistet habe, was man verlangt, um mich zu diesem oder jenem Ehrenamte befördern zu können, daß ich mir mit allgemeinem Beifall den Ruhm des einsichtsvollesten Mannes erworben habe, was soll mir das nützen, wenn zwischen mir und einem Unstudirten dennoch im Grunde kein Unterschied ist, wenn ich nur in meiner Schule, und auf meinem Katheder gelehrt, und, sobald ich in Geschäfte, in Gesellschaften, in Lebenspflichten trete, genöthiget bin, meine sämmtlichen Einsichten und Systeme vor der Thüre zu lassen, und mir selbst heimlich zu gestehen, daß ich dieselben nirgends antreffe, daß ich sie nicht benützen, und mich, gleich andern Menschen, die nicht studirt haben, auf nichts verlassen könne, als auf den Beistand eines gesunden Gefühles und Menschenverstandes? Gesetzt, daß ich in der Philosophie die sinnreichsten Eintheilungen erfunden, daß ich in den schönen Wissenschaften die feinsten Beobachtungen nachgelernet habe, was

soll dieß alles mir und meinen Mitbürgern helfen, wenn mir meine Studien keinen Trieb zum Edlen und Großen, keinen Muth in mühseligen Arbeiten, keine Entschlossenheit in Geschäften verschaffen, wenn sie mich trocken und abgeschmackt in meinen Empfindungen, lieblos und unausstehlich roh in meinem ganzen Betragen bleiben lassen, wenn sie mir nichts geben, warum man die Wissenschaften in mir ehren und lieben soll; mit einem Worte, wenn sie mich nicht zu dem außerordentlichen Manne machen, dem man, wenn er auch die äußerlichen Kennzeichen seines Amtes und seiner Würde weglegte, an seinen Reden, an seinen Handlungen, an seinen Mienen und Bewegungen, daß er studirt habe, absehen, daß er Weisheit erlernet habe, zugestehen würde.

Wenn nun dieß in unsern Schulen der gewöhnliche Fall ist, wenn der größte Theil gelehrter wird, ohne besser und weiser zu werden; so lassen Sie uns (denn es betrifft unser Wohl) mit Eifer und Aufrichtigkeit die Quellen, welche dieses Uebel veranlassen, untersuchen.

Dieser Ursachen sind unzählige; aber die gewöhnlichen, denen wir in unsern Umständen abhelfen sollen und können, sind nicht weit herzuholen. Sie liegen theils in den unglücklichen Begriffen, mit denen man sich den Wis-

senschaften widmet, theils in der unglücklichen Methode, mit der man dieselben wählt und behandelt. Viele studiren, weil man sie, ohne sich um ihre Neigung, um ihre Fähigkeiten zu erkundigen, zu den Wissenschaften bestimmet, und gleichwohl auch hieher geschickt hat, daß sie studiren sollen. Eben so gleichgültig, als wenn man sie zu irgend einem andern Gewerbe, ohne ihr Zuthun, angehalten hätte, und eben so gedankenlos und unbekümmert, ob sich ihre Studien wohl auch einmal beschließen, und was hernach am Ende derselben folgen sollte, wiederholen sie von Jahr zu Jahr, sobald man das gewöhnliche Zeichen zur Schule giebt, folgsam und friedfertig ihren sichern Gang nach dem Schulhaus, ziehen von einer Klasse zur andern immer ihren Mitschülern nach, und treten, wenn sie alles vollendet haben, den Stand an, bei dem ihnen nach ihren Begriffen die geringste Beschwerniß, die kleinste Arbeit bevorsteht. Man glaube ja nicht, daß dieß allein die Gewohnheit unfähiger Köpfe sey, denen schon die Natur den Beruf und die Talente zum Besitz der Wissenschaften versagt hat. Wollte Gott, daß es so wäre! aber auch fähige Gemüther, welche ihr Feuer wider Willen zur Thätigkeit, und, weil es nicht gehörig genährt wird, so oft zu unglücklichen Ausschweifungen treibt, bleiben bei ihren

Studien müßig und unerbaut. Wenn sie manchmal sehen, daß Männer, welche in dem allgemeinen Rufe einer großen, ausgebreiteten Gelehrsamkeit stehen, im Leben nichts mehr sind, als andere, daß sie bei allen ihren Einsichten und Kunsttönen, bei allem ihrem Stolz und Vorrang, den man ihnen vor andern Menschen wegen eben diesen Kenntnissen zugesteht, engherzig und verfolgend, kriechend, tückisch und grausam, daß sie sinnlich, eigennützig und faul, und überhaupt keiner Seele auf Erden nützlich sind; so folgt ganz natürlich, daß sie nicht darauf denken, den Wissenschaften etwas Ungewöhnliches zuzutrauen, oder von denselben einen Einfluß auf ihr Herz, eine Erhöhung ihrer natürlichen Kräfte zu erwarten. Sie stellen sich bloß vor, daß sie etwas erlernen müssen, wovon gewöhnlich niemand redet, wornach niemand lebt, und zwingen mit Unlust, und mit einer geheimen Angst diese unbestimmte dunkle Gelehrsamkeit in ihr Gedächtniß.

Diese setzen also nach ihren Begriffen die Wissenschaften in solche Kenntnisse, die man wissen, verstehen, die man unter seinesgleichen herabsagen, aber unter Menschen, die nicht studirt haben, verschweigen muß. Zwar hören sie oft, und sie wissen es daher, daß man seinen Verstand in Ordnung bringen, daß man

sich eine Deutlichkeit und Gründlichkeit im Urtheilen erwerben, und sich im Ganzen eine Fertigkeit, richtig zu denken und zu schließen, zuwege bringen soll; das wissen sie, aber sie selbst erfahren niemals, was es sagen will, sich diese Eigenschaften erworben zu haben; sie bleiben immer bei der Bemühung stehen, sich von der Nothwendigkeit derselben zu überzeugen, und wenn sie dieß nach ihrer Art am besten gethan, wenn sie sich am spitzfindigsten bewiesen haben, daß man gut denken soll, so sind sie herzlich mit sich selbst zufrieden, und bilden sich ein, auch gut denken gelernt zu haben. Zwar geben sie zu, und sie wissen es daher wieder, daß uns bei allen Anordnungen des Verstandes der wahre Geschmack regieren, daß uns das Gefühl der Harmonie, der Ordnung, der wahren Größe, auf die Wege, welche wir gehen sollen, nicht nur begleiten, daß es uns dieselbe nicht nur zeigen, sondern auch angelegen und zubereiten, und daß uns diese getreue, gegründete Empfindung überall gegenwärtig seyn müsse; das wissen sie; aber sie selbst haben, um mich so auszudrücken, die geheime himmlische Musik der Gedanken, der Urtheile und Empfindungen niemals gehört; sie wissen nicht, wo die Sinne zu denselben liegen, sie ringen immer nach Regeln und Kunstwörtern, lösen Ströme in metaphysischem

Schaume auf, und bereden sich, wenn sie eine mystische Sprache reden können, wo sie sich einander selbst nicht verstehen, sich in die Tiefen des Gefühlstromes versenkt zu haben. Andere, deren Empfindung stärker ist, als das Gewebe von Lehrgebäuden, mit dem sie dieselbe umgeben, bleiben bei dem Genusse dieser Empfindung stehen; sie weinen beim Anblicke eines tragischen Gemäldes, sie werden entzückt, wenn sie den Horaz, glühen, wenn sie den Virgil lesen, und sind überhaupt für das Schöne fühlbar eingenommen; aber wie soll das auf ihre Denkungsart wirken? Wie wenn man aus einem Traume aufwacht, man die Bilder, die man ansah, für nichts hält, und sich denket, das war geträumt; so sehen diese von ihren Büchern auf, wenn sie dieselben weglegen, lächeln über die schönen Chimären, und kommen zur Welt und zu ihren Geschäften, wie wenn sie aus dem Finstern, wo sie künstliche Schatten sahen, zum Tageslicht kämen, mit dem alten Kaltsinn, mit der alten Härte, und mit den alten Gewohnheiten zurück. Mit einem Worte, sie erwarten nichts von den Wissenschaften, und erhalten von denselben keinen andern Vortheil, als den sie sich im Voraus versprechen, den Vortheil, eine Menge dunkler Wörter und mystischer Sprüche zu wissen, und ihren Verstand völler, aber nicht gesünder, nicht stärker gemacht zu haben.

Aus eben dieser Ursache ist ein großer Theil schon zufrieden, das, was man ihm vorsagt, es bestehe, worin es wolle, getreu nachsagen zu können. Sie verdauen das niemals, was sie wissen, lassen es in sich niemals zu Blut und Leben werden, sondern sie legen ihre Wissenschaft gleichsam an einen sichern Ort, bewahren sie, als ein ihnen nur geliehenes Pfand, und geben sie einem andern mit eben der Sorgfalt zurück. So sprach oft der Schüler dem Lehrer nach, und eben darum sind beide nicht besser, und für die Geschäfte des Lebens nicht brauchbarer geworden. Ihre Grundsätze und Kenntnisse theilen sich andern nicht mit, gehen nicht mit den Veränderungen der Zeiten, der Bedürfnisse, der Begriffe ihrer Nation fort, sie dorren in ihrer eigenen Hülle zusammen, und tragen nichts bei, ihren Besitzer aufgeklärter, weiser zu machen. Gelehrte dieser Art denken über nichts mehr nach, urtheilen über nichts mehr, weil sie gar nicht zweifeln, daß man etwas Besseres, als sie wissen, und etwas Bestimmteres, als sie gelernet haben, nachsprechen könne. „Sie sind," sagte Cicero *), „schon ehe an ihre Urtheile

---

*) **Primum ante tenentur adstricti, quam quid esset optimum, judicare potuerunt:**

„unabbringlich gebunden, ehe sie einmal fähig „waren, von dem, was das Beste seyn könnte, „zu urtheilen. Je nachdem sie in ihrem un- „reifesten Alter entweder einem Freunde etwas „nachgesprochen, oder sich von dem Vortrage „eines andern, den sie zum Erstenmale reden „hörten, einnehmen lassen, fällen sie sofort „von Dingen, von welchen sie keinen Begriff „besitzen können, ihr Urtheil, und bleiben an „dem ersten Lehrgebäude, an das sie, so zu „reden, ein ungefährer Sturm gejagt hat, „wie an einem Felsen unabbringlich kleben. „Ich würde diesen noch allerdings meinen „Beifall geben, fährt er fort, wenn sie mir „allemal einwerfen, daß sie ja ihre Urtheile „nur allein demjenigen Manne nachsprechen, „von dem sie wissen, daß er Einsicht besitze,

---

deinde infirmissimo tempore ætatis aut obsecuti amico cuidam, aut una alicujus, quem primum audierunt, oratione capti, de rebus incognitis judicant, et ad quamcunque sunt disciplinam quasi tempestate delati, ad eam, tanquam ad saxum adhærescunt. Nam quod dicunt, omnia se credere ei, quem judicent fuisse sapientem, probarem, si id ipsum rudes et indocti judicare potuissent. Statuere enim, quid sit sapiens, vel maxime videtur esse sapientis. Cic. academ. quæst.

„falls nämlich rohe und unstudirte Leute be„stimmen könnten, ob es sich mit diesen Ein„sichten auch richtig verhalte. Derjenige, däucht „mir, muß schon selbst ein weiser Mann seyn, „der die Weisheit eines andern bestimmen „soll.“

Man verstehe mich wohl. Ich meine keineswegs, daß sich ein Schüler mehr darauf befleißen soll, wie er die Worte seines Lehrers prüfen und beurtheilen, als wie er sich dieselben eigen machen möge. Zu jenem können seine Fähigkeiten nicht reichen, und, wenn es auch möglich wäre, so würde diese Art, die Wissenschaften zu treiben, dem Begriffe derselben vielmehr schädlich, als vortheilhaft seyn. Aber bei den Lehren, wenn sie auch noch so gut sind, sich nur immer leidend verhalten, nur immer den Lehrer für sich denken lassen, für seine Worte nur immer Ehrfurcht und Gehorsam bezeigen, und den Verstand und die Augen zuschließen, sich schleppen lassen, ohne sich selbst bewegen zu wollen, das ist es, wovon ich behaupte, daß die trefflichste Kenntniß, wie die stärkendste Speise in einem kranken Magen, ungenützt liege, und oft Fäulniß und Verderben nach sich ziehe. Dieser eingeschränkte Geist wird solchen Gelehrten zur Natur, er denkt, redet, handelt aus ihnen, er begleitet sie wechselweise zu ihren künftigen Aemtern,

und pflanzet sich auf Kathedern, in Gerichtsstuben, und in den wichtigsten Aemtern fort. Wie diejenigen, welche lange an einem Orte unthätig gelegen sind, auch bei wohlgebauten Gliedern, wenn sie aufstehen wollen, Beschwernisse im Gehen finden; so ist es denselben zuwider, sich in ihrer längstgewohnten Ruhe stören, und etwas, wovon sie noch nie einen Gebrauch gemacht haben, ausüben zn sollen. Sie hassen alle Untersuchung, wie die Leute, welche lange im Finstern gesessen sind, das Licht, und sterben bei aller ihrer Gelehrsamkeit eben so ungelehrt und einsichtslos, als sie geboren worden.

So lange man weder den Muth, noch die Absicht besitzt, die Wissenschaften wegen ihres eigenen Werthes, wegen ihrer wahren und innern Vortheile zu treiben; so lange läßt sich nicht vermuthen, daß dieselben auf die Denkungsart, auf die Verbesserung seiner selbst und des Staats, den mindesten Einfluß haben sollen; wer dieselben allein für ein Gewerbe, womit man Brod verdient, ansieht, und allein aus der Absicht, etwas zu erwerben, erlernet, der wird es lächerlich finden, wenn man ihn erinnert, daß er sie mit dem Endzwecke, Weisheit zu erlangen, erlernen soll. In seinen Augen sind Künste und Wissenschaften elende Sklavinnen, mit denen sich um

Geld das schändlichste Gewerbe treiben läßt. Er wird nie die Wahrheit reden, sondern den abgeschmacktesten Possen, sobald sie einträglich sind, seinen völligen Beifall geben. Er wird sich nicht enthalten können, mit jedem, der von der Erhöhung des Sinnes, von Verfeinerung des Gefühls, von Verbesserung und einem weisern Gebrauche der Seelenkräfte spricht, herzliches Mitleid zu fühlen, und seine Begriffe für die Sprache einer kindischen, romanhaften, und überspannten Phantasie, welcher die Kenntniß der Welt mangelt, zu halten. Einige Wenige, welche noch besser denken, welche oft in der Stille den Verlust ihrer Talente beweinen, und manche Stunde ihr Vergnügen darin finden, von einem bessern Zustande der Gelehrsamkeit zu ahnen, und Wünsche zu thun, die bei ihnen nicht in Erfüllung gekommen sind, läugnen sich zwar von dem, was sie für gut erkennen, nicht weg; aber sie beeifern sich auch nicht weiter, sich des Bessern, des Ganzen zu bemächtigen. Sie führen das Gebäude, auch wenn sie sehen, daß es sich kaum noch aus dem Grunde erhoben hat, nicht weiter fort, weil sie wahrnehmen, daß man es, um zu seinem Vortheile zu gelangen, nicht nöthig habe, weil sie bemerken, daß das Wesen der Sachen niemand in ihrem Lande vermisse, daß man in diesem

das Maaß, welches man, um ein Gelehrter zu heißen, ausfüllen soll, bereits durch Gesetze bestimmt habe, weil sie an fremden Beispielen, oder mit ihrem eigenen Nachtheile erfahren, daß derjenige, der weiter dringt, der mehr umfaßt, oft gar nicht, oft mißverstanden, oder weil man in seiner Sache nichts sieht, noch öfter gar leerer, nichtswürdiger, gefährlicher Einsichten beschuldiget werde.

Doch wenn diese unglücklichen Begriffe allein die Ursachen wären, warum man den wahren Geist der Wissenschaften nicht aufnimmt, so ließe sich immer noch hoffen, daß dieser wenigstens noch bei Einzelnen die Oberhand erhalten, und daß durch die Bemühungen derselben die Funken der Weisheit in allgemeine Flammen sich ausbreiten würden. Aber durch sie werden bald die nöthigen Einsichten bei der Wahl der Gegenstände, bald die Gegenstände selbst angesteckt und verderbt, und mithin die Wissenschaften von eben denen, welche denselben aufhelfen sollen, vertrieben. Man hätte nie eine Wissenschaft von ihrer Ausübung trennen, noch dem, der einen Theil weiß, den Ruhm des Ganzen zuerkennen sollen. Seit man denjenigen, der von der Theorie reden konnte, schon mit dem Namen eines Gelehrten beehrt, seitdem verlor sich die Ausübung, und die Wissenschaft ward ein Spiel verschla=

gener Köpfe, seitdem durfte man der Weisheit Hohn sprechen, wenn man sie nur im Munde führen, und um die Benennung, was sie sey, und was sie nicht sey, sich zanken konnte. Man durfte durch sein Leben und seine Handlungen bekennen, daß man selbst an keine Verbindung mit Menschen glaube, daß man seinen Staat, seine Pflicht nicht liebe, daß man diesen oder jenen Leidenschaften, dem Zorn, der Rachgier, dem Geiz u. s. w. ergeben sey, und man war doch ein Gelehrter, wenn man nur von dem, was der Staat ist, eine künstliche Erklärung zu geben, wenn man nur die Benennungen des Geizes herzusagen wußte, und die Theorie desselben nach einem System erklären konnte. Durch diese Wege hat die bekannte Schulweisheit ihren Anfang genommen. Man beschäftigte sich unaufhörlich mit dem System der Sache, und die Sache selbst ließ man liegen. Da jenes nicht sättigte, so gieng man auch bald wieder davon ab, und der erste, der eine neue Aenderung traf, ward der erste Gelehrte genannt.

Die tiefsinnigste Wissenschaft ist nur in so fern Weisheit, in so fern man sie nützen, und zum Dienste der Menschen verwenden kann. Sobald man die wahren Begriffe von den Wissenschaften und ihrem Endzwecke ver-

lor, verbannte man auch sie selbst, und mit ihrem Abzuge ward die Weisheit entfernet. Die Alten sahen überall auf ihre Bedürfnisse, und unternahmen nichts, ohne dringende Ursache. Sie führten oft ein Gebäude auf; aber ihr Lebensziel war zu kurz, sie konnten es nicht vollenden; indessen änderten sich, oder verschwanden die Bedürfnisse, welche jenes Gebäude veranlaßten. Die Neuen giengen hinzu, baueten immer an dem Gerüste fort, bedeckten das Haus, vor dem es stand, mit unnöthigem Getäfel und Zierrathen, oder führten ohne alle Nothwendigkeit und Ursache neue ähnliche Gebäude fort. Viele Wissenschaften und Künste sind, ungeachtet sie immer den nämlichen Endzweck haben, dem Muthwillen der Moden unterworfen. Wie heut zu Tage auch oft in dem nämlichen Lande nicht überall die nämlichen Gegenstände zu bearbeiten sind, weil sie vielleicht hier den Vortheil nicht verschaffen, den sie anderswo gewähren, so müssen auch in ebenderselben Schule, so wie die Zeiten und Bedürfnisse wechseln, die Wissenschaften sich ändern. Man muß nicht bloß das, was große Gelehrte erfanden, sondern man soll den Geist, allemal gerade das, was den gegenwärtigen Bedürfnissen angemessen ist, zu erfinden, aus ihren Werken studiren. Wie

wahre Kenner, wenn sie die Arbeit eines Künstlers betrachten, bei dieser allein sich nicht aufhalten, sondern von derselben auf die Natur sehen, so soll man bei jeder Lehre auf das wirkliche jetzige Leben zurückgehen. Die schönsten Erfindungen der Alten dienen heut zu Tage oft nur als Methode, als Gleichniß, als Beispiele. Man kann ihre Lehren vielleicht gut lesen, trefflich erklären, auch fühlen, und doch nichts für seine Mitbürger gelernt, doch nichts für seine Bildung erhalten haben, wenn man nicht gerade das, was diesen Ausdruck, diese Erfindung, dieses schöne Bild veranlaßt hat, mit einem Worte, wenn man den Endzweck, der verborgen liegt, nicht gefühlt hat. Oft erkennet man, daß eine Sache unnützlich sey, und man glaubt, die Methode sey es, verbessert diese, und jene läßt man ungehindert stehen, statt daß man darauf denken sollte, beide wegzuräumen, und auf einem neuen Grunde neue Vortheile zu suchen. Es kann seyn, daß nur große Genies fähig sind, diese oder jene Wissenschaft zu begreifen, und im Grunde ist die Bemühung um dieselbe vielleicht doch nichts mehr, als der Einfall seyn würde, aus einem großen Strome ein spielendes Wasser in einem Lustgarten zu machen. Es kann seyn, daß diese oder jene Theorie den Verstand schärfe, den-

selben in Ordnung bringe, und im Grunde ist sie vielleicht doch nichts mehr, als es die Sorgfalt seyn würde, einen gesunden Körper immer mit stärkenden Speisen und geistigem Getränke zu nähren, ohne ihm jemals eine Gelegenheit, wo er seine Kräfte verwenden soll, anzuzeigen. Es kann endlich seyn, daß diese oder jene Einsicht unentbehrlich sey, und im Grunde kann sie doch, so wie sie erlernet und ausgeübet wird, denjenigen Aerzten gleichen, welche immer an Krankheiten, wenn sie schon zugegen sind, heilen, aber niemals darauf denken, den Krankheiten die Quellen zu verstopfen, und sie zu entfernen.

Wollte Gott, daß dieser Geist des Pedantismus, nämlich die Gewohnheit, große Bemühungen auf Dinge ohne Nutzen und Endzweck mit hartnäckigem Eifer zu verwenden, nicht so allgemein wäre! Sollten die Religion, die Gesetze, die Predigten, die Schulen, die Schauspiele, die Künste, die Feierlichkeiten, sollten alle diese Studien nicht auf das engste zu Einem Endzwecke verbunden seyn? Sollten sie nicht alle einen und ebendenselben Geist, ein und eben dasselbe Ziel voraussetzen? Sollten sie nicht wechselweise fragen: Was wollen wir dann insgesammt aus unserm Volke machen? Welche Denkungsart wollen wir ihm denn einflößen? Wohin wol-

len wir es am Ende denn einmal führen? daß man doch dieses lange gefragt hätte! Aber vielleicht beschäftigen sie sich mit Gegenständen, die sich bloß anschauen lassen, die nicht nähren, nicht aufrichten; vielleicht schneiden sie nur weg, was schädlich ist, ohne darauf zu denken, ob man es außerdem heilen könnte; sie arbeiten vielleicht zu gleicher Zeit in dem nämlichen Staat, ohne sich zu kennen, geben oft einander die Hände, ohne sich zu lieben, und sehen vielleicht manchmal einander zu Grunde gehen, ohne sich, wenn sie auch könnten, zu retten.

Auch dadurch kann man seines Endzweckes verfehlen, daß man eine Wissenschaft nicht von der Seite ansieht, von der man sie in einem gewissen Alter, und in Rücksicht auf seine jetzigen Umstände betrachten soll. Wie von einem Baume nicht alle Künstler die nämlichen Theile benutzen, so soll, däucht mir, die nämliche Wissenschaft anders von Jünglingen, und anders von Männern, und wieder anders von verschiedenen Ständen behandelt werden. So wichtig z. B. in der Geschichte das Wissen bloßer Begebenheiten, der Verträge, Urkunden, und solcher Thatsachen überhaupt ist, so wenig sollte vielleicht dieser Theil der Haupttheil der Geschichte für Schüler seyn. Ihn soll die Geschichte bessern, auf-

wecken, thätig und stark machen. Die Betrachtung der Wege und Mittel, durch welche ein Volk von kleinen Anfängen bis zu einer heroischen Größe gestiegen, soll ihm Entschlossenheit und Eifer geben, seine Fähigkeiten aufzurufen, zu versuchen, und zu erhöhen; das Nachspüren der Ursachen und Triebräder, durch welche diese Mittel veranlaßt und erhalten worden, soll seinem Verstande Scharfsinn, Erfindung und Gegenwart verschaffen; das Hinschauen auf dieses alles zu gleicher Zeit, auf Ruinen und blühende Gefilde, auf ewige Veränderung, ewige Abwechslung und Fortdauer am Hohen und Niedern, vom Großen und Geringen, vom Leben und Tod soll seinem Herzen Ausdehnung und Geisteskraft, und die Schilderungen und lebhafte rührende Gemälde außerordentlicher Seelen sollen alle seine Triebe mit edelm unüberwindlichem Stolz gleichartiger Gemüther, und einem unersättlichen Durst nach gleichen Verdiensten erfüllen; nämlich, man soll in diesen Jahren, wo man die Quelle, aus welcher alle künftigen Handlungen fließen sollen, eröffnet, mit allen Wissenschaften mehr erfreuen, als lehren, mehr für die Wärme des Herzens, als für viele, aber unzeitige Begriffe des Verstandes bedacht seyn.

Ja, daß man die Wissenschaften nicht genießet, daß man die Hauptsache, ich meine das Gefühl, noch vernachlässiget, und schon zufrieden ist, wenn man eine Wissenschaft nur für wahr und gut erkennet, ohne sie für die seinige zu erkennen, das ist es hauptsächlich, was, wenn auch alles zugegen wäre, wenn man wahre Begriffe von den Wissenschaften, und wahre Gegenstände besäße, die Verbreitung derselben über Leben und Handlung stets unterdrücken würde. Soll eine Kenntniß vollendet, soll sie eine thätige Unterstützung und Weisheit des Lebens werden, so muß sie nicht bloß aus Ueberzeugung, sondern aus heißem Antheil und aus Liebe geflossen seyn. Seit diese erlöschten und verschwanden, seitdem sind die Wissenschaften unthätig, feindselig und ausschließend, seitdem haben sie manchmal ihre Ordnung verkehrt, und das heilige geheime Band ihres Zusammenhanges getrennt. Lassen Sie mich meine Rede mit einer Wahrheit beschließen, die mir heiß auf dem Herzen liegt, und die man in der That ernstlicher, als gewöhnlich geschieht, beherzigen sollte.

Ohne das Gefühl, das die schönen Künste gewähren, bleibt die wichtigste Lehre öde, und der tiefsinnigste Mann ein elender Pedant. Alle seine Kenntnisse gleichen einem unglück-

lichen Erdstrich, welcher, weil ihn nie die Sonne bescheint, saftlos darnieder liegt. Sein System mag sich in guter Ordnung befinden; aber da es nicht athmet, nicht gähret, so bringt es nichts hervor. Wir bemerken alle Tage an Männern, die vielleicht unendlich viel wissen, daß alle ihre Einsichten nicht den mindesten Einfluß auf ihr Leben nach sich ziehen, daß sie ihre plumpen und bäuerischen Sitten, ihre harte und verfolgende Denkungsart, und überhaupt ihr trübes unausstehliches Wesen bis ans Ende ihres Lebens beibehalten. Es ist nicht um das Aeusserliche des Ausdruckes, und, wie man meint, um geputzte Redensarten zu thun, mit denen man seine Lehre ausschmücken, und seinen Vortrag angenehmer, einnehmender machen könnte, sondern es betrifft den Geist der Künste, welcher einer jeden Einsicht ihr Leben, und den gehörigen Nachdruck giebt, welcher, vermöge eines geheimen Triebes, nach der Ordnung und dem Wesen einer Sache, den Schatten von dem Körper, das Müßige von dem Nothwendigen absondert, und jede Kenntniß an die große, gemeinschaftliche Kette der Wissenschaften anschließt. Verlassen von diesem Gefühle, macht sich noch mancher Gottesgelehrte sogar eine Ehre daraus, keine einzige reine Redensart in sei-

ner Muttersprache niederschreiben zu können, und mit eben dem Stolze legt er seinen theologischen Satz vor sich hin, erfindet sich, um denselben in ein System zu bringen, in einer barbarischen Sprache seine eigene Metaphysik und Logik, und fährt mit großer Zufriedenheit fort, die schönen Wissenschaften von Herzen zu verachten. Unbekannt mit allem dem, was man Bildung, Verfeinerung, Einklang des Gefühles mit Handlungen, was man Seelentriebe, Bewegungen, Leidenschaften des Herzens nennet, witzelt und hadert so mancher Philosoph über die Seelenkräfte, und verhöhnet die Quellen derselben, und verachtet die Dichter. Eine jede dieser Wissenschaften eifert, klaget oft über die andere, jeder ist nur darum zu thun, wie sie die andere beherrschen, wie sie ihre Sache zur Vorschrift der andern machen möge; eine jede glaubt, selbstständig, und allein aus sich selbst entsprossen zu seyn. Mit solchen Gesinnungen, mit dieser Trockenheit des Sinnes wollen wir Theologen, Rechtsgelehrte, Vertheidiger der Gerechtigkeit werden. Wir wollen Prediger werden, die dem Menschen vom Laster abrathen, und ihn zum Guten bereden sollten, und besitzen keinen Begriff von menschlichen Herzen, wissen nichts von den Quellen der Leidenschaften, vom Uebergang einer

Seelenbewegung zu einer andern; wir bilden uns ein, dem kranken Nebenmenschen seine unordentlichen Begierden, seine Gewohnheiten aus dem Herzen durch Worte und Befehle hinausschrecken zu können. Wir wollen Gesetze machen, durch welche der Geist, die Denkungsart eines Volkes erhöhet, durch welche die Triebe der Häuslichkeit, der Industrie, der vaterländischen Gesinnungen erweckt werden sollen, und wissen nichts um die Kenntniß der Charaktere, verstehen nicht, was aus dieser oder jener Verordnung bei einem Volke, das diese Talente, diesen Hang besitzt, hervorkommen müsse; wir wollen aussäen, und ärndten, und tragen nicht die geringste Sorge, uns mit dem Boden, wo wir pflanzen wollen, oder mit der Pflanze selbst, oder mit der Frucht, welche sie endlich einmal hervorbringen soll, bekannt zu machen.

Noch sind unzählige Ursachen vorhanden, welche auch den besten Unterricht in Schulen bald nur zum Gedächtnißwerk machen, bald ihn nur dem Verstand mittheilen, ohne ihn in das Herz dringen zu lassen. Unedle Absichten, Mangel an Fleiß, an nöthigen Talenten, an unentbehrlichen Hilfsmitteln zum Studiren, stürmische Leidenschaften, und tausend andere Uebel dieser Art sind die gewöhnlichen Hindernisse der Weisheit, die man aus den

Wissenschaften schöpfen sollte, entweder den Eingang zu verwehren, oder die gehörige Ausbreitung zu unterdrücken. Der wird sie alle heben, der mit dem ernstlichen Vorsatze, mit der Liebe für das Vaterland, für sein Wohlseyn in die Schule kömmt, sie heben zu wollen.

Noch einmal meine Herren! meine theuersten Landsleute und Freunde! was nützet alle Einsicht, alle Gelehrsamkeit, wenn sie nicht in uns denkt, in uns handelt, und mit unsern Jahren zunimmt; wenn wir sie bloß nur wissen, und nicht, als unser Eigenthum, benutzen, vermehren, mit ihr einen edlen Wucher treiben? Wie weit würde man es vielleicht mit der Gottesgelehrtheit, in den Rechten, in der Arzneikunst, und in allen den andern nützlichen Wissenschaften gebracht haben, wenn man dieselben nicht bloß nachgelernet, sondern darin selbst gedacht hätte, und in dem, was uns die großen Männer hinterlassen haben, fortgefahren wäre! Aber nur selten hatte einer den Stolz, oder den großen Muth, die Sache, welche man ihm beschrieb, selbst zu berühren, und sie als seine eigene zu behandeln. Ehren Sie doch sich selbst, und denken Sie bei Tag, und wiederholen Sie sichs bei der Nacht: Auch ich will einer von den Männern werden, die sich in dieser oder jener Wissenschaft einen ei-

genen Ruhm erwarben, die mit ihrem Namen den Namen ihres Vaterlandes in die entferntesten Länder trugen, und Licht auf ihre Zeitgenossen verbreiteten. Ich will durch das Gebiete meines Studiums nicht bloß wandern, ich will darin wohnen, und was darin Gutes ist, selbst in Besitz nehmen. Ich will unerschrocken bei Beschwernissen, und unüberwindlich in meinem Eifer durch alle Hindernisse selbst der Urquelle mich nähern, bei der so mancher Ausländer sich gestärkt, und begeistert, und durch ganz Europa gerufen hat: Seht, das habe ich gethan, ich habe mich zum Herrn meiner Wissenschaft, und zum Erfinder, zum Lehrmeister meines Zeitalters gemacht!

Warum sollen wir das nicht thun können? Gewiß, Sie werden es thun, Sie werden, wenn Sie so dieß Jahr anfangen, so fortsetzen, einst als nützliche Glieder des Staates, als Gelehrte dem Auslande es gleich thun. Was Frankreich und England denken, erfinden und handeln kann, soll das unser Bayern nicht können? Sagen Sie dieß recht oft bei sich selbst, und Schimpf und Schande auf den, der es bloß denkt, und nicht laut sagt, nicht ausübt. Nein, ich würde glauben, daß ich Ursache gegeben habe, mir das Zutrauen von Ihnen allen zu entziehen, wenn ich dieß auch nur von Einem aus Ihnen dächte. Welch

ein Tag für uns, der heutige Tag, der uns dieß Jahr eröffnen, und mit diesem die Erwartung unsers Vaterlandes von uns, den Grund unsers künftigen Wohlseyns bestimmen soll! Es ist lang für den, der es benützen will, und das wollen wir alle. Wie süß und belohnend wird es am Ende seyn, wenn wir uns hier wieder freudig versammeln, und beurlauben, indem wir uns unsers Eifers erinnern, und die neuen Kräfte fühlen, an denen wir dieß Jahr zugenommen haben; wenn wir uns sagen können: Dieses Jahr war es, wo ich den Grund zu meinem und anderer Wohlseyn legte, wo ich die guten Grundsätze meines Lebens erhielt, und thätig ausübte, wo ich an der Hand meines Lehrers, der nicht nur mein Führer, sondern mein Begleiter und wärmster Freund war, die Wege zur wahren Wissenschaft, zum Ruhm, zur Weisheit betrat!

Von den Ursachen, warum die Früchte der Schulverbesserungen nicht plötzlich sichtbar und allgemein werden *).

Man soll bei allen neuen Einrichtungen eine der ernstlichsten und umständlichsten Betrachtungen dahin verwenden, daß man den Fortgang derselben in die Zukunft, und die möglichen Folgen in der Anwendung im Voraus bestimme, und wenn sie nicht auf der

*) Eine Rede, welche 1775 bei der feierlichen Eröffnung der Schulen abgelesen wurde.

Stelle so vollkommen seyn können, als man sie wünscht, die Ursachen der späten Erfolge dem Publikum vorlege. Je nothwendiger eine Verbesserung, und je richtiger sie getroffen und festgesetzt ist, desto langsamer rücken die meistenmale die Wirkungen nach, und desto fortgesetztere Bemühungen erfordert es, den neuen Anstalten Aufnahme und Ausbreitung zu verschaffen. Allein, wie manchmal bösartige Kranke, wenn sie die Kraft der Arznei nicht auf der Stelle empfinden, dieselbe mißtrauisch verwerfen, sich wider alle Vorstellungen der Verständigen neue zulegen, keine benützen, und mit allen, weil sie dieselben mißbraucht haben, verlegen bleiben, so verfallen oft beide, die Verbesserer sowohl, als diejenigen, mit denen man eine Verbesserung vornimmt, wenn die getroffenen Anstalten nicht alsobald vor sich wollen, in einen schädlichen Kleinmuth, bereden sich, daß das, was nicht schon nützlich geworden ist, niemals nützlich werden könne, schreiten zu neuen Erfindungen, die aber so wenig, wie die ersten, fruchten, und irren in einer erbarmungswürdigen Verlegenheit von Fehltritten zu Fehltritten.

Man scheint hie und da auf die neuen Einrichtungen, welche man zur Aufnahme unserer Schulen getroffen hat, mißvergnügt und zweifelhaft hinzusehen, und, indem man den

stillen Einfluß derselben auf das christliche und bürgerliche Leben mit Händen nicht sehen kann, heimlich und öffentlich die Aenderungen, welche man bereits gemacht hat, anzuklagen, und sich neue, oder gar die alten zurück zu wünschen. Da dieses eine Beobachtung ist, die uns allen zugleich gemein und bedenklich bleibt, so muß es auch für alle eine gemeinschaftliche Pflicht seyn, sich an die Anmerkung, welche ich vorausgesetzt habe, zu halten, mit beiden Augen vor die Sache zu treten, und mit der deutschen Freimüthigkeit, mit der man über alles laut zu denken gewohnt ist, zu untersuchen, ob sich nicht etwa Ursachen finden, welche die besten Schulvorschläge zurückhalten, und den Erfolg auf spätere Zeiten verlegen.

Schulen haben die Absicht, künftige Bürger zu bilden, künftige Bürger menschlich und wahrhaft christlich denken, und sie in ihren Handlungen einen weisen Kummer, Liebe, Sanftmuth und Bescheidenheit, und alle Eigenschaften eines wahren, durch die Vernunft und Religion beseelten Menschen beobachten zu lehren. Wir sollen in unsern Tagen, wenn die jetzigen Schüler in das gemeine Leben entlassen, und in die Pflichten der Staatsgeschäfte aufgenommen werden, eine Nachkommenschaft aufstehen sehen, wo die Väter, von einer menschlichen Zärtlichkeit gegen ihre Kinder auf-

gemuntert, und überzeugt von der Nothwendigkeit der ersten Erziehung, das Heiligste, das ihnen Gott anvertrauet hat, und ihr Herz empfinden kann, die Sorgfalt über dieselben, mit Ernst auf sich nehmen, und jene erhabene Freude fühlen werden, die ersten Spuren und Kräfte des Verstandes selbst aufzurufen, und die Keime jeder guten Eigenschaft zu entwickeln. Dann wird man (o daß Gott es jetzt gebe!) in Gesellschaften statt der gedankenlosen Unterhaltungen, und alle Menschheit erniedrigenden Beurtheilungen, aus der Fülle des gerührten Herzens sich herumfragen, welche Mittel es gebe, das Kind von den allmähligen kleinen Aeußerungen, daß in ihm ein Hang zu dieser und jener Unart, die jetzt als ein liebenswürdiger, unschuldiger Einfall bewundert, und einst an dem Manne als ein Verbrechen hervorgehen wird, verborgen liege, mit Liebe und bescheidenem Ernste, mit einer Art, die die Seele erhebt, abzuziehen; welche Mittel es gebe, dasselbe von den Ankündigungen des Neides, des Hasses, des Hochmuths, und allen den Fehlern, die man oft bemerkt und unterhält, abzulenken, und zur willigen Aufnahme der guten Eindrücke herzurichten und folgsam zu machen.

Künftig also, und wenn diese häusliche Erziehung vorangeht, und schon zugleich in

die Schule kömmt: welcher Vortheil für die Anstalten derselben! Von denjenigen Jahren, die man jetzt unbedachtsam hingiebt, von den Jahren, wo die Kinder aufwachen, anfangen, dieses oder jenes zu lieben, oder zu verabscheuen, hängt alles, die Vernunft und Erfahrung bestätigen es, hängt alles ab, was man künftig mit denselben vornehmen und wirken soll, und die Fassung, welche sich da festgesetzt, bestimmt gemeiniglich die Lust der Kinder, eine gute Lehre aufzunehmen, ordnet ihre künftigen Schritte, und ihre Hoffnungen in das weitere Leben.

Wenn die Aeltern selbst feindselig, abgeneigt, und mit widersinnigen Einbildungen wider etwas, das sie nicht kennen, und nicht erfahren haben, erfüllt sind; wenn sich also bei den Kindern außer der gewöhnlichen Abneigung zu allem Unterricht noch die Schwachheit der Aeltern gesellet, und dieselbe verhärtet hat; wenn sich bereits schon schädliche Anmuthungen zur Unthätigkeit, zum Eigennutz und Hartsinn eingeschlichen, und merklich gemacht haben; wenn das Kind zu Hause durch ein unvernünftiges Aufdringen unfaßlicher Dinge, und unzeitiges Anstrengen, und durch die unzähligen gewöhnlichen Mißbräuche, sklavisch, furchtsam, niederträchtig geworden, wenn die Triebe des Edelmuths, der Freimüthigkeit scheu

gemacht und erstickt sind, was werden da die besten Schulanstalten helfen, und wieder herausnehmen können? Wunder werden diese Einrichtungen niemals versprechen; (denn wozu wären sonst so viele Bemühungen nöthig?) aber wundervolle Dinge würden die Kinder versprechen, welche bereits gehörig erzogen, wenigstens nicht verzogen, in die Schulen kämen, und gefaßt wären, den Unterricht derselben mit begierigen Herzen aufzunehmen, und mit fortgesetztem Fleiße zu behalten.

Gleichwohl, so sehr es zu befremden scheint, sind jene nicht allezeit die schädlichsten Feinde guter Einrichtungen, welche noch Hitze genug besitzen, dieselben anzutasten, und durch gehässige Anschläge entgegen zu arbeiten. Wer nur einmal im Laufe ist, es mag nun so unglücklich abgehen, als es will, verdienet noch Mitleiden; denn er würde, gehörig gewarnet, die rechten Wege einschlagen, würde vor sich setzen; aber so viele Aeltern vergessen ihre Kinder, und überlassen die Wohlfahrt derselben fremder Gleichgültigkeit. Todt für die Pflichten, welche das Herz lehrt, ist es ihnen gleichviel, was mit denselben vorgeht, ist es ihnen unerträglich, die stets beschäftigte Lebhaftigkeit zu ertragen, und glücklich zu benutzen. Um sich vor einem Ungestüm, der ihnen unausstehlich ist, los zu machen, führen

sie sie oft zu unnützen, oft zu gefährlichen Unterhaltungen, und geben sie gleichwohl ihrem Schicksale preis. So gehen die Jahre, wo die Seele noch weich ist, unbenutzt, verwaist dahin, und wenn die Zeit kömmt, wo man die Fähigkeiten entwickeln, und gehörig wenden soll, sind Unkraut und Unlust an ihrer Stelle. Es giebt keine so bestimmte Methode, daß man an dieselbe durchgehends in allen Fällen sich halten, und überall bei der ersten Bildung nach ihr verfahren soll. Auch können ernsthafte Dinge niemals den Anfang machen, sondern diese müssen erst durch sinnliche Bilder angekündigt, unmerklich nachrücken. Es sind ganz einfache, natürliche Mittel, unnennbare Gelegenheiten, von der Aelternliebe erfunden, und von der Klugheit angewandt, welche das Kind in die gehörige Richtung bringen, welche es, während daß sie dasselbe unterhalten, und mit ihm spielen, stillschweigend unterrichten, es unvermerkt nachsinnen und empfinden lehren, daß es allein mit dem, was vor ihm liegt, nicht zufrieden seyn, sondern fremde Hülfe annehmen, und sich bestreben müsse, durch Fleiß und Zutrauen sich die Gewogenheit und Bildung der Unterrichtenden zu verdienen, und durch kleine Siege über anscheinende, oder wirkliche Beschwernisse sich hinwegzusetzen.

Eine Hauptfolge der veralteten und unthätigen Unwissenheit ist in diesem Stücke jener Eigensinn, nach welchem man zu schließen fortfährt, daß dasjenige, was allgemein geschieht, nicht anders, als recht und löblich geschehen könne. Eine Familie erhält die andere in ihrer Härte, und stützet ihr Aergerniß auf fremde Beispiele. Manche Aeltern würden von den jammervollen Früchten auf die Ursache fortdenken, und schließen, daß eine Erziehung, welche die meisten Kinder öde, ungesittet, verhärtet gegen alles Gute läßt, vielleicht nicht richtig sey. Manche würden sich von dem Ernste öffentlicher Anstalten aufmerksam machen, und belehren lassen, daß die Befolgung derselben für ihre Kinder die größten Vortheile enthalte. Manche würden sich endlich den väterlichen Landesverordnungen mit Treue und Gehorsam unterziehen, wenn nicht die allgemeinen Beispiele vermögend wären, alle guten Gedanken zu untergraben, und sie dahin rissen, nachzuthun, was sie von andern vorausgethan sehen. Allein, wenn ein freier, vernünftiger Mensch sich nicht bloß darum zu etwas entschließt, weil er es von andern, ohne ihre Absichten zu wissen, unternommen sieht; wenn er eine jede Sache, die gut und wahr ist, aufnimmt, ohne darauf zu achten, von wem sie herkomme, ohne sich nur

nach fremden Beispielen zu richten; wenn das gute Beispiel einzelner Familien, denen wir unsere Achtung schuldig sind, mehr beweiset, als das Betragen einer Menge eigensinniger Thoren; wenn in Dingen, welche am engsten mit uns verbunden sind, jeder sich selbst vor Augen hat, so sollte man doch aufwachen, sollte nicht immer blindlings nachhandeln, sollte selbst handeln, und den Anweisungen folgen, welche uns Männer aufrichtiger, und von Erfahrung begleiteter Einsicht und christlicher Liebe vorgelegt und angepriesen haben.

So lange man sich im Voraus denkt, daß eine Sache, die alt, und immer so gewesen ist, niemals aufhören könne, gut zu seyn; so lange man nichts für gut hält, als was man selbst gelernet oder erfunden hat; so lange man jede Aufhebung eines mit sich selbst streitenden, und von allen Klassen der Fehler bezeichneten Mißbrauchs für eine bedenkliche Neuerung hält; selbst die Aufklärung der Vernunft für verdächtig ansieht; zwar weiß, daß endlich auch Gebäude von einer dem Scheine nach ewigen Dauer veralten, und dennoch bei den Maßregeln, welche unsere Vorfahren bei ungleichen Umständen genommen, keine Abweichung sich denken kann; so lange es im Allgemeinen bei dieser Fassung bleibet, wie kann man hoffen, daß Einrichtun-

gen, welche, wenn man sie auch mit Eifer befolgte, auf der Stelle nicht wirken können, den erwünschten Endzweck hervorbringen sollten? Bald werden kurzsichtige und hartherzige Aeltern dem manchmal bessern Kinde die zum Unterrichte nöthigen Hilfsmittel versagen, und die Hauslehrer, die von ihnen abhängen, heimlich, durch ihren Unwillen und ihre Unlust zu neuen Dingen, warnen, auf der Hut zu seyn, und sich durch die Einführung einer in diesem Hause verhaßten Lehrart in keine Ungnade zu setzen; bald werden die Schüler selbst, wenn sie den Wink der Aeltern bemerken, zurücktreten, und einen schwindeligen Begriff von eben der Bemühung sich machen, welcher sie alle ihre Aufmerksamkeit widmen, und ihre künftige Wohlfahrt verdanken sollen.

Wenn man den Mann nach dem Maaße des Dienstes, welchen er dem Staate leistet, ehren soll, und manchmal wirklich ehret; wenn die Bemühung, eine thätige Glückseligkeit unter die Menschen zu verbreiten, die wichtigste, und wenn endlich an hundert noch bildungsfähigen Kindern unendlich mehr gelegen ist, als an tausend Erwachsenen, wie außerordentlich soll man den Mann auszeichnen, dem man diese Stelle übergiebt? Aber wo können bei diesen Umständen jene Aufmunterungen

herkommen, welche den Mann, der sich zu den Schuldiensten entschließt, begleiten, ihm seine, für jeden, der es selbst nicht erfahren hat, unglaublich schweren Arbeiten versüßen, und ihm Muth machen sollen, neue Wege zu bahnen, und die Last seiner Pflichten munter und standhaft zu tragen? Es ist schon sehr hart, und desto härter, je besser man es meint, in einer Gesellschaft von Menschen, nachdem man für dieselben seine Bequemlichkeit, seine Kräfte und Gesundheit aufgeopfert hat, ohne Trost und Zutrauen zu leben, sich immerdar in sich selbst zu hüllen, und, wo man hintritt, von zweideutigen Gesichtern und Haß-ausdrückenden Mienen sich umgeben zu sehen; aber, o Gott! Er, welcher den Verstand einer Gemeinde aufklären, ihr Herz bilden, es in seiner Gewalt haben soll, dem Fürsten und der Religion wahre Menschen oder Ungeheuer zu liefern, dieser unendlich bedenkliche, höchst wichtige Mann, wurde manchmal in unsern Tagen, und vor kurzem in vielen Gegenden kaum höher, als der Mann über die Heerden, geachtet, wurde außerdem, daß man ihm den für die niedrigste Menschenklasse nöthigen Unterhalt zugeworfen, kaum bemerket, und von allen Arten öffentlicher Staatswürden ausgeschlossen. Gute Schulen erfordern bei ungemeinen Geschicklichkeiten auf-

ſerordentliche Treue und Fleiß, und wenn man die Schickſale dieſer Bemühungen weiß, mit welcher Zuverſicht wird man ſich auf eine durchgehends hinlängliche Anzahl guter Lehrer Hoffnung machen können? Ausländer, welche die Geſchichten ſo mancher Länder, die ſie nicht kennen, verunſtalten, betrachten uns überhaupt, in Abſicht auf die Künſte und Wiſſenſchaften, auf der ungetreueſten Seite, und verhöhnen uns, wo ſie uns vielleicht beklagen, bedauern ſollen. Mangel des Genies, des Fleißes kann man uns nicht Schuld geben, wenn man uns näher geſehen, ſtudirt hat; aber es iſt leicht, wie der Weltweiſe, im Vergleich des römiſchen Staats mit dem griechiſchen, ſagte, höher zu rücken, und dann auf diejenigen herabzuſehen, die nicht mit hinanſteigen, und den zu überwinden, der niemals geſtritten hat. Der niedrige Rang, und die verächtlichen oft knechtiſchen Begegnungen benehmen endlich auch dem Manne von den beſten Vorſätzen den Muth, auf ſeine Pflicht zu halten, gegen die Anfälle der häuslichen Verfolgung und Unwiſſenheit auszuharren, und über die Vorurtheile ſeiner Gegend zu ſiegen. Wer nicht von beſondern Abſichten geführt, oder nicht von dem Mangel des Unterhalts gedrungen wurde, hätte es für eine Art von Wahnwitz angeſehen, wenn er ſich es ſollte einfal-

len lassen, sich bis zu diesen kleinen verachteten Arbeiten zu erniedrigen, und seine Freiheit, seine Ruhe, seine Achtung bei andern dem Herrn der Schulen, etwa einem Edelmann mit den Sitten seines Dorfes, etwa dem elenden Eigensinn einer Rathsgemeinde, wo es der Hauptgrundsatz ist, nichts über alles zu denken, mit Verläugnung des gesunden Menschenverstandes vor die Füße zu legen.

Aber, wenn wir auch immerhin geschickte, treue und arbeitsame Männer erhalten sollen, und diese lassen sich freilich noch manchmal miethen, was wird schöne Seelen, Männer von Genie erwecken? Mit einem Geiste von außerordentlichen Gaben sind auch Länder, wo es bereits Licht ist, in einer Art von Verlegenheit. Je mehr er taugt, und je fähiger er ist, desto geschwinder hebt er sich aus der gemeinen Klasse der Menschen, und verliert sich gleichsam, indem er sich immer höher schwingt, aus den Augen derselben. Man bemerkt seinen Gang aus dem Ungemeinen, das er an sich hat, und die Klügern messen ihn aus seinem Schatten. Aber gemeine Seelen finden nur das an ihm, was sie suchen; suchen sich selbst, ihr Herz, ihre Einsichten, und so oft ihre Schwachheiten. Hier sitzt der Mann, zufrieden, nicht mißkannt zu seyn,

mitten unter der Menge in seiner Einsamkeit und stillen Größe, vergißt das Geräusch, vergißt seine Bequemlichkeit, und arbeitet mit der innigsten Wärme unermüdet seinen Weg fort zur Wohlfahrt der Menschen. Ich verstehe unter der Aufmunterung, mit der man ihn pflegen soll, nicht diejenige, welche kriechende Gemüther ein ausgemachtes Glück nennen, daß man ihn zum Glanze und Ehrenstellen hervorziehen, seinen Namen in bettelnde Lobschriften drucken, oder ihn mit Reichthum überhäufen soll. Die größten Männer haben oft bei dürftigen Umständen genügsam gelebt, und ihre Bemühungen zufrieden fortgesetzt; aber wenn man sich nicht zu Tod schämt, falls man sich, bloß darum, weil man Macht besitzt, sein Gesicht in Falten zu legen, untersteht, Hochmuth zu besitzen, und den Mann von Genie zu beunruhigen; wenn man über seine Arbeiten kalt bleibt, und mit trägem Phlegma ihn anstarrt; wenn er sich bei seinen Bemühungen denken muß: da liegt nun eine Nation vor mir, in der Bildung vernachlässiget, und begraben in Schlafsucht; aber ich will meine ganze Seele anstrengen, ihr aufzuhelfen, will für sie Nächte durchwachen, mein Leben nicht achten; — und dann, wenn ich fertig bin, wird man mich mit den Augen, die ich geöffnet habe, verdächtig ansehen,

mir ausweichen. Ich will auf dem dürren Boden denselben ein Denkmal errichten; aber ich weiß, daß ich mich verbergen, daß ich mein Werk in die Hände derjenigen geben muß, denen es in die Seele geht, einen Menschen mit Fähigkeit, mit Muth und Fleiß zu erblicken. — Große Männer beklagen sich selten, oder man versteht sie nicht, was sie wollen. Die meisten, die in Geheim Stimmen von ferne zu hören glaubten, standen auf, trugen ihre Ehre und die Schande des Landes mit sich fort, das sie verließen. Manche verloren sich eben so ungesehen, als unbedauert — laßt uns diese Betrachtung verlassen! Das einzige, was da Ehre macht, ist, es zu gestehen, und nicht aushören zu können.

Diese wenigen, jedermann bekannten, und häuslichen Wahrheiten sind einige von den Ursachen, wodurch die besten Anstalten, Anstalten, die eben so redlich gemeint, als klug ausgedacht sind, vielleicht spät zurückgelegt, vielleicht gänzlich gehemmet werden; aber es ist betrübt, von einer Sache zu sprechen, dessen bloßer Inhalt sich selbst verurtheilt und gehässig macht, und ich will nur noch einige allgemeine Ursachen anführen, die sich bei allen Einrichtungen in der Welt einfinden können. Sind sie auch auf keinen gewissen Fall,

wie ich es dann auch von keinem gewissen behaupte, anzuwenden: so mögen sie vielleicht doch geschickt seyn, uns für alle aufmerksam und behutsam zu machen.

Es ist der erste Grundsatz, an den man sich bei der Ausführung einer wichtigen Unternehmung halten muß, erst auf dem Wege der vorkommenden Hindernisse niemals zu verzagen, und dann zu gleicher Zeit niemals mit einer blinden Unerschrockenheit fortzusetzen, niemals alles auch bescheidene Mißtrauen in seine Einsichten und Anschläge zu verwerfen.

So ängstig und kurzsichtig der Gedanke ist, wenn ich sehe, daß die Wirkung verfehlt, so muß die Ursache verfehlt seyn, so ist er doch das gewöhnliche Urtheil, das bei jeder neuen Anstalt, wenn sie zu mißlingen scheint, von allen Seiten zusammen eilet. Woher kämen sonst die heimlichen Bemühungen derjenigen, die man aufrichten will, alle Hülfe, die man ihnen anbietet, von sich abzulehnen? Woher manchmal die ängstliche Verlegenheit derjenigen, welche die Wiederherstellung einer längst verzweifelten Sache auf sich zu nehmen haben?

So wie kein Plan, wenn er auch vollständig ist, unaufhörlich ansteht, und gleich gut bleibt, so kann keiner, wenn auch wahre Einsichten und eine eifrige Ausübung sich vereinigen, auf der Stelle vollständig werden.

Das erste Zeichen, daß eine Sache gut ist, und der vornehmste Beweis, daß sie Eindrücke macht, wird oft schon dieser seyn, daß sie den meisten mißfällt. Wie wenn ein Alter mit den Sitten unter uns stände, nach denen man vor tausend Jahren gelebt hat, er denjenigen unausstehlich vorkommen, und sie beleidigen würde, welche von jeder Sache nach dem, was sie gesehen, zu urtheilen gewohnt sind; so mißfällt der Weise, der in seinem Betragen und Handeln der Menge vorausgeht, und sie durch seine Beispiele und Ordnung auf bessere Wege zu führen bedacht ist. Daher ist selten, wie uns die Geschichte zeigt, eine Nation aufgestanden, ohne diejenigen, von welchen sie geweckt worden, zu opfern. Man will sich, so scheint es, die Mühe ersparen, zu gestehen, daß man tief gelegen hat, und, ehe man sich einander in die Augen sieht, diejenigen aus dem Wege räumen, vor denen man zu erröthen gezwungen wäre. Darum erhält der Mann Lob, wenn man ihn nicht mehr sieht; darum stehen diejenigen, deren Asche die Väter zerstäubten, auf den Säulen und Altären der Enkel.

Diese Wahrheit, so sehr man sie voraus weiß, hat schon manchmal den besten Anstalten ihre Haltung, und heroischen Gesinnun-

gen ihre Richtung benommen. Wenn gleich der Ausbruch des Eifers für Vernunft und Menschheit unmöglich wieder zurückzuhalten ist, wenn gleich der Tag der guten Denkungsart zu ungestüm aufgeht, als daß man nicht mit beiden Augen sehen, und ihm nachgehen sollte; dennoch hat ein Feind des gesunden Menschenverstandes seine gallichten Absichten schon weit gebracht, und mehr, als sich denken läßt, gewonnen, wenn er es dahin vermocht, die Ausübung eines einhellig schön erkannten Vorschlages durch stille Wickeleien auf eine Zeit in Verlegenheit, und den Urheber derselben in den Verdacht eigennütziger Absichten, oder eines bösen Herzens, das er nach dem seinen mißt, zu versetzen. Die höchsten Stellen werden, wenn die unleidentliche Ungestümigkeit fortdauert, und in ausgesuchten Stunden angebracht wird, wenn sie denselben zur Tafel, zu Erholungen, in das Kabinet nachschleicht, und sie verfolgt, endlich müde und nachgiebig, und den Vätern des Landes wird ihr Leben sauer gemacht, daß sie sich überstimmt zurückziehen, und mit einer Betrübniß, die man gegen Hilflose empfindet, von Ferne zusehen.

Der Grund guter Einrichtungen muß gleich anfangs auf haltende Lagen verlegt, und darauf wohl befestiget werden. Allein je reiner

eine Sache, je mehr sie von einem philosophischen Geiste vorgeschlagen, und auf die Ausübung gerichtet ist, desto unmöglicher ist es ihr oft, es gleich anfangs zu scheinen. So wie man ehe viel gelesen, gedacht haben muß, um in einer großen Schrift viel lesen, viel finden zu können, so müssen erst unzählige Umstände herbeigeschafft, und in die gehörige Fassung versetzt seyn, wenn sie die Wirklichkeit guter Plane nicht verlassen, nicht verunstalten sollen. Für jetzige und künftige Zeiten liegen oft gleiche Wahrheiten da, zum guten Gebrauche bestimmt, und zum bösen willfährig; aber wie das reinste Metall schöne und abentheuerliche Gestalten annimmt, nachdem der Model, den es durchgeht, es umschafft und ordnet, so werden gleiche Gedanken, welche in benachbarten Gegenden Menschen und Christen hervorbringen, durch ungeschickte Hände gleichgültig, und von bösen Gemüthern unkenntlich gemacht. Wenn man fremde Unrichtigkeiten für die seinigen hält, wenn man, sobald Absichten mißlingen, davon abläßt, zu verdrossen ist, der Sache eine neue Wendung, neue Unterstützung zu geben, zu muthlos, seine Feinde müde zu machen, oder zu gutherzig, einige zu entdecken; wenn man jeder gallsüchtigen Kritik, die sich zur Schande unsers Zeitalters in der Nähe und Ferne herum-

balgen, einen kriechenden Beifall giebt; so drehen sich Wahrheiten und Lügen in einem Wirbel, schaffen den Thoren die Unordnung, die sie suchten, bringen die höchsten Stellen auf mißtrauische Gedanken, und verursachen des Friedens willen der guten Sache ein unzeitiges Machtwort.

Aber so gefährlich das kleinmüthige Mißtrauen ist, vermöge welchem man seine eigene Erfindung verurtheilt, und seine Anstalten jedem Schicksale preis giebt, so ist doch der eine äußerste Fehler ein wider alle gesunde Vorstellungen verhärtetes Vertrauen auf seine eigenen Kräfte weit öfter die Ursache, warum die besten Grundsätze mitten in ihrem Laufe sich umwenden, und dem vorigen Unsinne anheim fallen. Wie oft läßt man sich von seinem Bewußtseyn, daß man aufrichtig bereit sey, gut zu denken, und unpartheiisch anzuordnen, dazu verführen, nicht weiter nachzudenken, und auf der Stelle zu glauben, daß alles, was man suchte, vollendet, und auf das beste geordnet sey!

Es ist nicht leicht eine Art von Menschen so gar außer Art geschlagen, daß, wenn ein Mann mit Geist und Wahrheit unter sie tritt, nicht einige davon ihn bemerken, sich über sich selbst berathschlagen, und fühlen sollen, wo sie stecken, und wie sie seine Vorschläge zu

nehmen haben. Diejenigen, welche am wenigsten verderbt sind, werden bald einen gleichen Ton angeben, und ihren Retter mit lautem Beifalle empfangen. Bescheidene Männer werden entzückt, bei ihrer Nation Spuren von Nachdenken zu erblicken, die kleinsten Bemühungen mit Freuden aufnehmen, und, um die Anfänger nicht kleinmüthig zu machen, denselben mit der liebreichen Miene einer Genügsamkeit, Ermunterung zusprechen; viele werden vor Verlangen, sich herauszuhelfen, alles anrühmen, nichts prüfen, und jede Sache annehmen. Eine gewöhnliche und gefährliche Versuchung für Väter der Bildung!

Das ist nicht allemal groß, was große Eindrücke macht, und eine gute Aufnahme erhält. Je dunkler die Zeiten sind, je verlegener ein Ort ist, desto mehr Hochachtung erhalten seichte Dinge, und desto leichter gewinnen sie den Ruhm des Ungemeinen. Man schätzt alles gleich hoch, weil man vor allem erschrickt, weil man sich vornimmt, gegen alles willfährig, ehrfurchtsvoll zu seyn. In eben den Jahrhunderten, wo man zu unwissend war, um einen Horaz oder Virgil zu verstehen, und ihren Geist zu empfinden, hat man, ohne selbst zu wissen, warum man es vornahm, es sich zum Gesetze gemacht, dieselben niemals zu untersuchen, und überall zu vergöttern.

Lassen Sie uns näher zu unsern Absichten kommen. Es ist ein hartes Schicksal für die Wissenschaften, welches gute und pedantische Zeiten gemein haben, daß sie in einen dummen Stolz ausarten, und im Vielwissen ihr Ansehen suchen. Angespornt vom großen Eifer, aber vom kleinen Denken beseelt, und gepeiniget von den Vorzügen des Verdienstes, faßt man den Vorsatz sich auszuzeichnen, verläßt die gemeinen Wege, verläßt die gesunde Vernunft, gräbt, sucht in Tiefen, was ganz einfältig aufgedeckt daliegt, und mißt seine Gelehrtheit nach der Anzahl, und den sinnreichen und nichtsbedeutenden Namen seiner Gegenstände. Wie junge Leute, wenn sie das erstemal Bücher in die Hände bekommen, und aufwachen, in Sentenzen und verdeckten Sprüchen ihre Einsichten suchen, überall mit Geräusch sprechen, und den Geist nicht empfinden, so häufte man in elenden Zeiten Studien auf Studien, erfand für ein leerstehendes Zimmer eine neue Schule, und bildete sich ein, seinen Eifer nützlich verwendet, und die Wissenschaften dem goldenen Alter nahe gerückt zu haben, wenn man einen Namen hatte, der vielsylbig genug war, ein Jahr auszufüllen, und jährliche Einkünfte genug, einen Lehrer miethen zu können. Viele Schulen hat man ehe für die Umstände seiner Zeit,

viele aus Unwissenheit, viele aus Prahlerei, und so viele aus Gemächlichkeit errichtet. Wo sich Schüler fanden, da fand sich ein Lehrmeister; und sobald dieser einmal im Besitze seines Amtes befestiget war, so wurde es freilich seine Pflicht, sich und seinen Posten den Wissenschaften nothwendig, und dem Staate unentbehrlich zu machen. Wann hat also die Eintheilung der Wissenschaften in so viele Fächer, Gattungen und Arten ein Ende finden, wann hat man zu viele nennen können?

Man besitzt schon nicht allemal Muth genug, gewisse Sachen bloß zu untersuchen, und über dieselben zu denken. Man hält es für abentheuerlich, eine Bahn anzutreten, wo die alten Fußtritte verlöscht, und keine neuen gebahnt sind, nöthiget sich wechselweise zur Nachahmung, und hält die Intriquen, oder wechselweise Verachtung so vieler Schulen, womit sie sich im Vorbeigehen durchkreuzen, für die Geschäfte und Verdienste derselben. Dieses nimmt den guten Begriff von dem wahren reelen Unterricht vollends hinweg, blendet die Menge, und blähet die leeren Köpfe der Jugend auf.

Die Ueberzeugung also, daß man wissen soll, welche Studien man hervorziehen, wie man sie anordnen, wie man andere ausheben oder vereinigen, wie man sie auf das bürgerliche

Leben anwenden, und wohin man sie lenken müsse, diese Ueberzeugung, welche Demuth, und welches bescheidene Mißtrauen in seine Einsichten soll sie uns einflößen! Seine eigenen Vorurtheile ablegen, und die hirnlosen Anfälle verhärteter Schuldenker nicht gerade widerlegen, sondern beschleichen, sich in Gedanken in eine ganz andere Sphäre versetzen, hinausdenken, wie schwer ist dieses? Man kann nie zu viel lernen, nie zu weit in das Gebiete nützlicher Wissenschaften geführt werden; aber man kann aus Prahlerei, aus übel verstandenen Grundsätzen, gleich den alten Methodisten, Austheilungen machen, wo keine sind, und trennen, was vereiniget seyn sollte; man kann aus unreifem Eifer, viel lernen zu lassen, Studien erfinden, oder alte dulden, die zu nichts als zum Zeitvertreibe dienen, die blendende Gecken, müßige Köpfe bilden, die selbst unnütz bleiben, und arbeitsame Bürger mit ihrem Geschwätze beunruhigen; man kann sich bereden, daß man auf dem Wege sey, die Aufnahme der Wissenschaften immer höher zu bringen, und sicherer zu befestigen, während daß man sie in ein Labyrinth verwickelt, mit äußerlichem Ceremoniel umhängt, und geist- und sachlos macht.

Oft nimmt man das zur Absicht, was bloß ein Mittel seyn soll, und tritt mit gro-

ßem Aufwand und Lärmen eine schreiende Reise an, ohne zu fragen, wohin sie führt, ohne sich ein Ziel zu setzen. Die Frage: wie werden meine Schüler diese Wissenschaft anwenden, wem werden sie damit nützen können? Auf welche Denkungsart führt dieses oder jenes Studium? Wie unterstützet, wie folget sich eines dem andern? Welche Denkungsart bringen sie alle zusammen hervor? Was kann ich mir von den meisten am Ende der Studien, in Absicht ihres brauchbaren Verstandes und Herzens versprechen? Was kann ich mir von dem Publikum versprechen, das von diesem Unterrichte gebildet, von diesen zwar wenigen, aber mit Sorgfalt erzogenen Gelehrten geleitet, unterstützet wird? Erweitert, klärt diese Wissenschaft den Verstand auf, giebt sie der Seele einen Schwung, weckt sie in meinen Schülern den Geist der Großmuth, des edeln Stolzes, der Tapferkeit, zeuget sie Muster der Nachahmung, Helden? oder läßt sie ihre Gemüther leer? Giebt sie nicht vielmehr ein Licht, das nur schimmert, ohne zu erwärmen? Diese Fragen, die ersten, welche man beantworten und voraussetzen sollte, werden oft vergessen, oft unrichtig verstanden, und eben so ungehörig behandelt. Man sieht etwas von ferne, das schön läßt, will es, ohne eigentlich zu wissen, was es sey, sucht es im

Kostbaren, setzt etwas hin, das es vorstellen sollte, schimpft auf Untreue, Unfähigkeit, wenn es nicht fort will, und bildet sich ein, Ewigkeiten durch seine Verdienste für das Publikum erfochten zu haben, wenn man gebieterisch um sich gesehen, und, daß es so seyn soll, befohlen hat.

Je mehr man oft mit einer Sache, und mit dieser allein zu thun hat, desto mehr denkt man oft in dieselbe hinein, denkt immer in sein Buch, in seine Stelle, und wird eng für alles andere. Eben diejenigen Schulmänner in dunkeln Zeiten, welche ihr Gedächtniß unaufhörlich von Untersuchungen ihrer Art voll hatten, alle Fehler derselben, und die Geschichte wußten, fielen manchmal gerade am tiefsten in den Schulstaub, verloren sich in dem Wuste, und suchten in Dingen, die wir nun verlachen, ihre Wichtigkeit. Der Geist der Philosophie, älter, als die Gewohnheit, und entschlossener, als alle Vorurtheile, hält bei jeder Klasse die Umfrage, was sie der Seele sage, urtheilet nur von dem wirklichen Nutzen derselben auf ihre Nothwendigkeit, mustert die müßigen, bringet die guten in engere Verbindungen, prüfet alles, um alles Gute zu behalten, reißt, wo sich durch die Thüre nicht kommen läßt, die Mauern nieder, überspringt die Hindernisse, anstatt sie langsam und schüchtern zu

heben, und giebt nicht auf die gegenwärtige Zufriedenheit, sondern auf den Nutzen der Bürger Acht.

Daß es nicht sklavische Furchtsamkeit seyn könne, zu gestehen, daß man diesem Geiste sich nur noch nähere; daß dieser Geist zu wenig Nahrung, zu wenig Ermunterung finden würde; daß man, sobald man sich mit dem Ideal mißt, sobald man seine Gedanken mit den Wirkungen, die sie hervorbringen sollen, vergleicht, allemal unendlich zurückbleibt; dieses zu gestehen, dieses weise Mißtrauen gegen sich selbst zu behalten, unersättlich in seinen Anschlägen zu seyn, das, däucht mir, ist unsere eigene Empfindung, ist Wahrheit, und wird allemal unsere Pflicht verbleiben. Man erhöht in öffentlichen Blättern die jetzige Denkungsart, erstaunt über die baldige Aufklärung und muthvollen Thaten, und sieht allenthalben Wunderdinge; und wer auf Hügeln steht, übersieht freilich mannigfaltige Bewegungen, die das Auge erfüllen; aber wer auf Alpen wohnt, dem verschwinden Städte mit ihren Handlungen in kleine Hufen, und der Lärm von unten verliert sich. Große hitzige Schritte, aber so unzähligemal Knabenschritte, Schritte eines Zwerges!

Wie die Gesundheit, wenn der ganze Körper verlegen und verderbt ist, langsam zurück-

kömmt, und nur stufenweise auflebt, so wird es noch lange werden, bis das Publikum von allen Seiten sich aufschwingt, und die Eintracht der guten Denkungsart von neuem zurücklebt. Je mehr man von allen Orten zusammenschreibt und jammert, desto mehr giebt man zu verstehen, wie bedenklich es stehe, und wie nöthig man es finde, überall zu schreiben, um überall gelesen, gehört zu werden. Dieses Chaos von Gedanken und Vorschlägen! Diese Kritiken mit Lachen und Ernst über sich selbst gemacht! Erst müssen durch die stete Wiederholung die gemeinen Gedanken sich ermüden und ablassen, ehe die guten, welche ausdauern, sich kennbar machen, und Platz nehmen werden. Noch herrscht der Geist des gelehrten Bürgers, der Geist des reinen Alterthums nicht, und es wird noch lange ausbleiben, viele Versuche und vergebens angewandte Mühe kosten, bis die Schau- und Flittergelehrtheit, womit Männer, die mit dem Staate nichts zu thun hatten, aus Trägheit und Fühllosigkeit denselben belasteten, sich verlieren, bis man Wahrheiten anstatt neuer Kunstwörter erfinden, und bis unsere Kenntnisse uns in unsere Häuser und öffentlichen Aemter, in die Vorfälle, wo es auf unser und anderer Glück und Zufriedenheit ankömmt, folgen werden; bis der Trieb einer edeln Frei-

heit sich aufschwingt; bis sich Gelehrte nicht mehr verfolgen, sondern sich als Brüder einer und eben derselben Sache ansehen, sich einander liebreich aufhelfen, dulden und lieben werden; bis man die Menge einer reinen, einer von Hausgalle befreiten Sittenlehre würdiget, und sie mit allem dem verschont, wodurch man sie oft hartnäckig, lieblos, und ihres Lebens überdrüssig macht, bis sich eine gewisse unausstehliche Gleichgültigkeit bei fremden Leiden der Seele und bei Lebensfreuden, und das kalte Phlegma mittheilt; bis man die Hausangelegenheiten beiseite setzt, und aufhört, Verstand und Empfindung zu verläugnen; bis man statt des Zwanges und der Angst, womit man so manche wichtige Wahrheit erhält, selbst diese vortragen, und die meisten edel behandeln kann. Es ist schon ein gutes Zeichen, wenn man eine Wahrheit untergräbt; aber wie, wenn in einer Maschine ein einziger Theil fehlt, das Ganze schon still steht, so kann oft etwas, ohne bemerkt zu werden, die Haupttriebe im Stillen durchschleichen, hie und dort Unkraut streuen, und durch geheime giftige Maßregeln den besten Endzweck vereiteln. Die äußere Ordnung der Sache ist nicht schon selbst jene innere Kraft, welche diese Ordnung von selbst veranlassen würde; vielleicht fällt dieses Aeußere zu stark in die Augen, und verur-

sacht, daß die reelen Dinge vergessen, mißkannt werden. Schöne Gedanken, die in Gegenden einer ganz andern Verfassung Helden erwecken, sind oft leere Anschläge für andere; vielleicht sieht man oft durch Brillen, und übersieht, was in der Nähe liegt. Endlich muß man das ehe vermissen können, um was man sich umsehen soll. Je weiter man fortrückt, desto leichter wird es seyn, zu reden, daß man verstanden werde, Vorschläge zu thun, daß man durchsetze, und sie in Erfüllung bringe. Und je geöffneter die Empfindung, je reiner der Geschmack seyn wird, desto mehr wird man anfangen, sich leer zu finden, sich nach den Gütern, die nun fehlen, zu sehnen, und den Werth der Studien, die Bemühungen der Schulen zu empfinden. Wie der Enkel unter dem Schatten des Baumes sitzt, den sein Großvater gepflanzet hat, wie er nun im Frieden die Früchte genießt, mit Freuden um sich und zurück sieht, und weinend ihn segnet, so werden einst gute Bürger der jetzigen Anstalten sich freuen, mit süßer Schwermuth an die Beschwernisse, die wir überstiegen haben, zurückdenken, und unsere Bemühungen preisen.

Was sage ich, sie werden es einst thun? Was ist einer Nation, die Genie, die die besten Herzen und Fleiß besitzt, wie die unserige,

unter einem Fürsten nicht möglich, den uns die Vorsicht, die über uns wachet, an unserm theuersten Landesvater, an unserm Maximilian geschenkt hat? Ein Fürst, mit Gaben eines Fürsten, weiß um keine Hindernisse, weiß um keine Schicksale, die größer, als er seyn können, ruft den Zeiten, daß sie kommen, der Glückseligkeit, daß sie unter sein Volk treten soll, denkt für alle, und über alles, und bleibt sich überall, da, wo wir ihm nachsehen können, und wo die Höhe für jede Seele zu groß ist, gleich fürstlich. Ihm gehen wahre Patrioten, welche wir an unserer preiswürdigen Schul-Commission verehren und lieben, zur Seite, und von den ewigen Bemühungen derselben unterstützt, von den patriotischen Ermunterungen angefeuert, werden wir wie Helden nachrücken, werden wir über Vorurtheile, Gewohnheit, über alles siegen; werden wir aufleben. —

Von den gewöhnlichen Hindernissen und Mängeln guter Köpfe *).

Wer mit mir heute um den Geist Maximilians des dritten dem Himmel dankt, und mit gerührtem Herzen das Geburtsfest unsers einzigen Fürsten feiert, der feiert den festlichsten Tag seiner eigenen Wohlfahrt, der erinnert sich der vielen mannigfaltigen Auftritte seines Lebens, der Quelle, woraus die Bil-

*) Eine Rede, welche 1776 an dem neun und vierzigsten höchst erfreulichen Geburtstage Sr. Churfürstl. Durchlaucht in Bayern rc. rc. Maximilian Joseph, in München abgelesen worden.

dung seines Verstandes und Herzens floß, und erneuert dem Stifter, dem Erhalter derselben in seiner Empfindung ein Denkmal.

Dieses ist der Ruhm, ist die Freude des Fürstengeistes, nicht, daß er Schätze gehäuft, oder Länder durch seinen Kriegsmuth erschüttert habe, sondern, daß er in den Stunden seiner großen Empfindungen viele Menschen, die sein sind, um sich her versammeln, und denken könne, diesen allen eine gute Bildung, eine wahre Denkungsart beigebracht, seinen Geist, den Geist des Wohlwollens, der Arbeitsamkeit, der Großmuth und Menschenliebe unter sie verbreitet, und sie einzeln und alle, so viel es möglich war, ihres Lebens froh gemacht, und innigst geliebt zu haben.

Wenn die guten Früchte rühmlicher Gesinnungen allemal so gewiß wären, so gutmeinend für die gemeine Wohlfahrt ihre Vorschläge und Bemühungen, und so eifrig ihre Absichten sind, so müßten, wo sie einhergehen, erstorbene Gegenden aufblühen, müßten Wüsten sich umwenden. Ein Fürst, von guten Köpfen unterstützt, und mit Seelen, die ihm gleich sind, umgeben, weiß die Geheimnisse des Bürgerwohls, verschaffet den geheimsten Wünschen seines Landes die Wirklichkeit, und zwingt selbst die Unfälle, zu seinem Plane zu arbeiten.

Aber die Gabe, diejenigen Köpfe, welchen die Natur Anlage und Kräfte gab, große Dinge mit einem Blicke zu messen, ein Herz gab, tief zu empfinden, und den Muth, unerschrocken zu handeln, die Gabe, diese Köpfe erst aufzuwecken, dann gehörig zu bilden, und, was noch mehr ist, gehörig zu beschäftigen, muß gewiß zu allen Zeiten ein Wunsch, den man oft nur zum Theile erfüllt, oft gar nicht erreicht hat, geblieben seyn.

Die Menschen, welche über ihr Vaterland eine Hülle gezogen, und unter derselben Thaten der Schwärmerei und des Unsinns verrichtet, welche den Verstand der Menschen gefesselt, die Herzen verhärtet, und durch ganze Weltalter geschadet haben; welche die Gelehrsamkeit und die Künste in Kleinigkeiten, die Sitten in Wildheit oder Weichlichkeit abstimmten, diese Menschen besaßen oft eine große Anlage, und würden, wenn sie nicht irgend auf Abwege verfallen wären, eben so große Handlungen zum Wohle ihrer Mitbürger verrichtet, und sich und andere gerettet haben.

Da wir alle mit Ansprüchen auf edle Thaten geboren, und stets verbunden sind, unsern Geist zu erhöhen, und, um groß zu seyn, uns stets zu erinnern, daß Zeit und Gelegenheit uns alle auf einen Posten versetzen könne, wo wir, wenn wir würdig handeln wollen,

groß seyn müssen; so muß es für jeden, der es mit seinem Vaterlande und den Menschen überhaupt gut meint, allemal eine Sache von der äußersten Wichtigkeit bleiben, die Hindernisse, welche den guten Köpfen im Wege stehen, zu untersuchen, und uns, wenn wir auch nicht in der Gefahr uns befinden, irgendwo aus kurzsichtigen Absichten einen Stein des Anstoßes zu errichten, dennoch aus kluger Vorsicht zu warnen, oder selbst hervorzuheben.

Diese Ursachen, welche gute Köpfe, ehe sie aufkeimen, bald ersticken, bald im Laufe hemmen, bald unbedeutend und kraftlos machen, und welche durch die widrige Lage eines Publikums, oder durch eine unreife Staatsklugheit, oder endlich selbst von den Genies veranlaßt werden, sind unzählig, und lassen sich auch durch allgemeine Anmerkungen leicht finden, und sichtbar machen. Daß die Menge zu allen Zeiten diejenigen, von denen sie belehrt wird, gehaßt, und, so weit sie zu erreichen waren, verfolgt hat, das war eine nothwendige Folge ihrer Lage, das ward ohne Befremdung erwartet, und bei allen Vorschlägen, die man machte, vorausgesetzt. Indem ein jedes Volk in der Welt nur so viel weiß, als man ihm vorsagt, und überall mit gleich fester Ueberzeugung glaubt, daß es unmöglich sey, weiter, als seine Augen reichen, zu sehen,

so ist es ihm ganz natürlich, diejenigen, welche etwas Ungewöhnliches sagen, mit Unwillen zu bemerken, und als Störer seiner Weisheit von sich zu entfernen. Und da die wüthenden und offenbaren Uebel niemals so sehr schaden, als die stillen und schleichenden, so hat dieser Eifer fast immer wenig Schaden, und oft durch eben die Mittel, womit er das Gegentheil wollte, für die gute Sache noch Vortheile nach sich gezogen. Große Unruhen nähren allemal große Gedanken, nöthigen die Partheien zur Untersuchung, und wecken träge Seelen vom Schlafe auf; aber die allgemeine Stille, die sich so manche Zeiten bei den gefährlichsten Lagen erhalten hat, die geflissene Ruhe und Genügsamkeit untergrub die Kräfte der Menschen, und steckte die Säfte guter Köpfe mit Gift an. Daß in den so mannigfaltigen Fällen, wo man sah, daß man krank lag, der Staat schwieg, daß man die Glückseligkeit der Völker bloß in der Ruhe suchte, und Ruhe in Unthätigkeit, daß man jede Bewegung für gefährlich, und jede aufmerksame Miene für schrecklich hielt; das hat, seit Menschen in Staaten leben, das Wohldenken überhaupt, und die Ausführung wohlthätiger Vorschläge gehindert. Zwar will man überall weise seyn, und darum überall tadeln, will bei allen Gelegenheiten sich auszeichnen, und darum über-

all über andere hinausdenken; aber wie man die großen Geister des Alterthums beinahe über die Menschen erhebt, und wenn sie unter uns kommen, und sprechen wollten, sie vielleicht am ersten mißkennen und verbannen würde; so lobet man oft, was man wirklich erheben, tadelt, was man verwerfen muß, und geräth in Verlegenheit, wenn das, was man ehe vorschlug, nun wirklich geschehen soll.

Große Köpfe gehen in launenden Zeiten etliche Jahrhunderte voraus, sehen Barbareien, nicht nur in weit entlegenen, sondern manchmal in ihren Ländern; hören Ketten klirren, wo man von Freiheit, und bemerken Sklaverei im Denken, wo man vom zügellosen Muthwillen spricht. Und da man von jedermann desto höher und edler denkt, je edler man selbst ist; da eben dieselbe Wiederholung erhabener Ideen in jeder großen Seele eine treibende Hitze nach Handlungen hervorbringt, und dieselbe zur Natur macht; und da endlich die meisten Male, wie in den Künsten, eben diejenigen am besten denken, die wenig Meister gekannt, und nie durch den Zwang der Gewohnheit gelernt haben, wie man denken müsse; so geschieht es oft, daß man sie in allem, was sie reden und thun, als Feinde der Staatsruhe behandelt, von allen Wegen zur Ehre, und großen Handlungen ausschließt,

und unmenschlich zwingt, überall nichts zu denken, nichts mehr auf sich zu halten, nichts mehr zu verlangen, und nach nichts mehr zu trachten.

Aber auch da, wo man jedermann aufruft, jedermann Muth macht, zuversichtig auf sich selbst und thätig zu seyn, werden die besten Genies im Wettstreite verdränget, und erfahren das Schicksal, ungesehen, mißkannt zu bleiben. Man schätzt das am meisten, was, wenn es geschieht, die meiste Bewegung macht, und geht bei stillen, lebenslänglichen Bemühungen vorüber, ohne sie eines Anblickes zu würdigen. Da ein Regiment Soldaten größer in die Augen fällt, als eine Ilias und Messiade; so werden, überhaupt zu reden, die Helden mehr angerühmt, die ein Denkmal zerstöret, als diejenigen muthvollen Menschen, die es, oft ohne Ermunterung, ohne Zeugen, in dunkeln Zeiten bei der schlimmsten Laune ihres Vaterlandes schweigend errichtet haben. Und indem gute Talente die meisten Male einsam, und je weiter sie fortrücken, in eine Welt ohne Gesellschaft für ihr Herz, für ihre Sprache versetzt sind; so strengen sie oft, verlegen mit sich selbst, alle Kräfte an, die Züge ihres Berufes, die mit der Welt ihrer Zeiten nichts gemein haben, sich selbst verdächtig zu machen, und zum Gemeingeiste herabzusetzen.

Für viele Genies ist noch gar nicht gesorget, und für eben so viele der Beruf für ihre Anlage verändert worden. Indem die Künste verschwanden, so verschwanden Gelegenheiten, und mit diesen die Quellen, die ehemals tiefe Fähigkeiten aufgeweckt, gebildet und beschäftiget haben. Wie da, wo man auf dem Platz, der Eichen nährt, Blumen setzt, die Natur trauert und wegschwindet, so bekommen eben dieselben Vorfälle eine widrige Lage, wenn man sich bei Dingen, wo das Herz ehe den Ausspruch that, in neuern Zeiten zum Denken zwingt. Leidenschaften werden, wie die Mode, dem Zufalle ihrer Zeiten überlassen, unter verschiedenen Gestalten mit verschiedenen Namen belegt, verschieden beurtheilt, oft getrennt, oft jedem Zufalle preis gegeben, oder gänzlich verdammt, und den Genies, so wie sich die Umstände fügen, mit sorgfältigem Ernste von dem Geiste ihrer Zeiten vorgewogen.

So lange man, um zu wissen, wie man einen jeden zu schätzen hat, nach dem Stande des Mannes fragt, so lange man unter eben denjenigen Arbeiten, welche doch bei einem Ziele zusammenkommen, einen Unterschied macht, so lange werden die Fähigkeiten niemals geprüft, ruhmvolle Bemühungen niemals aufgemuntert, und auf der wahren

Stelle erhalten werden. Philosophen, welchen die Natur einen Scharfsinn zum Denken, aber keine Kraft zum Streiten gegeben, werden zu Kriegshelden, Bauern vom Pfluge weg zu Gelehrten, Priester zu Staatssachen berufen, und jede Anwendung fähiger Talente auf ungehörige Wege versetzt, und verderbt werden.

So traurig diese Ursachen, welche die Genies untergraben, und so wahr sie sind, so finden sich doch auf der Seite der guten Köpfe weit mehr Hindernisse, womit sie selbst bald die Quelle ihres Fortlaufes, und ihrer Verbreitung verstopfen, bald derselben eine schiefe Wendung auf Irrwege und in Abgründe geben, und vollends sich zu Grunde richten. Die Welt, die sich lenken und lehren läßt, hat nicht allemal Schuld, wenn sie wegen ihrer Härte gefürchtet, wegen ihrem Undank vernachlässigt, und schlechthin weggesetzt wird. Wie der Arzt desto mehr Gelegenheit hat, mit Ruhm sich zu zeigen, und wie er desto nöthiger ist, je verlegener die Krankheit wird; so hat oft ein guter Kopf desto mehr Ursache sich zu üben und anzustrengen, je verworrener die Sache, die er angreift, und je schwerer die Ausführung ist, die man mit derselben verbinden muß. Wenn die Welt diejenigen, welche ihr Wohlthun unfehlbar belohnte, sie unausbleiblich mit

Lobgepräng und Ruhm überhäufte; wie viele würden sich einschleichen, die wahren Köpfe noch mehr, als sie es jetzt thun, verdrängen, und mit großen Thaten im Aeußern den schändlichsten Wucher treiben! Aber die Welt hat das Recht, von jedem, was er geben kann, zu fordern, ohne sich jemals in einen Vertrag einzulassen, ihm wieder zu geben, und ihn belohnen zu wollen. Je größer, je fähiger wir sind, desto schwerer haben wir es uns gemacht, und je mehr wir tragen können, desto mehr haben wir aufzunehmen.

Diejenigen, welche sich ohne diese Stärke des Herzens, ohne richtige Kenntniß, was ihnen, wenn sie ungewöhnlich arbeiten, begegnen kann, und ganz wahrscheinlich begegnen wird, große Plane machten, und mit diesen eben so große Hoffnungen auf Belohnung und Weltglück, standen nachher beim ersten Schritte, den sie anhuben, verstummt da, und ließen ihren Muth und ihre Vorhaben dahin sinken. Wenn sie sahen, daß es nicht bloß auf gute Vorschläge und Wahrheit, sondern noch weit mehr darauf ankomme, wie man sie durchsetze, und daß man sie oft mit eben der Klugheit und Vorsicht, mit der das Unrecht zu siegen pflegt, durchsetzen müsse, daß seichte Köpfe allenthalben den Eingang zur Aufklärung besetzt halten, jedem, der sehen will, Sand

in die Augen streuen, daß selbst stille Weise, welche die Hülle durchdringen, und sie wegnehmen könnten, schweigen, oder reden, und verfolgt werden, daß man Bemühungen von etlichen Jahren kalt anstarre, und hingegen Tändeleien heraushebe, von Aufklärung spreche, und nicht wisse, was sie sey, lärme, und keinen Ernst bezeige, so zogen sie sich schüchtern in sich selbst. Nunmehr sahen sie bloß die Mängel der Welt. Jeder gute Gedanke ward ihnen vergället, jeder Vorschlag schien ihnen Tod, und jede Aussicht und Hoffnung auf eine bessere Zukunft Verwüstung. Ihre stille Wehmuth und ihr Kummer nagte, wie ein geheimer Wurm, ihre guten Triebe, ihre Freuden ab, und ihr stummer Eifer zehrte insgeheim die Quellen ihres Herzens aus. Der langsame Tod, worin ihre Talente verschwanden, saß auf ihrem bleichen finstern Gesichte, und ein bitteres erschreckliches Lächeln, wie das Lächeln des Selbstmörders verzerrte ihre Mienen. So haßten sie alles, was um sie her war, wurden andern, und am meisten sich selbst unerträglich, und vergruben sich, und thaten gar nichts, oder brachen mit wildem Triebe hervor, schüttelten zur Schande der Künste und Wissenschaften ihren schwarzen Verdruß, die Ruinen ihrer Seelen, in die Welt, veränderten ihren Eifer in Unge-

stüm, und ihre Aussichten in weltlose Chimären.

So wie diese ihren Posten verließen, weil man sie auf demselben, wie sie es doch hofften, nicht bemerken wollte: so sind andere, und vielleicht weit mehrere, treulos geworden, weil man sie zu früh beobachtet, und zu günstig belohnt hat. Schwindlicht von dem ersten Beifalle, den man zu einer weitern Aufmunterung ihren Bemühungen gab, und auf ihre ersten Versuche stolz, glaubten sie in einer blöden Genügsamkeit, weil sie erreicht hatten, was sie wünschten, alles, nach was sich trachten läßt, erreicht zu haben, und, da sie bis an das Ende ihrer Gasse glänzten, wie die Nachtraupe in der Finsterniß, und auf dem Hügel ihres Vaterlandes ruhten, bereits von den Gebirgen der Schöpfung herabzusehen. Weil sie ihr Amt, das sie wünschten, und ihre Titel besaßen, und wie sie sagen, versorgt waren, glaubten sie thöricht, weise zu seyn, und je mehr ihr Einkommen sich mehrte, desto dreister beredeten sie sich, ohne ihr Zuthun an Einsicht und Klugheit sich vermehrt zu haben. Andere vergaßen, wie tolle Pferde, daß, wenn man gleich mit Feuer und Stärke versehen ist, um der erste zum Ziele zu kommen, man doch mit den Gemeinseelen von gleichem Punkte auslaufen müsse; sie setzten ohne Ueberlegung

über alle Gesetze und jede Richtschnur sich weg, wurden von Ländern zu Ländern verstoßen, weil sie, gesetzlos, zu keinem sich hielten, und wurden Schriftsteller und Künstler einer unbekannten Welt. Angesteckt von dem Unsinne, ein Original zu werden, hielten sie das für groß, was nicht jedermanns Sache war, machten sich Systeme, wozu sie selbst jedermann nach sich den Weg verschließen mußten, und verloren sich in witzig ausgedachten Mährchen und Abentheuern.

Aber nun Viele, welche ihren Verstand mit nützlichen Kenntnissen angefüllt, und ihr Herz mit dem besten Willen versehen hatten, machten sich auf, und giengen in eine Welt der Unwissenheit und Vorurtheile hin, ohne sich um die Wege, auf denen man zum Ziele kömmt, zu bekümmern, ohne einmal die Lage der Menschen, um die sie seyn mußten, und die Klugheit zu Rathe zu ziehen. Einsam von ihrer Studirstube her, und unbekannt mit den Sitten der Welt, sahen sie alles offen, wo alles verwickelt war, schrieben sie in einem Lande, wo man kaum lesen konnte, Dinge hin, bei denen man im Denken geübt seyn müßte, und klagten am Ende die Welt an, wenn sie mit dem schwachen Gebäude, das sie zu gewaltsam ergriffen, zusammenstürzten.

So, wie sich diese die Welt dachten, wie sie niemals war, dieselbe mit ihrem guten Herzen dachten, und hinrannten, heraussagten, was sie empfanden, und beim ersten Schritte angefallen, und aus ihrer Fassung auf immer gestürzt wurden; so haben sich andere diese Welt zu künstlich vorgestellt, dieselbe zu sehr für ein Spiel gehalten, und sich selbst zu eben der Zeit fehl geführt, da sie sich einbildeten, andern aufhelfen, und sie durch kluge Mittel gewinnen zu wollen. Der Gedanke: du mußt das Publikum belehren, ohne ihm zu sagen, wie viel es lernen soll; du mußt der guten Sache, die man aus einem Mißverständnisse haßt, eine schöne Wendung geben, und sie allein von der Seite vorzeigen, wo man sie liebt; du mußt, wenn du das Vorurtheil heilen willst, dasselbe wie einen ängstlichen Kranken heilen, dem man nicht sagt, wie tief er im Uebel steckt, dem man Arzneien beibringt, ohne sie mit diesem Namen zu belegen, dieser Gedanke, wenn man ihn mißverstand, legte schon unzähligemal ein gewisses schlaues mißtrauisches Wesen in die Seele, öffnete bösartigen Fiebern, welche dem Herzen die Redlichkeit benommen, den Eingang, und brachte manchen guten Kopf um die wohlmeinenden Absichten seines thätigen Eifers. Die kitzelnde Ruhmbegierde, sich selbst

ein entferntes Ziel zu setzen, und dann durch krumme Wege dahin zu gelangen, verwöhnte endlich auch den besten Mann, nicht mehr auf den Nutzen der Sache, sondern auf den Fortlauf seiner Kunstgriffe zu sehen, und einen Vorschlag, nur darum, weil er schwer auszuführen, weil er listig durchzusetzen war, mit allen Kräften zu schützen. Daher nahmen sonst redliche, gutartige Köpfe ein kaltes Wesen an, womit sie jeder Sache, die klar war, den Schein von Verwickelungen, und jeder Tücke die Miene von Wichtigkeit gaben, überall Intriquen und Räthsel suchten, verwarfen, und klein nannten, was jedermann fassen konnte, gleich den alten kalten Schulpedanten, mit offenen Mittagsaugen die Dunkelheit suchten, über alle Vorfälle eine lange Bedenkzeit nahmen, treibende Köpfe aufhielten, oder wegsetzten, und glaubten, um sich zu etwas entschließen zu können, erst eine Menge listiger Umwege gehen, Entdeckungen fremder Kunstgriffe machen, und mit der Wahrheit, mit sich und mit jedermann verdeckt handeln zu müssen.

Wehe dann der Gelehrsamkeit, dem Wohldenken, das von solchen Gelehrten, und wehe dem Lande, das von diesem Geiste, dem Geiste der Intriquen und Politik, regiert wird! Einer vergiftet den andern, steckt die Meinung

des andern an. Wie man, um ein Amt zu erhalten, die Laune der Großen, wenn sie bei derselben weichherzig und biegsam werden, abwartet, und den Augenblick, wo man sie lenken kann, anfaßt, und spielet, und durchsetzt, so werden da große Köpfe in einem Gemeinstreit sich abreiben, zu Hauszänken und Partheien sich rotten, ihrer Gegenparthei wie giftige Nattern entgegen zischen, sich schimpfen und durchziehen, und jeder Gelegenheit entgegen sehen, wo man das Publikum auf seine Seite gewinnen, und desselben Beifall erbetteln kann.

Dieser Geist gebar den Mißbrauch der Kritik, wo man bei jedem neuen Vorschlage, wegen dem Seinigen bekümmert, bei jedem neuen Werke für das Seinige besorgt ist, und, wenn andere gewinnen, in seiner Sache zu leiden glaubt. Die Widerlegungssucht steckte in ganzen Jahrhunderten die fähigsten Köpfe an, brachte stille Herzen zur Aufruhr, nöthigte friedfertige Gemüther ihrer Ehre wegen zur Vertheidigung, und führte die Gewohnheit ein, daß, wie in öffentlichen Schulgezänken das Volk demjenigen, der am heftigsten schreien kann, zuklatscht, man demjenigen am Ende den Beifall gab, der die größten Talente besaß, mit Witz zu schimpfen, und die meiste Unverschämtheit, mit Bosheit zu verläumden.

Noch weckt jeder große Gedanke, jedes gute Buch in unsern Zeiten einen elenden Schwarm von Nebenbüchern, welche bald dem Publikum vorsagen, daß sie die Sache schon lange ehe gewußt haben, bald demselben das Gefühl abschwatzen, und überhaupt weiter, als der Verfasser sah, sehen wollen. Wenige schreiben etwas Gutes, aber alle glauben, Vorschriften geben zu können, wie man es anfangen müsse, etwas Gutes zu schreiben. Ein einziges treffliches Werk setzt hundert Kunstrichter in Bewegung. Wälsche Sänger necken deutsche Tonkünstler, Handlanger rütteln ihre schweren Köpfe über die Plane der Baumeister, Kunstrichter, die der Verleger gemiethet hat, beurtheilen eine Schrift, die noch die Presse nicht verlassen hat, und kalte träge Seelen setzen mit dürren Händen die Brille auf, und richten ihre Eisblicke mit schiefer Wendung dem Feuer zu, ärgern sich, und schimpfen auf Unordnung und Unsinn, wenn sie beim ersten Blicke abgeschreckt, es unmöglich finden, sich dem Urstoffe der Sache zu nähern, und mit ihren trippelnden Füßen die glühenden Riesenschritte des Verfassers zu messen.

Wie derjenige Staat sich selbst abzehrt, und mitten im Ueberflusse ausstirbt, wo in die Gemüther der mächtigen Bürger eine ge-

heime Mißgunst sich einschleicht, und in einer stillen Verfolgung die gemeinschaftlichen Thaten und Triebe schwächt, so untergräbt der heutige Wetteifer der Tadelsucht den Endzweck und die Laune der Genies, gewöhnt den Witz zu giftigen Spöttereien, und grabet den Künsten die Wurzel ab. Mancher, dem Einsicht und Redlichkeit eigen war, ein guter Bürger zu werden, verlor über das Pasquill einer elenden Wochenschrift, das aus gleicher Dummheit sein Gönner zu Rath zog, das Vertrauen, die Erfüllung seiner Hoffnungen, und den ersten Eindruck auf's Publikum. Mancher, der in reifern Jahren rühmlich in das Gebiet der Wissenschaften vorgerückt, und wichtige Dienste geleistet hätte, blieb, weil man ihn beim ersten Eingange überfallen hat, lebenslänglich vor der Schwelle stehen, und hielt sich aus zu gutem Herzen für eben das, für was ihn sein erster Kunstrichter gehalten hat; oder ward aus Verachtung gegen den ersten schmähsüchtigen Beurtheiler gesetzlos, und setzte für seine künftige Anweisung seinen Eigendünkel zum Richter, und endlich ließen sich viele, die sonst Kenntniß und Geschmack besaßen, verleiten, Lob und Tadel nach der Wichtigkeit ihres Gegners zu messen. Um nicht auch durchgezogen, auch lächerlich gemacht zu werden, verschonten sie die elendesten Einfälle

eines andern; verläugneten sie ihre eigene Einsicht, und zwangen sich, Dinge hinzuschreiben, denen ihre ganze Seele zuwider war. Sie schämten sich nicht, sich zu einem geheimen Vertrage gegenseitiger Lobeserhebungen zu verstehen. Kritiken, und die Pflicht der brüderlichen Zurechtweisung wurden, wie die Pflichten der Gerechtigkeit, ausgewogen, und die Wahrheit und das Genie wurde dem Unsinne schaaler Köpfe und der Verwirrung preis gegeben.

Viele werden aus Eigennutz und häuslichem Vortheile kalt, und richten ihre Denkungsart, ihren Fleiß und ihr Urtheil nach der guten Laune ihres Beförderers. Sie verlachen den Mann von standhaftem Muthe, der überall, auch wenn es Folgen nach sich zieht, so spricht, wie er denkt, und glauben, falls sie der Wahrheit und Empfindung getreu blieben, lächerliche Martyrer der Wahrheit zu werden. Um ein gutes Vorwort zu erlangen, und bei allen Gesellschaften gelitten zu seyn, werden sie alles, zu was man sie machen will, werden sie Sklaven niederträchtiger Herzen, und schaffen ihre Kenntniß zu einem bloßen Gewerbe um. Schrecklicher Unsinn, sich für alles zu vermiethen, und sich wegzugeben, um die Gunst kleiner Seelen zu fesseln! Eben diejenigen,

welche am gründlichsten von der Wahrheit denken, und am weitesten von den Begriffen der Menge entfernt sind, bleiben stumm, wo sie die Dummheit, oder falsche Tücken, und eigennützige Kunstgriffe beleuchten könnten, und sie waren von jeher, wie die Geschichte sagt, die ersten, welche Vorschläge gaben, den allgemeinen Eifer zum Denken zu binden, halfen oft junge feuerige Köpfe unterdrücken, und manches Genie, das in der Jugend hell aufgieng, weil es ihren Absichten entgegen stand, fesseln und mitverdammen. Andere wurden aus Gemächlichkeit, keinen Verdruß zu bekommen, andere aus mißverstandener Lebensart, niemand zu beleidigen, stumme Heuchler; gleichgültig und unthätig fragten sie, wenn der Fall sie zwang, ihre Meinung zu sagen, um das Urtheil, das am beliebtesten und am wenigsten mit Arbeiten verbunden war, und hielten sich, wie die Zuhörer einer fremden Fabel, zu den Stimmen der Meisten. Dieser Geist verbannte ehemals aus den griechischen Staaten die Beschützer der Menschheit, stürzte den guten Aesop vom Felsen, mischte dem Sokrates den Giftbecher, und errichtet in unsern Zeiten manches ähnliche Denkmal einer ewigen Schande für die Geschichte der Nachwelt.

Endlich haben sich viele, welche die Urkraft ihrer Vorzüge empfanden, von fremden Trieben, welche Unordnung und Zerstreuung wirken, dahin ziehen, und, ohne zu wissen, was an ihnen vorgieng, die Stärke ihres Geistes sich rauben lassen. Das Genie muß, wenn es blühen und reifen soll, unausgesetzt vom ersten Zuge an sich ausbreiten, niemals stille stehen, niemals mit fremder Hitze sich vermischen, muß dem Manne, dem es eigen ist, zur anhaltenden, zehrenden Empfindung, zur Natur und Leidenschaft werden, ihm bei Tage vor Augen schweben, und im Schlafe beunruhigen, ihn partheiisch für seinen Gegenstand, und für jeden, der keine Anlage zu gleichem Gefühle besitzt, zum Sonderling machen; allein, wie große Ströme, welche unaufgehalten über Felsen sich fortwälzen, und Gebäude von Lasten, wie leichte Kähne dahin tragen, wenn sie durch Kanäle sich theilen, plötzlich auseinander schwinden, und ohnmächtig und unbebemerkt durch enge Ufer sich durchschleichen, so werden die Geisteszüge durch fremde Gegenstände, welche das Herz theilen, oder zerreissen, und sich zur Leidenschaft festsetzen, entkräftet zerfallen, und ihren Besitzer, der in ihrem Zusammenhange mächtig war, herabgesetzt, und kraftlos in ihrer Trennung verlassen.

Wenn nun von diesen Hindernissen guter Köpfe keines unter uns jemals sich fände, so enthält schon ihre Bemerkung eine gewisse Warnung, eine gewisse Ermunterung, die den Geist aufweckt, anstrengt und schärfet, und ihm bei jedem Vorfalle zu weitern Betrachtungen Anlaß giebt. Aber wie das Genie bei einem Werke, das aus Empfindung geflossen ist, nicht bloß die Sprache liest, nicht bloß die Anordnung und Kunst bemerkt, sondern den Gegenstand vor sich sieht, und entgegen fühlt, so soll die Idee eines wahren Musters, das so ist, wie es seyn soll, erklecklich seyn, uns vor Abwegen zu warnen, und zur Thätigkeit anzustrengen.

Mit einem heiligen Schauder, und mit glühendem Herzen denke ich mir in feierlichen Stunden das Bild des seltenen Mannes, der zugleich ein Mann von Genie, und zugleich ein Weiser ist. Er wird den Beruf mit auf die Welt bringen, sich nicht nur dem Nutzen, sondern auch der Ungerechtigkeit des Publikums zum Opfer zu geben. Sein Leben wird der Ausdruck seiner Seele, eine einzige große Handlung seyn, die, wie die poetische Begeisterung über den gemeinen Ausdruck erhoben ist, über alles, was unter Menschen gewöhnlich ist, sich hinwegsetzen wird. Die Jugend wird für ihn keine Ergötzlichkeiten,

das Alter keine Ruhe, und die Welt keinen Preis haben, der ihn bewegen könnte, stille zu stehen, und sich allein zu leben. Mit einem, den blöden Augen unerträglichen Schimmer, wird er aufgehen, und weit umher die Verwüstung und die schwarzen Schaaren seiner Widersacher beleuchten. Er wird das Aergerniß der gemeinen Köpfe, und das Sprichwort der Halbdenker seyn. Bösewichter werden ihn zum ersten erkennen, denn seine stummen Blicke werden ihre Finsterniß durchdringen, und die Politik ihrer Rathsstuben verzehren. Sie werden grißgrammen, werden ihn einen tollkühnen Enthusiasten und Schwärmer nennen, und in heimlichen Zusammenkünften Schlangenliste zusammenschmieden, wie sie ihn bei denen, die ihn binden können, verschwärzen, bei dem Volke verdächtig machen, und stürzen können. Aber stumm und kalt wird er das giftige Ungeziefer der Verläumder, das sich an allen Seiten an ihn hängen wird, abstreifen, und dem Mordgeschrei durch Handlungen antworten. Wie ein Sturmwind großes Feuer nicht austilgt, sondern aufwühlt und anfacht, so wird Unglück seine Nahrung, und Undank und Mißkennung seine Ermunterung seyn. Er wird den Muth haben, denjenigen, welchen er aufhilft, wenn es nöthig ist, zu mißfallen, den allgemeinen

Haß auszuhalten, zu wissen, daß er sein Zeitalter als seinen lebenslänglichen Widersacher anzusehen habe, und ihm unbiegsam unter die Augen zu treten. Zwar wird er sich niemals durch muthwillige, hirnlose, selbstgesuchte Streiche der Gefahr aussetzen, die Ahndung des billigen, und die Ermüdung des duldenden Mannes zu verdienen; er wird wissen, daß er der Menschenhoheit Ehrerbietung, und den Schwachheiten derselben Bescheidenheit schuldig sey; er wird aber auch wissen, daß niemand, der nicht beweisen kann, daß er höher, als vom Menschengeschlechte, abstamme, das Recht habe, über ihn den Fuß zu setzen, und eine blinde, feige Verbeugung zum Gebühr seiner Geburt zu verlangen. Und mit dieser freien Fassung wird er der Freund des weisen Fürsten werden, der ihn aufsuchen, sich oft in großen Vorfällen nach ihm sehnen, und sobald er ihn anblickt, erkennen wird. Mit einer sanften und majestätischen Ruhe, und mit Ueberzeugung in seinem Angesichte, welche aus der Einfalt seines Herzens, und aus der Gleichheit seines Lebens entspringt, wird er dann über alle Herzen unumschränkt regieren, und seine Herrschaft, welche niemals in Leidenschaft ausarten wird, angenehm machen. Die gemeinen Begierden der Menschen, und die gewöhnlichen Triebfedern der alltäglichen

Größe, der Ehrgeiz und die Wollust, werden keine Gewalt über ihn haben, und die Thorheiten werden vor dem stillen Tadel seiner strengen Blicke verstummen. Er wird niemals mit einer kalten Weltmiene, welche guten Seelen das Herz verwundet, nützliche Dinge auf künftige Zeiten verlegen; er wird der fliehenden Trägheit zurufen, daß sie mitwirke, und der Zeit Fesseln anlege, daß sie sein Werk vollende. Er wird ein Gebäude niemals auf Asche und Ruinen errichten, ein sanftes Joch niemals unerträglich, eine leichte Bürde niemals niederdrückend, viele Vorschläge, und simple, wenige Gesetze machen, niemals die Unwissenheit seiner Unterthanen mißbrauchen, noch seinen Hausvortheilen die Larve der Heiligkeit geben. Seine Einsichten werden ihn sicher stellen, und sein Herz wird ihn lenken. Gereinigt von dem Geiste seines Jahrhunderts wird er die wahren Begriffe des tugendhaften Hasses empfinden, wird er als der unversöhnlichste Feind des Lasters und seiner Verbreiter, der im Stillen schleichenden Bosheit, und scheinheiligen Hartherzigkeit, das Laster verfolgen, die Spuren verfolgen, die es betritt, und der Menschen schonen.

Lassen Sie sich dieses Bild, das jeder vollkommener, als es hier ist, sich denken soll,

lebenslänglich Ihren Freund, Ihren Rathgeber seyn, lassen Sie von ihm Ihre Handlungen, Ihre Absichten prüfen, sich ermuntern, wenn Sie von der Last großer Arbeiten abgeschreckt, trösten, wenn Sie mißkannt werden, und überhaupt zum Muster sich seyn, nach dem Sie denken, nach dem Sie das, was Sie gut dachten, rühmlich und nützlich, zu Ihrer Ehre, zur Ehre des Vaterlandes, zur Aufnahme und Verbreitung des Menschenglückes, der Künste und Wissenschaften ausführen sollen.

Meine Meinung über den Geldreichthum, die freie Concurrenz, und die unbedingte Bevölkerung *).

Sie glauben, bester Freund, daß es dann doch nicht ganz vergeblich seyn dürfte, wenn ich über den Geldreichthum, die Concurrenz, und die Bevölkerung der hiesigen Stadt meine Grundsätze öffentlich äusserte, und ich habe es eben nicht nöthig, mich erst durch dringende Vorstellungen dazu bewegen zu lassen; allein

*) Geschrieben 1803.

ich habe von der Sache schon so Vieles geschrieben, daß ich es in der That müde bin, mehr zu schreiben, und daß ich das „longa patientia obcalui, und das „habent hunc finem assiduae Querelae, quod queri pudet" auf mich anwenden muß. Das hindert mich aber nicht, daß ich die Sache noch einmal wieder vornehme, und ohne alle Furcht, jemanden zu mißfallen, und ohne allen Rückhalt, mit deutscher Geradheit frei spreche, wie ich denke; wenn es gleich zu nichts weiter dienen kann, als daß es mich einst, wenn ein ganz anderer Zeitgeist eingetreten seyn wird, nicht gereuen kann, mit kühner Redlichkeit gesprochen zu haben.

Unter allen Gegenständen, welche die staatistische Polizei zu besorgen hat, ist zuverlässig keiner schwerer, und (wie ich wenigstens dafür halte) zu gleicher Zeit leichter, zu entscheiden, als der, eben seit einigen Jahren mit so vielem Eifer behandelte, von so vielen, den verschiedensten Ansichten betrachtete, so richtig manchmal entwickelte, und manchmal wieder so mißverstandene, Gegenstand über den Geldreichthum, über die freie Concurrenz, und die Bevölkerung. Die Schule derjenigen, welche sich die Meinungen des Schmid über den Nationalreichthum, und ähnliche Werke (weil diese Schriften die ersten waren, die

ihnen über die Sache in die Hände fielen) zum Vorbild gewählt haben, behauptet mit dem hartnäckigsten Ernst, daß die Stärke und Glückseligkeit eines Staates allein im Geldreichthum gelegen, daß stets ein hoher Preis aller Lebensmittel, und anderer Dinge, so viel möglich, zu befördern, daß mithin, aus gleichem Zweck, die freieste Concurrenz aller, zum Handel geeigneten, Dinge, und die unbedingteste Volksvermehrung zu begünstigen sey. Eine andere Klasse, welche nicht weniger auf eine gesunde, und geübte Beurtheilungskraft Anspruch macht, und welche sich überdieß stets noch auf die Erfahrung aller Zeiten, auf die Vorgänge und Beispiele aller, in gleichem Falle mit Bayern versetzten, Staaten berufet, bestehet gerade auf der, ganz entgegengesetzten, Meinung; und wenn es nun gleich ganz begreiflich ist, daß der Eigennutz, die Eitelkeit, die Bestrebung, sich durch die Behauptung solcher Grundsätze, denen heftig widersprochen wird, auszuzeichnen, und wichtig zu machen, daß eine falsche Geschämigkeit, zu gestehen, daß man sich (auch bei der wohlgemeintesten Absicht) durch Scheingründe verleiten lassen könne, einen großen, ja wohl auch den einzigen, Antheil an der Aufstellung irriger Grundsätze genommen haben dürfte, so ist doch nicht zu läugnen, daß

in eigentlichen Handelsstaaten, und Städten wichtige Gründe für den Geldreichthum, und seine Folgen, stehen, und daß solche Gründe auch für Länder, wie unser Vaterland Bayern ist, einen sehr blendenden Schein von Gewicht und Wahrheit enthalten; denn ein Staat, der einen großen Geldreichthum besitzt, besitzt auch (scheint es) eben darum eine große, entschiedene Kraft, sich in allen Vorfällen zu helfen, der Noth zu steuern, und sich bei allen Nachbarn in Zutrauen, Ansehen, und, falls es nöthig ist, in Furcht zu setzen. England, sagt man, hat Geld, und eben darum eine ungeheure Macht, und ein entschiedenes Ansehen; allein England muß bei jeder Unternehmung, wozu vieles Geld gehört, bei allem seinem Geld, aus dringendem Geldmangel, zu ungeheuern Auflagen seine Zuflucht nehmen, und ist sich selbst ungeheuere Summen schuldig, deren unübersehbare Last vielleicht noch ganz seltsame, aber nicht unerwartete Folgen nach sich ziehen, und bei welcher die Behauptung, daß der engländische Geldreichthum die Engländer glücklich mache, und ihr Wohlseyn befördere, zuverlässig nicht aufgestellt werden dürfte. Es müßte auch wirklich eine überaus widersprechende Sache um den Begriff von Glückseligkeit seyn, wenn diese nur das Eigenthum eines Landes seyn könnte, aus welchem

man sich entfernen, und jahrelange Reisen nach fremden Ländern machen muß, um besser leben, und sich etwas erwirthschaften zu können.

Ich habe mich schon anderswo erklärt, daß ich allein denjenigen Staat für reich, und mächtig halte, in welchem das Volk glücklich ist, und daß ich meine, die öffentliche Glückseligkeit sey da zu Hause, wo der arbeitende Unterthan mit einer zwar fleißigen, aber mäßigen Anstrengung, der Besoldete, und von Renten lebende mit mäßigen Ausgaben seine, und seiner Familie Bedürfnisse bestreiten, und mit einer klugen Wirthschaft sich auch einen Nothpfenning, nach dem Verhältnisse seines Standes, zurücklegen kann. Dieß kann freilich, wie ich wohl begreife, da, wo die Sachen zu wohlfeil, aber das Geld zu theuer ist, nicht statt finden; denn es ist klar, daß da, wo z. B. der Preis des Getreides, mithin der Preis aller einheimischen Lebensmittel, mithin der Lohn aller Arbeiten, zu tief herabsänke, die Folge davon eine allgemeine Armuth, eine allgemeine Hemmung, und Niedergeschlagenheit der Arbeit und des Fleißes seyn müßte. Wenn nun aber dem, unwidersprechlich so ist, so muß (vermöge des Fortschrittes aller Dinge in der ganzen Natur, als bei welcher die höchste Hitze, und höchste

Kälte, der anhaltende Mangel, und die Ueberfüllung u. s. w. gleich zerstörend sind) beim Gegentheil, wo nämlich das Geld wohlfeil, und die Sachen in einem übermäßigen Grade theuer sind, ebendieselbe Folge, ebendieselbe Zerrüttung der natürlichen Ordnung, und ebendasselbe Elend sich einstellen. Kein Versenden inländischer Erzeugnisse nach dem abnehmenden Auslande, und (im Gegensatz) eine unbedingte Versendung; beide diese Maßregeln, sind (und werden noch mehr und weniger in gewissen Fällen, Lagen, und Zeitumständen) gleich schädlich. Das Benehmen unserer Voråltern hierin war, nach meiner Meinung, überaus klug, und von den ersprießlichsten Folgen. Man hielt sich an den Grundsatz, daß alle, zumal die gemeinen und unentbehrlichen Lebensmittel stets, so viel möglich, bei einem gleichen Preise bleiben müßten. Man hemmte den Ausfluß des Getreides ins Ausland nicht; aber man öffnete ihn gewöhnlich erst dann, wenn mittels mäßiger Preise mit dem Nöthigen das Inland versehen, und dabei gesichert war. Man war dabei durch alle Stände und Volksklassen glücklich und wohlhabend, und pries und segnete dabei Gott, und dessen Stellvertreter auf Erden.

Die Folgen einer anhaltenden, durch außerordentlich unglückliche Ereignisse, oder einer, durch die Befolgung mißverstandener Grundsätze erkünstelten Vertheurung der Lebensmittel sind so beschaffen, daß man, da sie von jedermann wahrgenommen, und empfunden werden, erstaunen muß, daß sie nicht gehörig beherziget werden.

Alle, im Staat von Renten, Zinsen, Pensionen, Besoldungen lebenden Menschen werden von dem Augenblicke an, da ein unverhältnißmäßig erhöhter Preis von Lebensbedürfnissen eintritt, um ein und mehrere Procente verkürzt. Alle Staatsdiener, alle diejenigen milden Stiftungen, deren Einkommen größtentheils in jährlichen Zinsen besteht, u. s. w. werden in Verlegenheit, und in die Unmöglichkeit versetzt, sich bei ihrer bisherigen Lebensweise, und ihrem Wohlstande zu erhalten; ja so, wie sich der Geldreichthum häuft, werden alle Reichen ärmer. Bei einem Theil dieser Klassen tritt, wie z. B. bei Spitälern, wenn sie meistens von Interessen leben, u. a. der Umstand ein, daß ihnen (man wolle denn das Spital durch neue Vermächtnisse bereichern) nicht geholfen werden kann. Andern, nämlich denen, welche vom Sold und Lohn leben, kann freilich, und zwar so bald, als man will, nämlich dadurch geholfen werden,

daß man den Sold und Lohn erhöhet; aber durch eine solche Erhöhung wird im Grunde nichts bewirkt, als daß ihr Zustand höchstens nicht gar zu arg verschlimmert wird, ohne dabei im geringsten verbessert zu werden. Nimmt man in der Besoldung mehr ein, so muß man entgegen auch für alle Bedürfnisse das Doppelte ausgeben, und man befindet sich bei allen Dienstverbesserungen noch lange nicht so sorgenfrei und behaglich, als man sich zur Zeit befand, da die Sachen noch wohlfeil, und das Geld theuer war. Man konnte noch bei Mannsgedenken mit achthundert Gulden jährlicher Einkünfte besser leben, als jetzt mit sechzehnhundert. Wer jetzt ein Haus baut, hat, im Vergleich mit den vorigen Zeiten, deren drei zu bauen, und wer einen Domestiken braucht, hat jetzt beinahe für drei Lohn und Nahrung zu schaffen.

Zudem, wenn der Staat die Besoldungen und Löhnungen, wie es beim erkünstelten Geldreichthume unvermeidlich ist, erhöhet, so muß er wohl auch seine Forderungen höher ansetzen, und nicht nur bei allen Menschenklassen die Abgaben verdoppeln, und unabsichtlich beitreiben, sondern zu verschiedenen (seinen Witz und Ruhm nicht verewigenden) Erfindungen und Einfällen seine Zuflucht nehmen, und sich am Ende damit abgeben, häßliche

Lücken, wenigstens äußerlich, zu verstopfen, und häßlichere wieder zu eröffnen; er ist, ohne sich äußerst anzugreifen, und sich und andern wehe zu thun, schlechterdings außer Stand, große Unternehmungen auszuführen, und sich in einer Würde und Größe, wofür Menschen mit Augen eine wahre Achtung hegen, zu zeigen.

Sollte wohl unser Bauer und unser Viehhälter bei der Wohlfeile des Geldes, und der Theurung der Sachen, gewinnen? Er (in der Regel) gerade am wenigsten, meine ich; denn auch er muß gerade in ebendemselben Verhältniß, als er größere Summen einnimmt, wieder größere Summen ausgeben, und die Sachen drehen sich wechselweise in dem fehlerhaftesten Zirkel herum.

„Der Bauer wird fleißiger, und bestellt seine Felder, und überhaupt sein Hauswesen zugleich emsiger, sagt man, wenn die Sachen, welche er zu Markte bringt, theuer sind.“

Ich bin so kühn, an diesem Erfolge zu zweifeln; denn wenn der Bauer für sechs Schaf Getreid so viel Geld einnimmt, daß er damit seine Abgaben bestreiten, und sonst bei seinen Bedürfnissen auslangen kann, so hält er sich (Ausnahmen möchte es wohl geben) für reich genug, und er hält sich übrigens zu-

verläſſig, wie alle menſchlichen Bärenhäuter (qui nihil humani a se alienum putant) an das dolce far niente; eine Muthmaßung, welche ich nicht erſt ängſtlich beweiſen, aber doch mit einer kleinen Erſcheinung, in welcher etwas Aehnliches liegt, im Vorbeigehen begleiten will. Jedermann erinnert ſich der ehemaligen, entſetzlich ſteilen Straße zu Dachau; man konnte ſie wegen ihres engen Raumes, und ihrer Abſchüſſigkeit nicht ohne Kummer betrachten, und nicht ohne Gefahr befahren. Der höchſtſel. Kurfürſt, Carl Theodor, hat dieſe (ſo wie einige andere Straßen dieſer Art) vortrefflich herſtellen laſſen, und dafür ſey ihm auch ein herzlicher Dank geſagt! Und nun, wie muß man ſich (falls wir nämlich vergeſſen ſollten, wie wir alle ſelbſt beſchaffen ſind, wenn wir irgendwo ſicher ſind, oder es zu ſeyn glauben) wundern, wenn man hört, daß zur Zeit, da die Straße ſo gefährlich, ſo unwegſam und ſteil war, ein Unglück eine nur höchſt ſeltene Begebenheit, und daß gerade ſeit der Zeit, da die Straße in einen unvergleichlichen Zuſtand verſetzt iſt, ein Unglück gar nicht ungewöhnlich, ja daß ein erfahrener Fuhrmann, der mit ſchwer bepackten Wägen viele hundert Male, die gefährlichen Stellen ohne den geringſten Nachtheil herabfuhr, ſogleich, nachdem alles Gefährliche weg-

geräumt worden war, verunglückt, und zerquetscht worden ist!

Härte des Schicksals, und Unglücksfälle spornen den Menschen, so wie ihn Tage des Wohlstandes und der Sicherheit ermüden und abspannen. Noth und Armuth sind gewöhnlich die Erzeugerinnen und Freundinnen des sinnreichen und beharrlichen Fleißes; wie man dann aus einem ähnlichen Grunde behaupten will, daß die nördlichen Bayern (die sogenannten Oberpfälzer) fleißiger, wirthschaftlicher, und behülflicher, und genügsamer seyen, als die südlichen. Indem ich dieß vorbringe, scheint es, daß ich mich dessen, was ich eben vorbrachte, nicht mehr erinnere, und mir widerspreche. Ich behauptete nämlich, daß der Bauer bei dem Eintritte des Geldreichthumes vielmehr verliere, als gewinne. Dieser Behauptung zufolge käme dann der Bauer bei seiner unverhältnißmäßigen Vertheurung der Lebensbedürfnisse ebenfalls in die Klemme, und mithin ja gerade recht in den Zustand, durch welchen der unternehmende Fleiß geweckt wird; aber ich habe oben gesagt, daß, wenn die Sachen, welche der Bauer erzielet, zu wohlfeil werden, es sich der Mühe nicht mehr lohne, dieselben zu erzielen. Diese Folge findet sich dann auch im gegentheiligen Falle, wenn die Erzeugnisse des Bauers zu hoch am

Werthe steigen, ein. Der Bauer muß dann alles, was er braucht, und nicht selbst hervorbringt, mit dreifachem Gelde bezahlen, und vor allen Dingen muß er seinen Knechten und Dirnen einen Lohn geben, wobei er am Ende des Jahres der ärmste Mann seines Hauses ist. Die vielseitigen Abgaben und Ausgaben des Bauers müssen beim Geldreichthume unnachsichtlich entrichtet werden. Kommen nun vollends Mißjahre, so ist der Bauer genöthiget, einen Theil seiner Ehehalten zu entlassen, und sich gleichwohl auf eine Wirthschaft, und auf einen Feldbau, welcher ihm auf alle Fälle das Leben fristet, zu beschränken. Der mechanische Künstler, Handwerker, und Taglöhner weiß sich, (wiewohl er dabei ebenfalls nicht reich wird) bald zu helfen; er schlägt, und ist, da er ebenfalls allenthalben gesteigert wird, gezwungen, auf seine Arbeit, oder seinen Dienst zu schlagen, oder schlecht und unfleißig gearbeiteten und übel bestellten Dingen eine Aussenseite von Güte zu geben. Viele solcher Handwerker, welche bei einem mäßigen Preis der Lebensbedürfnisse ihr ehrliches Auskommen fanden, fangen an; zumal wenn die Gegenstände ihrer Arbeiten eben nicht unentbehrlich sind, abzuhausen, allen Muth zu verlieren, und die Zahl der hilflosen Hilfbedürftigen zu vermehren. Die vernünftigsten deutschen Män-

ner haben sich hierüber längst auf das nachdrücklichste geäußert. So wird z. B. über „Franklins Erhöhung des Arbeitlohns in Europa“ in der Minerva (März 1797 S. 533 rc.) wohl gesagt: „Wenn man Lohn in dem ganzen Umfange des Wortes nimmt, so erhalten, und geben alle, oder fast alle Bürger eines großen politischen Staats Lohn; aber nur Eine Klasse der Lohnarbeiter kann hier in Betracht kommen; die einzige, nach welcher die Administration zu fragen, und für die sie zu sorgen hat: die Klasse der Lohnarbeiter der niedrigsten Stände der Menschen, (Franklin hatte davon keinen Begriff) die ohne Eigenthum und ohne Capital sind; die nur von ihrer Händearbeit zu leben haben. Diese Art von Menschen macht (vorzüglichst nämlich in Handelsstaaten) den größten Theil der ganzen Nation aus; und man kann folglich eine Nation nicht glücklich nennen, bei welcher diese ganze Klasse durch die Niedrigkeit, oder vielmehr Unzulänglichkeit des Lohnes auf einen so schmalen Lebensunterhalt herabgesetzt ist, daß kaum die ersten Bedürfnisse der Natur befriedigt werden können; daß der Lohnarbeiter zum Bettler werden muß, sobald es ihm an Arbeit mangelt, oder Alter und Krankheit ihn zur Arbeit untauglich machen, daß sie sich weder verheirathen, noch eine Familie erziehen

können u. s. w. Kurz, man sieht leicht, daß in allen civilisirten Ländern der Wohlstand des großen Haufens der Nation einzig und allein auf dem Arbeitslohne gegründet ist; daß das Volk glücklich ist, wenn der Lohn hoch, unglücklich, wenn er niedrig ist. Man sieht übrigens, daß der Lohn, von dem hier die Rede ist, nicht in Geld zu verstehen sey. Es ist vom Lohne überhaupt, (von seinem Verhältniß nämlich gegen den Preis der Lebensmittel) von der Quantität von Lebensmitteln, Kleidern rc. die Rede; ohne Rücksicht auf die Quantität feinen Silbers, der seinen Lohn ausmacht." „Die Freiheit des auswärtigen Handels (schrieb ein Deutscher aus Amerika, Archenholz 1796) macht, daß der Ackerbau in einem schmachtenden Zustande bleibt. Der dadurch erzeugte ungeheuere Preis der Produkte, in gewissen Perioden, und dann das plötzliche Fallen derselben in andern, erzeugt ein schädliches, nur bloß dem Spekulanten vortheilhaftes Schwanken der Länderpreise rc. Diese ungehinderte Ausfuhr macht den Arbeitslohn, und alles so theuer, daß der Bauer von den hohen Preisen seiner Erzeugnisse keinen Vortheil ärndtet. So wahr ist es, daß die nothwendigen Produkte des Ackerbaues ohne Nachtheil des Landmannes nie einen gewissen Preis übersteigen dürfen, und daß weise Re-

gierungen allezeit streben müssen, einen Mittelpreis zu erhalten."

„Das Beispiel der Chinesen beweist, daß der auswärtige Handel den Ackerbau und die Industrie nicht belebt; denn was man in den Nachrichten von der neulichen brittischen Gesandtschaft von dem Ackerbau, der Industrie, der Bevölkerung und überhaupt dem Wohlstande, und der Glückseligkeit jenes vortrefflich regierten Reiches liest, setzt uns in Erstaunen. Die Amerikaner beobachten eine entgegengesetzte Politik, auch sieht man die Folgen davon. S. 287 — 389." Eine Menge der überzeugendsten Bemerkungen dieser Art findet man seit einiger Zeit in unsern besten staatistischen Schriften, deren Verfasser die gegentheiligen Meinungen und Gründe wohl erwogen, aber sie theils nur für Seestaaten passend, theils für mehr sinnreich, als gegründet, und in der wirklichen Anwendung für höchst verderblich gehalten haben. Ich, für meinen Theil, wiewohl ich hier diesen Gegenstand mehr nur berührt, als ausgeführt habe, finde mich ganz überzeugt, daß man in unserm Vaterlande unendlich reicher und glücklicher seyn müsse, wenn das Geld theuer und die Sachen wohlfeiler sind, als im umgekehrten Fall, und daß man bei einer gesegneten Wohlfeile aller nöthigen Lebensbedürf-

nisse in allen Dingen mehr ausrichten, prächtigere Werke der Baukunst unternehmen, ein zahlreicheres und zufriedeneres Militär herstellen, und durch alle Menschenklassen unendlich sicherer seines Lebens froh werden könne. Vor vierzig Jahren, und noch lange später war bei uns in München (und in Bayern überhaupt) gewiß ein sehr fröhliches Leben, und es gab damals unter allen Bürgerklassen und Ständen sehr vermögende Leute, indessen daß jetzt (wenn man anders nicht in den Tag hinein plaudern, sondern mit Kenntniß und Erfahrung reden will) äußerst wenige reiche Leute, und unter den reichen äußerst wenige vermögende giebt. Die Menge befindet sich offenbar ganz auf dem Wege zur gänzlichen Abhausung, so daß häufig immer mehrere Familien sich genöthiget sehen, ihrer Hauswirthschaft zu entsagen, und ihre Speisen bei einem Koch, oder einem der zahlreichen Tracteurs (von welchen man ehemals wenig wußte) zu bestellen.

Von demjenigen unverhältnißmäßig erhöhten Preis der Lebensmittel, welcher durch Mißjahre, durch Kriege, oder andere ähnliche Uebel erzeugt wird, ist hier wohl die Rede nicht; diese Erscheinung (so schrecklich sie seyn kann) ist auch nur vorübergehend, da indessen diejenige, welche durch mißverstandene Grundsätze, oder aus Eigensinn erkünstelt

wird, anhaltend, und ungleich verderblicher ist. Diese wird, nach meiner Meinung, offenbar durch eine übelverstandene Concurrenz, durch das Befördern einer übelverstandenen Bevölkerung, und durch den Luxus auf eine Art, daß dabei der Natur der Sache die härteste Gewalt angethan wird, erkünstelt.

Die sogenannte Concurrenz ist nicht bloß von einer unumschränkten, jedermann zustehenden Befugniß, nach einem Hauptort zu handeln, sondern überall hin zu handeln, zu verstehen. Sie darf also auch unbedingt aus dem Lande handeln, und nach den Behauptungen der Vertheidiger derselben ist jede Landsperre ein grober Handlungsfehler; dergestalt, daß wenn gleich ein Mangel z. B. des Getreides durch das Wegführen desselben ins Ausland zu fürchten ist, gleichwohl das Wegführen nützlicher, als das Behalten seyn müßte; allein mir scheint, daß man die Getreidsperre mit dem Getreidsatze vermenge, welchen letztern zu verhängen, wenigstens in der Regel, der Besetzung der öffentlichen Schrannen allerdings sehr nachtheilig seyn würde. Diese Folge kann bei der Getreidsperre nicht eintreten, weil dadurch dem Schrannenpreise kein Zwang angelegt wird; wie dann auch die ehemalige vieljährige Erfahrung für die Sache steht, und wie endlich das (eben jetzt gegenwärtige) Bei-

spiel fast aller deutscher und anderer Staaten auch zur vernünftigen Rücksicht geeignet ist. Man handelt anderswo nicht unbedingt, sondern mit Rücksicht auf Umstände. Kein Staat begünstigt die Ausfuhr mehr, als England, indem für die Ausfuhr fast aller Handlungsartikel Preise gesetzt sind; allein da vor einigen Jahren die Umstände und Lagen der Dinge sich änderten, änderte man auch seine, für dieselben nicht passende, Maßregeln. Es wurden Preise für die Getreideinfuhr gesetzt. Was man zur Vertheidigung einer nie zu beschränkenden Ausfuhr sagt, daß durch diese der Getreidpreis unmöglich zu hoch steigen könne, weil, wenn dieß geschähe, und wenn das Getreid in dem Orte, von welchem man es ausführt, zu theuer, oder gar theurer werden sollte, als in dem Orte, nach welchem man es führt, alsdann die Verschleppung sogleich aufhören, und das Getreid des Gewinns wegen, vielmehr wieder zurückgehandelt werden würde, ist mehr sinnreich, als wahr gesagt. Im Falle einer Noth kauft auch bei dem höchsten Preise jeder, der leben will, und jeder behält, was er gekauft hat. Es ist auch nicht zu erwarten, daß die Regierung eines Landes, welches hinauskaufte, weil es einen Mangel fürchtete, sich in die vorige Gefahr stürzen, und eine Wiederausfuhr billigen werde;

und entfernte Zufuhren liefern das Wiederersetzen des ausgeführten Getreides um einen solchen Preis, daß der durch die vorgegangene mißverstandene Ausfuhr erhaltene Gewinn wahrhaft ins Lächerliche fallen muß.

Auch sonst hat die sogenannte Concurrenz höhere Scheingründe, die sich aber, in Rücksicht und in ihrer Anwendung auf unsere Lage, von selbst zernichten, wiewohl auch in Seestaaten ein unumschränktes Concurriren dem Handel einer Stadt äußerst nachtheilig werden kann; aber vom kaufmännischen Handel ist bei uns die Rede gar nicht. Was bei uns Handel genannt wird, ist eine lautere Krämerei. Wenn nun bei dem (größern oder kleinern) Kram der Gewinn, der einem Krämer für seine Gefahr und Mühe mit Recht und Billigkeit zukömmt, unter zehn vertheilt wird, wenn in einer Stadt, wo dreißig Krämer hinreichen, ihre Mitbürger mit aller Nothdurft zu versehen, vermöge des schönen Princips der freien Concurrenz hundert sich der Krämerei annehmen; so ereignet sich der Fall, welcher sich bei einer unbedingten Zerstücklung großer Höfe ergiebt, wo zuletzt jeder ein Gärtchen von Ackergrund, das er mit seinem Brodmesser umackern, und im Falle eines Schauers mit einem Hut bedecken kann, erhält, und dabei kaum nur so viel, als er selbst

braucht, besitzt. Unzählige junge Bursche werden bei einer freien Concurrenz unter die Decke schliefen, und mit ihrem Kapitälchen krämern; aber neunundneunzig werden eben so bald wieder hervorkriechen, und ihr Herabkommen den schlimmen Zeiten, oder eifersüchtigen Nachbarn und Concurrenten zuschreiben. Dann, wann der Verfall der Wirthschaft eingetreten ist, dann freilich eifert auch gewöhnlich niemand heftiger wider einen Mißbrauch, als gerade diejenigen, die vermöge eines Mißbrauches geworden sind, was sie seyn wollten. Die mißverstandene Concurrenz hat dem deutschen Buchhandel, und mit seinem Herabkommen der Literatur unheilbare Wunden versetzt, und ihre Folgen werden keine Krämerei, und kein Gewerb verschonen, wo die Uebersetzung einmal Platz genommen hat. Ueberhaupt sind gegenwärtig denkende Männer von ihren Vorurtheilen, wenn sie in diesem Stücke vorübergehend solche hatten, zurück, und in den folgenden Grundsätzen übereingekommen: „Der Wohlstand eines Gewerbes, die Güte, und der wohlfeile Preis der Feilschaften hängt nicht von der Menge der Treibenden, sondern vielmehr vom richtigen Verhältnisse ihrer Zahl zu den Abnehmern, und übrigen Umständen ab. Dreißig Krämer, zwanzig Weinhändler können ihre Waaren besser und wohlfeiler liefern,

als hundert. Fünzig Meister mit hundert Gesellen können eine bessere und wohlfeilere Arbeit liefern, als hundert Meister mit fünfzig Gesellen. Fünfzig wohlhabende Familien bereichern und nützen dem Staat ungleich mehr, als dreihundert, welche mit der Abhausung und Dürftigkeit kämpfen. Wenn bei hundert Concurrenten kein sogenanntes Monopol statt hat, so hat auch bei zwölf keines statt; indem in der Regel kein Händler Rücksicht auf den andern nimmt, sondern vielmehr jeder beeifert ist, durch einen etwas wohlfeilern Preis Käufer an sich zu ziehen, und durch die ihm zuströmende Menge derselben sich schadlos zu halten. Auch hat wohl eine wohlgeordnete und wachsame Staatsaufsicht ein Wort zu reden, wenn die Gränze aller Billigkeit überschritten werden, und offenbar ein muthwilliger, drückender Wucher sich einstellen sollte.

Der Hang zur Erweiterung und allgemeinen Einführung einer uneingeschränkten Concurrenz hat in keinem Stücke weiter und schädlicher vorgegriffen, als bei den Urtheilen über die Innungen und Zünfte, als welche von einigen schlechterdings für nachtheilige Institute, und für höchst reif zur Auflösung erklärt werden wollen. Da die Meinungen und Grundsätze, welche bei uns als höchst wichtige

Entdeckungen in Schutz genommen, und was zu bedauern ist, nicht selten auf der Stelle begutachtet werden, fast immer (buchstäblich wie unsere Kleidermoden) vom Auslande, oder doch vom nördlichen Deutschland, wo die neue Sache in irgend einem Journal gerühmt worden seyn mag, zu uns kommen; so ist es dann auch mit dem Lärmen, der seit einiger Zeit über das Zunftwesen bei uns rumorirt, gegangen. Weil im nördlichen Deutschland über die Aufhebung der Zünfte gestritten worden ist, so gieng einige Monate nachher der Streit auch bei uns an, und, weil dort einige schreibende Herren von der Aufhebung sprachen, so wurde auch in südlichen Gegenden darüber nachgesprochen, und zwar manchmal mit einer dergestalt geringen praktischen Sachkenntniß, und mit so vieler Schwächlichkeit der Beurtheilungskraft, aber mit einer desto ungestümern Anmaßung, und mit so vieler Begierde, sich durch bloßen heftigen Widerspruch das Ansehen eines tiefdenkenden Staatistikers zu verschaffen, daß kaum zu zweifeln ist, solche Staatistiker würden in dem Fall, daß es niemals einige Innungen und Zünfte gegeben, und daß irgend ein Ausländer ihre Einführung angerathen hätte, diese Einführung mit ebenderselben Hitze in Schutz genommen haben. Von den norddeutschen Schriftstellern

wurden überhaupt als Nachtheile der Zünfte angegeben:

1) alberne, und dem Publikum sowohl, als den Handwerken selbst nachtheilige Statuten;
2) Zeitversäumniß bei den Handwerksversammlungen, und daher entstehende Kosten;
3) Erschwerung des Meisterrechts für gute Arbeiter;
4) Aufstände der Gesellen.

Entgegen verschwieg man auch die überwiegenden Vortheile nicht, nämlich:

1) die ungleich größere Sicherheit der Nahrung aller Gewerbtreibenden;
2) die verhältnißmäßigere Vertheilung der Nahrung unter die Bürger des Staates, bei welcher der Armuth gesteuert, und für sie gesorgt wird, die Ehen befördert werden, und mehr Wohlhabende als Reiche entstehen;
3) die Handwerke bleiben bei einer Profession, und vervollkommnen sich daher in dieser mehr, sowohl in Ansehung der Güte, als Menge der Arbeit u. s. w.

Eine von der hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe gekrönte Preisschrift (von Joh. Adam Weiß, Frankfurt am Main, bei Heinr. Ludw.

Brönner) (ich erwähnte dieser vortrefflichen Abhandlung schon einmal) erklärte mit den erschöpfendsten Gründen die Aufhebung der Zünfte für eine höchst verderbliche Sache, und in Wahrheit, ich kenne in der deutschen Geschichte kaum etwas Vortrefflicheres, kaum etwas, das dem deutschen Verstand mehr Ehre macht, als die Erfindung und Einführung der Zünfte, und ihrer im Wesentlichen (ein Schatten begleitet ja doch jeden Körper, und ich möchte sagen, man würde mit Menschenaugen das Licht nicht sehen, wenn es lauter Licht gäbe) unvergleichlichen Verfassungen, ihrer schönen Ehr- und Zuchtgesetze (welche da, wo sie wirken dürfen, der Obrigkeit beinahe alle Mühe und Aufsicht ersparen) ihrer Lehrjahre, und Probearbeiten, ihrer Wanderungen, und anderer Artikel dieser Art, welche jetzt von manchem, der für die gemeine Sache zwar gut gestimmt, aber mit ihrem Gang und dessen Folgen weniger vertraut seyn mag, ohne alle Ausnahme verunglimpft werden. Herr Iselin hat uns (im zweiten Bande S. 165 u. w. seiner Ephemeriden der Menschheit, oder Bibliothek der Sittenlehre, der Politik, und der Gesetzgebung, einem Buche, worin die auserlesensten Grundsätze und Lehren mit dem kraftvollsten und reinsten Ausdrucke vorgetragen werden) eine Rede des Generaladvokaten

des Königs von Frankreich, Ludwigs XVI. für die Nichtaufhebung der Zünfte geliefert (ich habe derselben im fünften Band der Beiträge von S. 393 — 401 eine ausführliche Erwähnung gethan), welche alles enthält, was sich für die Schützung der Zünfte Wahres und Wichtiges auf die rührendste Art sagen läßt.

Bei eben derselben Gelegenheit wiederholte ich meine Erinnerungen über die Uebervölkerung der Stadt München, und über den uneingeschränkt herrschenden Luxus in derselben. Man wird einst noch bitterlich, aber dann freilich zu spät bedauern, jene Erinnerungen (welche keineswegs meine Erfindungen, sondern die Gedanken, Urtheile und Stimmen der vernünftigsten hiesigen Männer sind) höhnisch abgewiesen, und nur seinem Privatdünkel Gehör gegeben zu haben. Bei der eingetretenen Uebervölkerung kann, ungeachtet der überaus reichen Zufuhr, die Wohlfeile der vorzüglichsten Lebensbedürfnisse niemals wieder zurück kehren. Die Sachen, welche zu Markt gebracht werden, sind nicht darum theuer, weil man sie (wie unlängst öffentlich geäußert wurde) ausrauft, sondern man würde sie (wie ehemals) nicht ausraufen, wenn sie wohlfeiler wären, nämlich, wenn der Leute (welche gar nicht handeln, sondern nur bezahlen, was

man begehrt) weniger wären. Sechzig reiche Gäste mit ihrem Anhang können, wenn sie gleich durch ihr Wohl- und Ueppigleben einen (durchaus sehr mißverstandenen) Geldumlauf befördern, einer Stadt, wie München ist, zur drückendsten Last fallen; sie vertheuern nicht nur alle gemeinere Lebensmittel; sie verbreiten auch, zumal, wenn sie sogenannte Privatisirer, oder Geldmäckler (diese Art von Einwohnern ist schlechterdings die pestartigste) und zugleich unverheirathet sind, bie verderblichsten Grundsätze und Beispiele in Rücksicht der Sittlichkeit, und richten (besonders wenn sie eine schafmäßige Art von Leuten vor sich haben) mittels der Behauptung, daß sie nichts vorschlügen, wünschten und verübten, als was heut zu Tage in andern größern Städten, ohne noch ein Aufsehen zu machen, verübt würde, alle Sitten, worauf doch das Wohl eines Staates beruht, zu Grund. Diese Wahrheit haben längst vor mir dir bewährtesten Männer bemerkt, und beklagt. Hr. Deneken, D. u. Senator in Bremen hielt im Jahre 1797 über die Frage: „Was ist vom Zusammenflusse der Fremden in Bremen zu besorgen, und zu hoffen, eine öffentliche Vorlesung, worin er unter anderm sagte: „Zu besorgen ist allerdings, daß der Zusammenfluß in Bremen, wie anderswo, einen nicht ganz vortheilhaften Einfluß auf die

Einfalt der Sitten haben werde. Mit den Sitten ändert sich auch die Denkart, die politische sowohl als religiöse. Die Preise der Lebensmittel werden durch die Concurrenz der Fremden übermäßig gesteigert, und der Handwerker wird verwöhnt. Auch die schönen Tugenden, die Gastfreundschaft und Wohlthätigkeit hören auf. Auch macht der Anblick müßiger Menschen müßig. Diese Besorgnisse sind in der Natur der Sache gegründet."

Daß der Luxus, oder die gedankenlose muthwillige Ueppigkeit, und der zügellose Hang, theils die wahren Bedürfnisse auf eine ungeschickte Weise zu seinem Schaden zu befriedigen, theils den Geist und den Körper mit tausend eingebildeten Bedürfnissen zu umgeben, und vermöge einer kindischen Einbildung Dingen einen Werth anzuhängen, die keinen haben, alle Arten der Bedürfnisse in einen unerschwinglichen Werth und Preis versetzen, dazu brauche ich eben so wenig weitläufige Beweise und Erklärungen, als zur Behauptung, daß wir gegenwärtig, und zwar mit einer Selbstgenügsamkeit, bei der man zu glauben scheint, als seyen die Sachen von Ewigkeit her so, wie sie jetzt sind, und nie anders gewesen, einen unumschränkten Luxus begünstigen. Wir brauchen für alles, was wir auf dem Leibe tragen, einen Drittheil, oder gar

die Hälfte mehr Geld, als wir auszugeben brauchen würden, wenn wir die Dinge, statt sie von Ausländern (welche darüber unter vier Augen unserer Thorheiten spotten) zu erhandeln, und ihnen dafür unsern großen, durch die Concurrenz aufgehäuften Geldreichthum mit großer Demuth wieder zuzuschicken, nur gleich von uns selbst kauften, wie es die Engländer (mit deren Beispielen man sonst manchmal so gewaltig hoch aufhebt) die Franzosen, die Oesterreicher, und andere wohleingerichtete Staaten thun *). Wir würden hier um die Hälfte wohlfeiler wohnen, wenn uns nicht die üppige Meinung, daß der Luxus an vielen (wenn gleich höchst entbehrlichen) Einwohnern, dann die freie Concurrenz schön und ausführungswerth sey, die schlimmsten Streiche

*) Die Antwort Kaisers Joseph II., als jemand erinnerte, daß er, wenn er auf seinem Verbot, vermöge dessen kein ausländisches Tuch rc. rc. nach den österreichischen Staaten eingeführt werden sollte, bestände, allein wegen eines gewissen Artikels eine Million verlieren würde, ist bekannt; er fragte, um wie viele Millionen Waaren hereingekauft (mithin wie viele Millionen baares Geld hinausgeschickt) werden müßten, damit der Mauthkassa Eine Million zukäme. Wenigstens fünfzehn Millionen gehen hinaus! war die Antwort. So will ich ja lieber, sagte der Kaiser, Eine, als fünfzehn Millionen verlieren.

spielte. Wir könnten hundert Artikel wohlfeiler kaufen, wenn wir davon nur so viel, als wir für unsere Sättigung, und für die Beförderung der Gesundheit und Leibesstärke wirklich nöthig haben, kaufen wollten! Wir könnten überhaupt in unserm Vaterlande so glücklich und wahrhaft reich seyn, wenn wir die (im fünften Bande der Beiträge mitgetheilten) Gedanken über den wahren Geldreichthum von Bayern beherzigen wollten. Unsere Voraltern haben die Leute, wenn sie sich manchmal vergaßen, (sie thun dieß von Zeit zu Zeit in der ganzen Welt) und in irgend einem Stück, die Kleider, Mahlzeiten, Lustbarkeiten u. dgl. betreffend, zu weit vom Geleise ausschweiften, von den Abwegen, wo sie sich am Ende nicht mehr würden herausgefunden haben, ernstlich nach den gebahnten Straßen zurückgewiesen, und heilsame Mandata wider den Luxus aller Art erlassen; aber unsere Voraltern verstanden das Ding nicht recht, und sahen nur immer auf das, was, nach ihrer schlichten Vernunft, ordentlich, gut und ersprießlich seyn konnte, ohne (was so recht ihr Absurdes war) auf den Fortschritt ihres Zeitgeistes zu sehen.

Ich weiß auch, mein Freund, daß meine Grundsätze über die Dinge, von denen ich eben sprach, den Beifall unserer Zeitherren

nicht haben, und ich kann mir nicht helfen, daß ich mich so lange nichts darum bekümmere, als ich weiß, daß gerade selbst die fortrückende Zeit für meine Grundsätze entscheiden werde. Nichts ist auch gegenwärtig leichter, als Beifall, flüchtigen Ruhm, wirkende Unterstützung, und einen glorreichen Schein, so lange die Glorie dauert, um den Kopf zu erhalten, und ich dürfte nur (was mich, wenn ich schon einmal die Feder in der Hand halte, die nämliche Mühe kosten würde) hinschreiben, was jetzt gerade Gang und Gäbe ist. Dann, mein Freund, wäre ich, ungeachtet ich bereits über vierzig Jahre alt bin, (nach dem jetzt allein seligmachenden Ausspruch der Zeitherren, welche es noch lange nicht sind) gleichwohl noch, wider den sonstigen Lauf der Natur, bei einer hinlänglichen, gesunden Verstandeskraft, und soviel noch möglich, ohne dem grämlichen finstern Eigensinn, und der Geisteshalsstärrigkeit und Schwäche, welche den armen Männern über vierzig Jahre jetzt eigen und anklebend ist; vielmehr, ich wäre auch einer der seltenen Auserwählten, welche mit dem Fortrücken der Zeit gleichen Schritt gehalten, welche des Zeitgeistes sich ermächtiget, und von seinen Bedürfnissen eine ächte, reine Auskunft sich erworben; welche, als einsichtsvolle praktische Schriftsteller, ihre Gegen-

stände viel und genau beobachtet, dieselben tief gewürdiget, und die Mängel und Mittel der höhern Cultur gründlich erforscht haben; dann wäre ich noch überdieß ein gar feiner Kautz, ein humaner Cumpan, und liberaler Geselle; dann wandelte (oder stolperte) ich traulich mit ihnen in gar schöner Harmonie, und spräche (o wie lieblich!) aus ihren Herzen; spräche ein wahres Wort zu seiner Zeit; arbeitete nach dem System, und hätte überall so recht eigentlich die wahre Tendenz; wüßte auch mit meinen schönen Talenten zu wuchern, Schutt und Finsternisse wegzuräumen, und helles Licht zu verbreiten; dann läge schon der tiefste Sinn in !!! ??? Sic! — Nun habe ich leider von allem dem nichts, sehe die Sachen nur, wie sie mir, und andern alltäglichen Menschen erscheinen, und bin ein geschlagener Mann.

Da verlauten will, daß Zeitherren (in diesen Tagen der höhern Geisteskultur, und der von allem mönchischen Wust gereinigten, und auf das ächte Princip geleiteten Moral) auf die Errichtung eines oder mehrerer Hurenhäuser — (Anstalten für ein Bordell hätte ich

wenigstens sagen sollen, wenn ich es auch meiner Grämlichkeit, und meinem starrköpfigen Eigensinn nicht hätte abgewinnen können, um mich human und liberal mit „Anstalten für Freudenmädchen" *) auszudrücken) — ihre Tendenz richten, so muß ich dann doch auch ein Wort zu seiner Zeit sprechen, wenn ich gleich voraus sehe, daß ich es nicht aus dem Herzen des mit dem hellen Zeitgeiste fortschreitenden Systems sprechen, und daß ich das Bischen von guter Meinung, in welcher ich bei den entscheidenden Herren noch bis jetzt gestanden seyn dürfte, auf eine recht schnöde Art verscherzen werde.

Ich weiß nicht, ob ich, gemäß der Zeugnisse aller denkenden Männer, und aller Erfahrungen, erinnern darf, daß seit den letzten

---

*) Ich kenne in der ganzen deutschen Sprache kein abgeschmackteres, unwahreres Wort, als dieses, den Franzosen nachgeäffte, verworfene Modewort. Auf wessen Seite befindet sich denn hier etwas, dem man den geheiligten Namen „Freude" geben könnte? Rechtliche deutsche Männer haben auch das Wort „Freudenmädchen" nie nachgeschrieben, sondern anfangs Lustmädchen (wie Lustseuche) oder Jammermädchen dafür gesetzt; haben aber am Ende wieder gefunden, daß es am besten gethan sey, bei der alten deutschen Weise zu bleiben, und eine Metze für jedermann eine Hure, und eine Anstalt für sie ein Hurenhaus zu nennen.

zwanzig Jahren die ausübende Sittlichkeit und Zucht mehr und weniger im ganzen Deutschland gar sehr gesunken sey, und täglich tiefer sinke. Ein tobender, ungestümer, frecher Hang nach einer rohen Ungebundenheit, bei welcher man von keiner Einschränkung mehr wissen, sondern sich immer nur gütlich thun, bei welcher man seinen Geist immer nur mit süßen, leckern Gefühlen kitzeln und unterhalten, seinem Körper immer nur das Sinnliche, Bequeme und Schmeichelnde zubereiten und gewähren will, ist beinahe durch alle Klassen von Menschen herrschend geworden. Man verschönert, entschuldigt, vermittelt alles, was doch in seinen Folgen zu Grunde richten muß, und hat eine falsche Schamhaftigkeit angenommen, bei der man sich aus Furcht, daß man den vom Strome Hingerissenen mißfallen möchte, nicht mehr zu sagen getraut, was man doch fühlt, denkt, und wahrnimmt. Man will lieber für unmoralisch, als für einen Menschen, der nicht mitrennt, gehalten werden, und hat (was ein fürchterliches Zeichen von Knechtschaft und Verderbniß ist) den Muth nicht mehr, dem Manne Beifall zu geben, der es wagt, uns an die Stimme unsers, noch nicht gänzlich erstickten, Gewissens zu erinnern; ja statt seiner Freimüthigkeit beizustimmen, höhnet man vielmehr laut mit. Carl

Ludwig von Haller rühmt in seinem „Denkmal der Wahrheit auf Joh. Caspar Lavater" als eine wesentliche Eigenschaft dieses Mannes seinen Muth der Tugend, und setzt hinzu: „fürwahr eine seltene und ehrwürdige Eigenschaft, ohne welche wenig oder nichts Gutes auf dieser Welt geschieht, und die nie nöthiger wäre, als zu einer Zeit, wo man mit Recht die Furcht noch mehr, als den bösen Willen, die Mutter alles Uebels nennen könnte; denn was thut nicht die Furcht in unsern Zeiten, sie, die dem Menschen gegeben ist, zwar um Gefahren zu erkennen und ihn von pflichtwidrigen abzuschrecken, aber nicht um gegen pflichtmäßige unthätig zu bleiben, sondern um desto mehrere Kräfte zu ihrer Besiegung anzustrengen. Die Furcht macht den Bösen argwöhnisch, mithin noch böser, und selbst die Guten unnütz; sie schafft Unrecht, und läßt Unrecht geschehen, oder immer weiter um sich greifen. Sie erstickt Genie und Vaterlandsliebe, die ganze Völker zu retten im Stande wären, verschließt das Herz sogar den Gefühlen des Mitleids und der Menschlichkeit; sie erweckt selbst Edlere, Gewaltthaten zu begünstigen, oder zu entschuldigen, die sie in ihrem Herzen verabscheuen, und würdiget Vernunft und Talente zu elenden Sophisten herab, um sich selbst durch Scheingründe zu täuschen, und

gegen die Stimme des Gewissens die Pflichtverletzung zu rechtfertigen. — Im Einzelnen hört man Tausende über Verderbniß und Unverstand klagen; der ehrlichen Leute giebt es viele, die das Gute wünschen, loben, auch unterstützen würden, wenn es das Stärkere wäre, und sie es ohne Gefahr thun könnten. Fast alle jammern über eigenes und fremdes Unglück; aber derer, die wohlthätig helfen, sind wenige. Unter Zehntausend findet sich kaum Einer, der den Muth hätte, sich hervorzuthun und an die Spitze der Rechtschaffenen zu stellen, um Böses zu verhindern, viel weniger, um die Götzen der Zeit selbst anzugreifen, und dem wahren Gotte zu dienen, der in der Brust aller Menschen wohnt. Da hört man jeden sagen: „Ich kann doch nicht helfen; es geht mich nichts an; jene mögen anfangen, die mehr Macht dazu haben; ich mag mich nicht der Gefahr aussetzen; muß meinen Einfluß auf bessere Zeiten versparen; ich bin mich voraus mir selbst schuldig;" aber diese Sprache der Furcht oder des Egoismus war nie Lavaters Sprache. Wenn alles erbebte, und durch Schrecken verstummte, so war Lavater da, der Helfer in aller Noth, und selten ohne Erfolg. — Unser Wollen und Thun hat keinen Zweck, und keine Festigkeit, sondern ist ein lauteres Herumtreiben

unter sinnlich angenehmen Gegenständen, ein sorgloses Hingeben seines Wesens an jeden Eindruck, der ein sinnliches Vergnügen auf unsere Einbildungskraft, unser Herz, und unsern Körper macht; ein Leben und Weben in lauter Dingen, welche dem Auge, dem Ohre, der Zunge, dem sinnlichen Gefühle wohl thun, und welche bloß dazu gemacht sind, um ihm wohl zu thun; wobei man an nichts höheres Geistiges denkt, auf nichts höheres Geistiges gelenkt wird, und gar bald nicht mehr gelenkt werden mag. Man will schlechterdings überall alles Beschwerliche entfernen, und jeden Weg nur mit Rosen bestreuen. Man hört auch in den Zirkeln, die man die schöne Welt nennt, von nichts sprechen, als von Unterhaltung, und die einzigen Fragen, die man wechselweise an sich zu stellen versteht, und die man allein für guten Ton hält, beschränken sich darauf, wie man sich den vergangenen Tag in jener Gesellschaft, bei jenem Soupe, bei jenem Schauspiel u. s. w. unterhalten habe, und wie man sich heute zu unterhalten gedenke. Unsere Leserei ist eine lautere Unterhaltung, und der Geist des Theaters eine lautere Galanterie, wo zwar unaufhörlich von Tugend und Wohlthätigkeit und gutem Herzen geplaudert, wo aber gar nicht selten ein in allem Betracht unmorali=

scher Wüstling als ein liebenswürdiger, geistvoller, achtungswürdiger Mann geschildert, und zur Nachahmung aufgestellt, wo (wie in der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste B. 44. S. 247 von den Schauspielen des Kotzebue gesagt wird) ein sogenannter Philosoph die hergebrachten Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft — bisweilen auch Vorschriften der Sittlichkeit — mit hoher Miene herabsetzt; auf die Ungleichheit der Stände schmäht, und wo möglich, zum Beweis der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen, eine Mißheirath thut, wo eine Frau, die ihrem Manne untreu, oder ein Mädchen, das zu früh Mutter wird, durch die Aussöhnung, oder die Hand eines Philosophen glücklich wird, wo eine gefallene Frau durch ihre erhabene Tugend die Liebe eines rechtschaffenen Mannes reitzt, ihre weibliche Delikatesse zwar die angebotene Hand zurückweiset, zuletzt aber dann doch durch eine vorurtheilsfreie Philosophie, welche ihre Einwendungen zernichtet, besiegt wird. Wenn Schauspiele gefallen, so folgt nicht immer daraus, daß sie gut, sondern öfter, daß die Zuseher ohne Geschmack, ohne Kenntniß, und ohne feines Gefühl sind. Was die meisten jetzigen Schauspiele eigentlich bezwecken sollen, wissen wohl ihre Verfasser selbst nicht, und die Zuseher, wie man

sieht, noch weniger. Lessing sagt in seiner Dramaturgie, daß es in Athen eine Zeit gegeben habe, da eine einzige falsche Sittenlehre den Schauspieler in große Noth gesetzt haben würde. In unsern Tagen können hundert unrichtige Sentenzen und Sittensprüche an Einem Abend vorgebracht werden; man wird nicht nur nichts daran auszusetzen finden, sondern man wird sie, wenn der Schauspieler nur in etwas täuschen kann, eifrigst beklatschen. O wie oft trieben mir die Beklatschungen der Leute um mich eine peinigende Schamröthe ins Gesicht! So gar garstige Zeugnisse seiner selbst von Unwissenheit, und Mangel an feinem, unrichtigem Gefühl! Die verbessernde Satyre, und der verfeinernde Witz, die alte vis comica hat sich verloren, und unsere meisten Schauspiele liefern Aufmunterungen der modischen Zeitphilosophie in hochgewürzten (Sprache und Geschmack zerstörenden) Brühen. Man tischt unaufhörlich manirte Teufelskerl und Kraftmänner auf, und denkt nicht daran, daß man darauf ausgeht, Phantasten und Narren zu machen. „Das stete Ringen nach starken Gefühlen, und Spannung der Phantasie hat (sagt der Verfasser der unvergleichlichen Abhandlung: Wie wirkt das (heutige) tragische Theater auf den Charakter überhaupt, und vorzüglich den weiblichen) den

groben Egoismus sehr vermehrt, die Rücksichten auf das wahre Glück Anderer äußerst vermindert, die Schonung der Schwachen verächtlich zu machen, aber das Niederwerfen dieser als große Thatkraft vorzustellen versucht. Das angebliche Genie hat sich und die Befriedigung seiner Leidenschaft ohne Scheu zum Zwecke aufgestellt, die größte Gleichgültigkeit gegen moralische Rücksichten in der Wahl der Mittel, aber zugleich eine entschiedene Vorliebe und Bewunderung für alle gewaltsame Schritte bewiesen, wodurch die heiligsten Bande zerrissen, die Gesetze mit Füßen getreten wurden, als vollgültige Proben der nur allein geschätzten Größe der Leidenschaft. Die innere Unruhe, das sogenannte Dürsten nach Kraft, nach Gelegenheiten, seine Kraft zu zeigen, die oft Folge der stürmischen Leidenschaft, aber noch weit mehr der brennenden, juckenden Eitelkeit war, hat sich mancher Menschen bemächtiget, zur höchsten Beleidigung der Moralität, zu ihrem, zum Unglücke anderer." Und wo ist etwas, das (den kindischen, leeren Wortprunk von liebenswürdiger Tugend, ächter reiner Moral und vom ächten Lebensprincip bei Seite gesetzt) den Geist nicht verzärtelt und abspannt?

Weil Worte eines Inländers nichts, Worte eines Ausländers aber desto mehr gelten, so

will ich nicht unterlassen, weiter zu sagen, was man anderswo von der Sache denkt. Wo ich nur eines der bessern Bücher, welche vor mir stehen, aufschlage, kommen mir Zeugnisse und Bekräftigungen dessen, was ich über den Verfall der Sittlichkeit sagte, entgegen, und ich mache mir ein wahres Verdienst daraus, wenigstens einige dieser Aeußerungen mitzutheilen. Der Berichtgeber „über Naumanns Composition des klopstockischen Psalms, des Vaterunsers, und seine zweite Aufführung in Dresden sagt (n. deutsch. Merkur, Jahrgang 1799 S. 358.): „Nie fand ich bei einer Musik eine so feierliche Stille, als während der Aufführung des Vaterunsers in der Neustadt-Kirche herrschte. Naumann hat seine Composition so eingerichtet, daß diese vom größten vollständigen Orchester, aber auch in jeder Dorfkirche mit verhältnißmäßiger Wirkung aufgeführt werden kann. Nur schade — ewig schade, daß wir in einem Zeitalter leben, wo die Menschen nur ergötzt, nicht erbaut, und noch weniger zum Nachdenken gereizt seyn wollen, um ja nicht in ihrem Rausch durch irgend einen ernsthaften Gedanken gestört zu werden. Man kitzelt sich lieber durch den Unsinn der mehresten heutigen Opern die Ohren, pflanzt durch einschmeichelnde Musik unmoralische Gedanken fort, und wundert sich, daß

der Geist der Zeit nur den Genuß des gegenwärtigen Augenblickes berechnet; daß Selbstsucht und Leichtsinn täglich mehr einreissen, wodurch zuerst die häusliche Glückseligkeit, und dann allmählig das Glück der Staaten untergraben wird. Oft gehe ich betrübt aus einer fröhlichen Gesellschaft, in welcher so manche gedankenlose italienische Arien, und unmoralische französische Lieder mit liebenswürdiger Anmuth gesungen werden. Wo will das hinaus? Wenn Musik und Dichtkunst wetteifern, um den Grundpfeiler menschlicher Glückseligkeit, die Moralität, zu untergraben; kann man sich dann noch wundern, daß häusliche und bürgerliche Tugenden immer seltener werden? Unsere leichten Zeuge, die nicht auf die Dauer, nur auf den gegenwärtigen Augenblick berechnet sind, unsere lüftige Art, sie anzulegen, unsere Schauspiele, unsere Moderomanen, unsere mehresten neuen Gedichte, unsere Musik, unsere gesellschaftlichen Zusammenkünfte, und alles, alles ist nur von Einem Geiste hervorgebracht; alles hascht nur nach angenehmem Genuß für den gegenwärtigen Augenblick! Zu diesem werden selbst die Kinder jetzt von frühester Jugend an erzogen. Ich hörte ein siebenjähriges Mädchen das beliebte französische Lied la belle penitente, singen, welches immer mit der Ermahnung des Beicht-

vaters schloß, trompe, qui te trompera. Und man freute sich des Ausdruckes, mit welchem das unschuldige Kind dieß Liedchen sang! Als noch Pergolesis Stabat Mater mit Klopstocks Worten, und Ramlers Tod Jesu in Gesellschaften gesungen wurden, Metastasios zur Tugend ermunternde Arien die gesellige Freuden erhöhten, kleine deutsche Lieder zu edlen Gefühlen stimmten, da herrschte ein anderer Geist unter den Menschen, als jetzt! Sollten nicht Landesfürsten, und alle, die durch Vorzüge des Geistes und Standes Einfluß auf den geselligen Ton ihrer Mitbürger haben, Alles aufbieten, um in ihre Kreise den ausgeschlossenen Geist der Freuden wieder einzuführen, von welchem Vater Gleim sagt:

„Freud' und Tugend sind ewig verwandt;
Es knüpfet sie beide das unzertrennlichste Band!"

„Die Geselligkeit, schrieb schon früher ein eben so verständiger, als braver Mann (1796, Gesichtspunkte für die Schriftsteller unsers Zeitalters S. 58) indem er uns den Grund der einströmenden Unsittlichkeit erklären wollte, weckte in den Menschen wechselseitige Duldung für Schwachheit. Man fühlte, daß sie von unserer Natur unzertrennlich sey, daß jeder die seinige habe, und daß sie auf eine Nach-

sicht Anspruch machen könnte, welche dem Laster, der Bosheit billig versagt werde; aber nach und nach dehnte die Kultur des sinnlichen Genusses ihre Verfeinerung auf Kosten des richtigen moralischen Gefühles aus, und statt daß vorher eigentliche Schwachheiten das Recht auf Nachsicht besaßen, entlehnten nun wirkliche Immoralitäten den Schein der Schwachheit. Die Grundsätze schwankten; man war leichter in der Prüfung geworden; man täuschte sich selbst in der Natur der Sachen, die man mit Namen verhüllte, und wenn man sich nicht täuschte, so suchte man zu heucheln. So kam es, daß die Duldung der Schwächen zum Vortheil der Corruption mißbraucht wurde. Mit der Wandelbarkeit der Grundsätze riß auch der Hang ein, diese lästigen Aufseher lächerlich zu machen, wenn sie sich doch zuweilen noch erheben; man lieh der Gewissenhaftigkeit den Schein des Rigorismus. Eitelkeit, die glänzen wollte, und belacht zu werden fürchtete, trat in den Bund mit der Sinnlichkeit, die sich vor Zeugen scheute, und Richter zu vermeiden wünschte. Das Resultat wurde Modeton, und die Moralität trat ins Dunkle zurück, um nicht verletzt zu werden, oder gieng unter, weil keine Gefahr vorhanden schien, die doch wirklich vorhanden war. Dieses Phänomen in unserer Culturgeschichte wurde auch bald in

der Literatur wirksam. Die Duldung des gemeinen Lebens gieng auch auf sie über; und da in ihrem Gebiete die schaffenden Kräfte des menschlichen Geistes thätig sind, erhoben sich Phantasie, und lockender Reitz der Darstellung, um den Irrwegen des praktischen Lebens noch mehr Gefahr zu verleihen."

Das Betrübteste bei diesen Erscheinungen war, und ist, seit einiger Zeit, daß die mißverstandenste Nachsicht auch gegen grobe moralische Vergehungen als sogenannter guter Ton, daß allenthalben die schlimmste Nachgiebigkeit eingeführt, und daß dem Laster ordentlich geschmeichelt worden ist. Ehemals hatte ein Mädchen, das fiel, seine Ehre verloren, und man suchte die Sache auf das sorgfältigste zu verheimlichen. Jetzt, in unsern liberalen und humanen Tagen hat die Sache, wenn sie auch öfters wiederholt wird, so wenig auf sich, daß der Zeitpunkt nicht sehr weit entfernt seyn kann, wo die Leute des großen Tons ihre Tendenz auf Ermunterung derselben richten. Hr. Justus Möser hat in seinen „patriotischen Phantasien" (einem Buche, dessen Lektüre ich schon einmal nachdrücklichst empfahl) die Frage: „Haben die Verfasser des Reichsabschiedes von 1731 wohl gethan, daß sie viele Leute ehrlich gemacht haben, die es nicht waren (im 1ten Theile §. IL.) verneinend beantwortet, und

unter anderm behauptet: „Der Grundsatz der neuen Gesetzgeber, daß man die Hurerei minder schimpflich machen müsse, um den Kindermord zu verhüten, ist falsch und unzureichend. Der alte: daß man den äußersten Schimpf darauf setzen müsse, um die Ehe zu befördern, ist weit dauerhafter, und nach den feinsten philosophischen Gründen angelegt." In einer weitern Betrachtung „über die zu unsern Zeiten verminderte Schande der Huren und Hurenkinder" sagt er (Th. 2. §. XXXIII.): „Seit zehn oder zwanzig Jahren ist in manchen Ländern für die Huren und ihre Kinder mehr geschehen, als in tausend Jahren für alle Ehegemahlinnen, Ehegattinnen, und Ehegenossinnen." Jeder Philosoph, sobald er nur gekonnt, hat sich gleich bemühet, die unächten Kinder und ihre Mütter, so viel möglich, von aller Schande zu befreien, und sich um das ganze menschliche Geschlecht verdient gemacht zu haben geglaubt, wenn er die armen unschuldigen Früchte einer, zwar verbotenen, aber, leider, allzeit verführerischen, Liebe von allem Vorwurfe befreiet. Groß sind unstreitig die Bewegungsgründe dazu gewesen. Natur, Menschheit, und Menschenliebe haben laut zum Lobe solcher Anstalten gesprochen; allein im Grunde ist es doch die unpolitische Philosophie unsers Jahrhunderts, welche hier

ihre Macht zeigt. Es ist wider die neumodische Menschenliebe, welche sich auf Kosten der Bürgerliebe erhebt. Es ist höchstens die christliche Barmherzigkeit, welche hier eine Lücke der Civilverfassung ausfüllt, die aber nicht erzwungen werden muß. Die Frage ist nicht so schlechterdings von der Stimme der Natur, und von den Rechten der Menschheit, wenn es auf bürgerliche Rechte ankömmt. Im Stande der Natur ist keine Ehe; und sobald man die Begriffe hievon aus dem Stande der Civilvereinigung in den Stand der Natur überträgt, so begeht man eine gefährliche Vermischung, deren Folgen in der That schädlicher sind, als man sich einbildet. Ist es wahr, daß die Ehe ihre großen Beschwerden habe; ist es wahr, daß viele ihr den ledigen Stand vorziehen, so ist nothwendig alles dasjenige, was den ledigen Stand begünstiget, und was ihm alles Vergnügen, was die Ehe gewähret, ohne jene Beschwerden verschafft, unpolitisch, und wider die wahre Wohlfahrt des Staats, nachdem es eine ausgemachte Wahrheit ist, daß aus Einer Ehe mehr Kinder geboren werden, als aus drei unerlaubten Verbindungen. Es ist unpolitisch, den Hurenkindern einerlei Ehre mit den ächtgebornen zu geben, weil dadurch der stärkste Bewegungsgrund für die Ehre wegfällt. Es ist unpolitisch, den unglücklichen

Müttern jener verbotenen Früchte ihre vorige Achtung zu erhalten, weil eben die Furcht vor dem Verlust derselben das wahre Mittel seyn soll, die Ehe zu befördern. Es ist unpolitisch, dem ehelosen Leben im bürgerlichen Stande gleiche Wohlthaten mit dem ehelichen zu verleihen, weil der Hausstand einer Familie dem Staate mehr nützt, und mehr beiträgt, als der Stand loser Gesellen u. s. w.

Man hat in Deutschland schon einmal (in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts nämlich, da der levantische Handel über Venedig durch das südliche Deutschland u. w. eine Menge fremder, eben nicht gesitteter, Leute den größten Städten zuführte, und da noch eine gräßliche Sittenlosigkeit herrschte) den Einfall gehabt, sogenannte Frauenhäuser zu errichten, und man hat die Mode auch hier in München nachgeahmt, und ebenfalls ein solches Haus (wovon ich das landesherrliche Mandat im sechsten Bande der Beiträge S. 178 it. vid. 185. 186. drucken ließ), welches Haus aber die Bürgerlichen bei schärfster Strafe nicht besuchen durften, gegründet; allein man hat sich auch bald wieder, hier, wie anderswo, bewogen gefunden, die saubere Anstalt zu unterdrücken, und den Grundsatz aufzustellen, daß Wüstlinge vielmehr dem Staate mit Pflichten verbunden, und nicht, daß der Staat

den Wüstlingen gleichsam untergeordnet sey. Sollte man wohl zu einer Zeit, wo jeder Mund von Weisheit überfließt, so sehr wieder zurückgekommen seyn, daß man gar kein anderes Mittel mehr wüßte, der gesunkenen Sittlichkeit zu begegnen, als daß man zu einer ordentlichen Anstalt für ihren sträflichen Muthwillen seine Zuflucht nehmen müßte? Sollte man sogar alle Hoffnung, sogar alle Kraft und Emporstrebung verloren haben, um die, über alles Gewöhnliche verschlimmerte, Sache wieder ins Bessere einzulenken?

Ich würde vor allen Dingen fragen, wie groß ist dann die Zahl der unverehelichten Männer, die uns, um mich so auszudrücken, über den Kopf gewachsen seyn sollen? Und wenn ihre Zahl beträchtlich seyn soll, sind es schlechterdings unentbehrliche Leute, Leute, an welchen der Staat so überaus Vieles, daß er sie, ihres politischen Gewichts und Einflusses wegen, unendlich schonen und liebkosen müßte, gelegen ist? Und sollten solche Männer, welche, wenn sie so wichtig sind, natürlicher Weise Männer von Kopf und Einsicht, Fleiß, und zartem (wenigstens weichem) Gefühle seyn müssen, durchaus nicht mehr zur Besinnung zu bringen, und für ein Betragen und einen Lebenswandel, wobei man nicht zu erröthen braucht, zu gewinnen seyn?

In Wahrheit, es ist von allem dem nichts an der Sache. Die Zahl der grobausgearteten und rohsinnlichen Menschen, die nach einer Hurenanstalt gelüstet, in deren Betracht man sich so schrecklich herablassen, und zur Schande unserer Zeiten ein entehrendes Bekenntniß von Gebrechen öffentlich vor der Welt ablegen sollte, ist noch bei weitem so groß nicht, als man, auf eine unverantwortliche Weise, vorgiebt, und solche Menschen sind vollends von der Art, daß schon ihr Hierseyn (auch in dem Falle, daß sie im Punkte der Unzüchtigkeit engelrein wären) der Stadt und dem Staate in hundert andern Rücksichten zur Last sind. Wie ist es möglich, daß man nicht begreifen will, daß fünfzig Individuen von Privatisirern, Dienstsuchern, den (unbeschreiblich verderblichen) Geldmäcklern, und vagen Händlern, müßigen Herumreisern, und Luxusleuten unter einer Volksmenge, wie die hiesige ist, die grundloseste Sittenansteckung in kurzer Zeit anrichten können und werden? Einige Dutzend Menschen, die ewig nichts arbeiten, wodurch der Verstand beschäftigt, die Einbildungskraft von üppigen Bildern abgezogen, und die Sinnlichkeit unterdrückt, wenigstens ermüdet wird, sind, zumal, wenn sie ein paar Kreuzer im Sack haben, im Stande, der Polizei ihr Amt unsäglich zu erschweren,

und der Unsittlichkeit zu einem feierlichen Aufzuge zu verhelfen. Solche Leute sind es, die es zur Mode gemacht haben, die Unzucht für ein Bedürfniß zu erklären, dessen entbehren, und sich darin etwas versagen zu wollen, lächerlich, und über dessen moralische Unzulässigkeit etwas sprechen zu wollen, abgeschmackt wäre. Solche Leute sind es, die sich einbilden, dieser Punkt sey vorzüglich einer derjenigen, welcher unter die Hauptstücke der eingetretenen Aufklärung, und der humanen und liberalen Tendenz des reinen Zeitgeistes gehörte, und worüber nur noch alte Narren und Pedanten, welchen das Licht der Vernunftgesetze vergeblich über ihre verhärteten Köpfe scheine, verlegen seyn könnten. Diese Vorstellungs- und Denkart ist jetzt liberaler Ton; und so arg war es dann noch vor zwanzig Jahren nicht. Man glitschte wohl auch manchmal aus, und es gab auch lüderliche Kunden; aber ungleich einzelner waren sie nicht nur, sondern sie waren noch so moralisch, ihre Fehltritte für unmoralisch, und vor rechtlichen Leuten sorgfältig geheim zu halten; sie giengen nichts weniger, als so unbefangen, wie jetzt, sondern schlichen nur, weil sie sich keiner guten Sache bewußt waren, wenn sie auf Seitenwegen giengen.

Die Herren unserer Tagstendenz haben jetzt nichts, als Bedürfnisse, die überdieß so

gerecht und dringend sind, daß der Staat bald alle Hände voll wird zu thun kriegen, um sie zu befriedigen. Es kann auch die Zeit nicht weit mehr entfernt seyn, da man sich mit diesen saubern Bedürfnissen, und mit den Centauren, welche dieselben erfanden, in keiner geringen Verlegenheit befinden, und genöthiget seyn wird, ganz andern Maßregeln Gehör zu geben.

„Aber auch die Volksmasse ist bereits vom großen Beispiel, vom Geiste der Zeit, vom Geiste der Lüderlichkeit und der Excultur angesteckt." Wahr zum Theil, und schlimm genug; aber was folgt daraus? Wenn Armeen üppig, weichlich, träg und ungehorsam im Dienst, feig und niederträchtig vor dem Feinde geworden, wie benahmen sich in solchen traurigen Ereignissen des Zeitgeistes verständige, gutgesinnte, und beherzte Feldherren? Schmeichelten sie der gemein gewordenen Tendenz? Nein! sie drangen mit einer beherzten, entschlossenen, unbesiegbaren Strenge auf den pünktlichsten Gehorsam, machten die, ihrer Regierung übergebenen, trägen, und selbstsüchtigen Weichlinge durch Arbeit, Abhärtung, und scharfe Zucht wieder zu Männern, und stellten für die Pflicht und Ehre die alte Achtung, Ehrfurcht, und Meinung, und Schimpf und Verachtung für den Unrath, den sie ausstießen, her.

a) Man muß vor allen Dingen die wahre Gottesfurcht und Frömmigkeit wieder herstellen. Diese Tugenden, ohne welche keine Regierung bestehen kann, befinden sich jetzt im gänzlichen Verschwinden, und man schämt sich bereits, solche Worte zu nennen. „In der niedern Klasse (sagt der Verfasser der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, in den Horen) herrscht Verwilderung und Gesetzlosigkeit, die alle Ordnung zu zerstören drohet, und in den höhern Erschlaffung und Selbstsucht, die desto mehr empört, weil die Cultur ihre Quelle ist. Der Geist der Zeit schwankt zwischen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwischen Unnatur und bloßer Natur, zwischen Aberglaube und Unglaube hin und her. Was ihm zuweilen noch Grenzen setzt, ist das Gleichgewicht des Schlimmern." So war es offenbar nicht immer und überall. Bei uns, vorzüglich unter jungen Leuten, herrscht jetzt eine fürchterliche Lauigkeit, Kälte und Trägheit, eine gräßliche Abnahme wahrer Gottesfurcht und Tugend. Ein, vielleicht nur zu großer, Theil hiesiger Einwohner unterläßt, den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, und lebt in einem Taumel dahin, wo er nicht weiß, wo er hinaus will, und wo er sich niemals so weit sammelt, um zu denken, wo er hinaus soll. Daß man Gott im Geiste anbeten, die Tu-

gend und Frömmigkeit im Herzen, und nicht bloß unter die Gewölbe eines Tempels tragen müsse, ist wohl wahr, und es weiß dieß auch bei uns der gemeinste Mann; aber äußere Dinge sind doch auch darum da, um das Innere anzuzeigen, es zu befördern, und ihm Ehrfurcht und Wichtigkeit zu verschaffen, und kein gesittetes Volk in der Welt (wohl auch die sogenannten Wilden nicht) waren je ohne Tempel, und äußern Gottesdienst. Schon die Versammlung eines Volkes in einem gottgeweihten Orte, in der Absicht, dem Vater aller Wesen zu huldigen, und sich durch eigene Heiligung dem Heiligen zu nähern, in der Absicht, sich selbst zu beschauen, zu bessern, sich mit Jedermann zu versöhnen, hat etwas Hocherhabenes und Rührendes. Bei uns Katholiken ist überdieß der kirchliche feierliche Gottesdienst keineswegs bloß eine bloße Ceremonie, und ein äußerlicher Cultus; und auch das, was wirklich Ceremonie und bloßer äußerlicher Cultus ist, hat fast immer seine lehrreiche historische Bedeutung. Hat man das Volk (welches indessen besser weiß, als man zu wissen scheint, was wesentlich zur Sache gehörig, und was außerwesentlich ist) mit zu vielem Aeußerlichen, so, daß das Innere dabei in Schatten zurück trat, umgeben, dann räume man den Unfug weg, aber man stürze

nicht plötzlich ein, und gehe nicht mit einem leidenschaftlichen, kleingeistigen Kränkenwollen, wobei das Volk zwar erbittert und geärgert, aber schlechterdings nicht gebessert wird, zu Werke, und noch weniger mache man jemals die Schüler (das Volk) zu Richtern, und enthalte sich, die Lehrer öffentlich zu tadeln, und ihnen eine, höchst schädliche, Geringschätzigkeit zuzuziehen. Man wußte vor dreißig Jahren (vor dreißig Jahren waren ja freilich viele, jetzt rüstige, Herren noch in der Kindesstube) so gut, wie heute (in gar vielen Dingen ungleich gründlicher, wie heute) was aus dem, was nicht ist, wie es seyn soll, allerdings werden soll, und man that mehr, als man weiß, unmerklich. Man hielt sich an die Vorschriften aller ächten Weisen, an die Beispiele alter und neuer Zeiten, indem man glaubte, daß man diejenigen, durch welche man bessere Dinge wirken will, mit bescheidener Schonung, und mittelst einer thätigen Unterstützung *) zuvor vielmehr mit der Bes-

*) Bei der man überzeugt würde, daß es keine bloße Phraseologie des Zeitgeistes, sondern wirklicher Ernst sey. Das Publikum lacht, und ärgert sich, wenn es immer von der Erhabenheit des Weltpriesterstandes, und von den hohen Pflichten desselben reden hört, und niemals sieht, daß etwas

serung bekannt, als mit Vorwürfen, groben Belehrungen, mißmuthig und zaghaft machen, und zuletzt dergestalt um ihr Ansehen bringen soll, daß jeder Schüler sich klüger dünkt, als sein Lehrer, und daß jeder sich um die unzeitige Verbesserung verdient zu machen glaubt, wenn er seinen Lehrer verachtet. Dieser ist gegenwärtig buchstäblich unser Fall. Es ist jetzt hier große Tagesordnung, der Geistlichkeit (ich meine keineswegs bloß die Mönche) mit Verachtung zu begegnen, und sie ihre Unbehülflichkeit, Gebeugtheit, ihre, gleichsam nur precäre und ungewisse Existenz recht bitter fühlen zu lassen *). Das gesammte Volk schwankt in Hinsicht seiner Meinung von den Geistlichen in einer verlegenen Unentschlossenheit, indem es weder des Alten, (zwar an sich gar oft Entbehrlichen, aber darum nicht immer Verwerflichen) was es bisher von den Geist-

---

für ihn gethan, daß vielmehr jede (nie wieder so zurückkehrende) Gelegenheit, die unentbehrlichsten Bildungs- und Verpflegungshäuser für die Aufnahme seiner Achtung, und seines Wohlstandes zu errichten, hintan gesetzt wurde.

*) Diese Schilderung aus dem Jahre 1809 ist nicht übertrieben; obgleich auch zugegeben werden muß, daß auch viele Geistliche durch Vernachlässigung ihrer Bildung dazu beitrugen.

A. d. H.

lichen lehren gehört, und worin es seine Ruhe gefunden hat, mit Einem Male (was auch eine recht kindische Forderung ist) entbehren, noch andererseits an den, nach der Tagesmode manirten, Vernunftpredigten einiger Herren etwas anders, als plauderhafte, sachlose, salz- und geschmacklose, frostige, und frostmittheilende Nubes sine aqua finden kann. Was zum Herzen gehen soll, muß vom Herzen, nicht bloß vom Kopfe, ausgehen. Der gemeinste Zuhörer fühlt mit Unmuth, daß der Vortrag sehr oft nur ein niedriges Placebosingen, ohne innern Beruf, ohne alle Wärme und Herzlichkeit sey. Nicht der zehnte Theil der bürgerlichen Klasse (von andern Klassen der Einwohner ist gar die Rede nicht) besucht noch unsere Predigten; und wenn man nun das ganze Jahr nichts Erbauliches, nichts, was den Menschen an sich erinnern kann, hört, so muß ja wohl alles erkalten, und in die Sittenrohheit, die sich so laut ankündiget, übergehen. Und Horaz sagte:

Hinc omne Principium, huc refer exitum,
Di multa neglecti dederunt
Hesperiae mala luctuosae.

b) Man muß sich beherzt entschließen, die herrschenden, lockenden Gelegenheiten des höchst verderblichen, und aufs höchste gestiegenen Luxus überhaupt zu unterdrücken. Eine anstän-

digere, und wirthschaftliche Kleiderordnung hätte längst vorhanden seyn sollen. Der wüthige Hang, dem großen Beispiele folgen zu können, veranlaßt unglaublich viele Fälle von Abhausung und Hingebung in Lüderlichkeiten aller Art. Die gesunde Vernunft, welche ja jetzt am hellen Mittage schimmert, sagt, daß man die gemeine Sache in strenger Ordnung halten, und daß man denjenigen, welche sich selbst niemals leiten werden, nicht, was sie wollen, blindlings gestatten, sondern von denselben, was sie sollen, streng fordern soll, und dieß nicht in einem, sich entschuldigenden, gleichsam bittenden Vortrage, bei welchem sich das Volk an eine stillschweigende Concurrenz mit der Obrigkeit, an ein, ihm zuständiges, Placet zu gewöhnen anfängt, sondern in einem gesetzten Tone, welcher der obrigkeitlichen Würde zukömmt. Die gesunde Vernunft sagt ferner, daß wir seit einigen Jahren bei weitem einen zu hohen Werth auf Vergnügungen aller Art setzen, und bei weitem zu viel für sie thun. Es herrscht eine lautere Schlaraffrerei. „Verjage die Willkühr, die Frivolität, die Rohigkeit aus den Vergnügungen deiner Zeitgenossen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, und endlich aus ihren Gesinnungen verbannen.“ Unsere Freinächte sind nach der gesunden Vernunft, schlechterdings unzulässig, und das, seit eini-

gen Jahren üblich gewordene Walzen auf Tanzböden ist (wie die bewährtesten deutschen Männer unzählige Male sagten, und dabei alle Polizeibehörden an ihre Pflicht erinnerten) in physischer und moralischer Rücksicht verwerflich. Bei solchen Tänzen erscheinen die Grazien nicht, sondern wilde Huronninnen, welche dann doch endlich gewahr werden sollten, daß sie durch ihr ungestümes, geiles Hingeben und Toben die Achtung und Ehrfurcht der Männer, welche des eckelhaften Geschlampes, und der frechen Zudringlichkeiten bald müde werden, längst verloren haben. Der Troß heutiger junger Männer versteht auch eben darum unter der Neigung gegen das Frauenzimmer nicht viel mehr, als den thierischen Genuß, und ist mit der Zartheit seiner Empfindungen, mit dem geistigen Anwehen der Liebe, wodurch das Herz des Mannes, und sein ganzes Wesen verschönert und durchdrungen, wodurch der Mann sanft und mild, arbeitsam und ruhmliebend, und züchtig und tugendhaft gemacht und erhalten wird, schlechterdings unbekannt, und was er aus Roheit nicht kennt, das belacht er. Horaz sagte schon, indem er das Versinken seines Vaterlandes ahnete, alles öffentliche Uebel komme von der Nachsicht gegen die Unsittlichkeit, und von der schlechten Erziehung der Jugend her:

Foecunda culpae saecula nuptias
Primum inquinavere, et genus, et domos.
Hoc Fonte derivata clades
In patriam, populumque fluxit.

Motus doceri gaudet jonicos
Matura virgo, et fingitur artibus
Jam nunc, et incestos amores
De tenero mediatatur ungui *).

Mox juniores quaerit adulteros
Inter Mariti Vina. —

*) Noch vor dreißig Jahren ließ man die Kinder heilige Krippen, und Gräber, und Altäre bauen, und führte sie fleißig nach der Kirche; jetzt läßt man sie auf dem Klavier spielen, üppige Lieder singen, tanzen, und führt sie fleißig nach dem Theater, und (was der Erziehungsphilosophie vollends die Krone aufsetzt) nach einem Kinderball. Was für Kinder gedeihlicher ist, darüber will ich kein Wort verlieren, um mich mit der hohen Selbstgenügsamkeit, dem schnöden abfertigenden Tone, und der Beiß- und Kampflust der anders Denkenden nicht zu bemengen; aber ich erinnere mich eben einer öffentlichen eine ähnliche Sache behandelnden Aeußerung des Fr. Leopold, Grafen zu Stolberg, welche ich bei dieser Gelegenheit nicht umhin kann, mitzutheilen:

„Unsere Väter, schrieb der Graf (indem er im deutschen Museum Jahrg. 1782 St. 12. S. 487 seine religiösen Empfindungen über die Sitte der bei den Protestanten üblichen Weihnachtsgeschenke, niederlegte) unsere Väter haben uns eine Sitte hinterlassen, welche schön, und rührend ist; eine Art des häuslichen, und allgemeinen Gottesdienstes, welcher dem gefallen muß, der ein Vater der Freude, und ein Vater der Kinder ist; dem gefallen muß, der die Kindelein herzte, und selber ein Kind ward."

Und daher rief er (freilich vergeblich) seinen Römern zu:

Eradicanda cupidinis
Pravi sunt Elementa, et tenerae nimis
Mentes asperioribus
Formandae Studiis.

„Gesegnet sey der Mann, der diese Sitte erfand, der zuerst am heiligen Abend vor Weihnachten die Kinder seines Hauses versammelte, den kleinsten erzählte, daß der Sohn Gottes aus Liebe für sie ein Kind geworden wäre, die grössern an diese Wahrheit mit Rührung erinnerte, ihnen sagte, die ganze Christenheit freue sich; sie sollen sich auch freuen, klein und groß möge nun jauchzen, und sie mögen spielen mit den Geschenken, welche er, und ihre Mutter ihnen schenkten, aber sich mit ihm, und ihrer Mutter auch der Wonne freuen, welche das Kindlein in der Krippe ihnen bereitet habe."

„Es ist eine der süßesten Erinnerungen meines Lebens, wenn ich an die Weihnachtabende denke, die ich mit meinen Geschwistern, meinen Aeltern, dem ganzen Hause feierte. An dem Tage ließen meine Aeltern auch das Gesinde nicht leer ausgehen; die letzte Magd mußte sich freuen; denn es herrschte im Hause die Eine Empfindung:

„Das Heil ist unser aller!"

„Es ist die Haupteigenschaft der deutschen Nation, daß sie herzlich ist, und dieser Charakter zeigt sich auch in der Feier dieses Festes bei uns."

„Gern gehe ich auf den Christmarkt die Abende der Christwoche, und besuche die beleuchteten Buden, welche voll von der Freude des bevorstehenden Festes sind. Der Greis, und das gebeugte Mütterchen verjüngen sich, indem sie Geschenke

c) Woher, und aus welcher Klasse von hiesigen Einwohnern sollte dann der Nachwuchs der eben so unglücklichen, als verächtlichen,

---

für die Enkel aussuchen, wiewohl sie klagen, daß zur Zeit ihrer Kindheit die Christmärkte besser versehen waren."

„Aber welch ein Anblick, wann nun die süße Stunde schlägt, die Kinder gerufen werden, und in die Kammer stürzen, in welcher die Aeltern mit zärtlicher Ungeduld ihrer harren!"

„Die grünen, mit hundert bunten Kerzen behangenen, Buchsbaumbüsche, welche die Früchte der Jahreszeit, Aepfel, Nüsse, und Rosinen verbergen und erleuchten, die schönen Puppen, und Reuter, und Schlitten, und Wagen, unter denen man immer das Kindlein in der Krippe, oder zierlich geschnitzt, die Flucht nach Aegypten, oder die Hirten, oder die Weisen vom Morgenland mit dem schönen Stern findet, alles das ist mit frommer Weisheit ersonnen, und zeuget von der edlen Einfalt, und Herzlichkeit unserer Väter."

„Mancher schon Erwachsene, deß die Welt begehrt, ihn zu sichten wie den Waitzen, wird bei dieser Gelegenheit gerührt, und wenn er die Kinder sich der kleinen gemalten Krippen freuen sieht, freuet er sich wieder des göttlichen Kindes, und läßt eine Thräne niederfallen, wenn die Chorschüler vor den Häusern singen:

„Den aller Welt Kreis nie beschloß,
Der lieget in Mariens Schooß,
Er ist ein Kindlein worden klein,
Der alle Ding erhält allein!
Kyrieleis!"

„Es gehört zum Charakter unserer Zeit, das Herzliche aus der Religion verbannen, und sie ihrer eigenthümlichen Einfalt und Lieblichkeit berauben zu wollen."

Schlachtopfer erwartet werden können? „Aus der Klasse, dürfte man sagen, aus welcher die hiesigen Gassenläuferinnen, und die Waare in nicht wenigen Häusern entsteht." Und woher entstehen dann diese? Ohne Zweifel aus solchen Klassen hiesiger Einwohner, die, statt daß sie sich täglich vermehren, längst hätten vermindert, und deren Ehen durchaus nicht hätten gestattet werden sollen. Diejenigen Mädchen, welche, sobald es die Natur gestattet, mit der Lüderlichkeit sich nähren, welche auch ordentlich aufgesucht und verkuppelt werden, sind gewöhnlich Töchter solcher Aeltern, welche, da sie sich,

---

„Mancher unserer jetzigen Reformatoren hat die Kinder von der Erkenntniß desjenigen abziehen wollen, der da sagte: Lasset die Kindlein zu mir kommen! Wahrlich ein solcher kennt das Herz des Menschen nicht! Es kann nicht zu früh sich den süßesten und edelsten Eindrücken öffnen. Es bleibt nicht so rein, wie es in der Kindheit ist, nicht so empfänglich."

„Sollte jemand sich wundern, Saul unter den Propheten zu finden, so wisse dieser jemand, daß ich die Kinder liebe, mich gern ihren Freuden überlasse, und es für mein größtes Glück halte, mich zugleich der Wonne der ganzen Christenheit am heiligen Abende überlassen zu können."

„Das ist meine Freude! Das ist mein Stolz! Ich schäme mich dessen nicht, auf daß nicht einst das göttliche Kind, welches in der Krippe weinte, sich mein schäme, wenn es wieder kömmt mit vielen tausend Engeln, in der Herrlichkeit seines Vaters, zu richten die Lebendigen, und die Todten."

wenn sie auch ohne Kinder geblieben wären, nur sehr kümmerlich würden haben nähren können, sich, da sie Kinder bekamen, nicht mehr zu helfen wußten. Töchter solcher Aeltern lernten vorerst nichts, womit sie sich hinlänglich nähren könnten, und was ihre Geistesbildung betrifft, so bleiben sie ganz und gar verwahrloset, und, bei aller ihrer äußerlichen Ueppigkeit und Geschwätzigkeit, im höchsten Grade niedrig, unwissend und roh; gleich Thieren, nur an dem gegenwärtigen Augenblicke hängend, ohne allen Blick in die Zukunft. Ein armseliges Flitterkleid, nach dem neuesten Zuschnitt, ist alles, nach was sie streben, und ein verächtliches Stück Geld alles, was sie suchen. Höchst selten gelangen sie noch zur Besinnung; sie sind vor der Welt, und vor sich selbst gefallen.

Ich schließe diese wenigen Erinnerungen mit dem innigsten Wunsche, daß man solche Beispiele und Muster (die Geschichte stellt sie ja auf) bei denen ehemalige Völker blühend, geachtet, und glücklich wurden, und nicht solche, bei denen sie armselig, verächtlich, und auf allen Seiten grundlos wurden, aufstellen, und nachahmen möchte. Die männliche, strenge, beherzte Tugend ist freilich kein behaglicher Zustand; sondern ein steter Kampf gegen die Sinnlichkeit, über welche der edlere Theil des

Menschen regieren, und herrschen soll; aber jene Tugend ist der einzige Pfad zur Ehre, Völkergröße und Glückseligkeit. Die Trümmer verfallener Staaten, und die Inschriften der Wüsteneien: Hier stand einst ꝛc. bestätigten diese ernstvolle Wahrheit. Als die hochstrebenden Athenienser sich eben recht weise zu seyn dünkten; als sie alle ihre Gedanken auf Glanz, Geräusch, und Genuß richteten, und für die fadesten Armseligkeiten prächtige Namen erfanden; als sie uber alles spotteten, was nicht sprach und that, wie sie, hatte die Stunde für sie geschlagen. Sie wurden gedankenlose Nachäffer ihres fortschreitenden Zeitgeistes, und (wie der Verfasser der Reisen des jungen Anacharsis, Th. 2. über die Epoche des Perikles sagt) „Perikles bevollmächtigte die Zügellosigkeit, Aspasia verbreitete sie, und Alcibiades machte sie liebenswürdig.“ Das geistreichste Volk des Erdbodens ist nicht mehr, und die Geschichte sagt, daß es zum schwächlichen Mährchen geworden, weil es leichtsinnig vergaß, sich selbst zu beherrschen, und sich an den schmalern Pfad zu halten, auf welchem es anfangs empor zum Tempel des einheimischen Glückes, und wahren Ruhmes gestiegen war.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Westenrieder, Lorenz <<von>>,

Lorenz v. Westenrieder's sämmtliche Werke

Bd.: 15

1833

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB Lc 161(15
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11420789-3